E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

DC
146
.M7
M96
1860

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Drittes Buch.

Genf und Paris.

		Seite
I.	Die Genfer Flüchtlinge in London	5
II.	Die Arkaden des Palais-Royal	36
III.	Die Diamanten der Königin	51
IV.	Der Graf Cagliostro und seine Frau	69
V.	Das Geister-Diner	81

Viertes Buch.

Die Schwindler.

I.	Ein Morgen in Saint-Cloud	105
II.	Das Parlament und die Königin	121
III.	Die Frau des Finanz-Ministers	135
IV.	Das Banket im amerikanischen Club	155
V.	Nach Berlin	186

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Fünftes Buch.

Mirabeau in Berlin.

		Seite
I.	Von Paris nach Berlin	5
II.	Die Botschaft nach Sanssouci	15
III.	Der Besuch Mirabeau's bei Friedrich dem Großen	30
IV.	Chinesisches Schattenspiel	50
V.	Der Tod Friedrichs des Großen	79
VI.	Preußen und Mirabeau	96
VII.	Eine Audienz bei Herrn von Bischoffswerder	109

Sechstes Buch.

1789.

I.	Mirabeau's Tuchladen	132
II.	Brot und Fleisch	150
III.	Der Abgeordnete des dritten Standes	188
IV.	Die Prozession der drei Stände	205

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf Mirabeau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf Mirabeau.

39449

Von

Theodor Mundt.

Dritter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Mirabeau in Berlin.

I.

Von Paris nach Berlin.

Es war an einem der letzten Decembertage des Jahres 1785, als ein Reisewagen, der von einem Postillon geführt wurde, bei beginnender Nacht zwischen Toul und Verdun in langsamer Fahrt über die Landstraße hinfuhr. Der bedeutende Schneefall hinderte die raschere Fortbewegung des Wagens, der auf seiner Bahn häufig Unterbrechungen fand, die nur mit großer Mühe beseitigt werden konnten.

Die Straße zog sich an den Ufern der Maas vorüber, auf deren festgefrorenen Eisflächen der Mond mit bleichen Strahlen hin- und herzitterte. Die Mitternachtsstunde war herangekommen und der Reisewagen bog eben in einen Wald ein, durch welchen die Landstraße sich fortsetzte.

Eine lautlose Stille herrschte in der ganzen Gegend, die nur durch das Knarren der Baumzweige im Frost und durch ein hin und wieder anschlagendes Geschrei der Krähen unheimlich unterbrochen wurde. Die Gesellschaft, welche sich in dem Reisewagen befand, war in den tiefsten Schlaf versunken, und nur ein Hund, der zu den Füßen seines Herrn lag, hatte keine Ruhe finden können, sondern erging sich zuweilen in

einem leiſen Winſeln, durch welches eine junge Dame, die in der einen Ecke des Wagens ſaß, immer von Neuem wieder aus dem Schlummer, der ſich kaum ihrer bemächtigt hatte, emporgeſcheucht wurde.

Sie faßte dann, wie es ſchien, den Entſchluß, den Schlaf gänzlich aufzugeben, und nachdem ſie mit ſorgfältig prüfenden Augen ihren in einen gewaltigen Pelz eingehüllten, tief ſchlummernden Nachbar und einen kleinen Knaben, der auf dem Rückſitz in den Armen einer Wärterin eingeſchlafen war, betrachtet hatte, lehnte ſie ſich zu dem Wagenfenſter hinaus, deſſen Glasſcheibe herabgelaſſen war. Ihr ſchönes Auge blickte klar und ſcharf in den weiß ſchimmernden Wald hinaus, der jetzt dicht an der Landſtraße hin ſich fortzog, und deſſen von Eis und Schnee zitternde Baumgruppen in dem ſpielenden Licht des Mondes allerhand wunderbare Geſtalten bildeten.

Du biſt wahrhaft unausſtehlich, Sarah! flüſterte ſie dann, zu dem Hunde ſich niederbeugend, der ſeine leiſe wimmernden Klagetöne von Neuem erhob. Ich glaube, Du haſt Furcht in dem nächtlichen, ſchauerlichen, frierenden Wald. Witterſt Du etwa Geſpenſter, dumme Sarah?

Henriette ſchien bei dieſen Worten ſelbſt in eine Art von Beunruhigung zu gerathen. Mit einer haſtigen Bewegung ſteckte ſie ihren Kopf weiter zum Wagenfenſter hinaus, zog ihn aber in demſelben Augenblicke wieder raſch zurück, und ſchien in der Berührung von Mirabeau's Hand, die ſich eben zufällig auf ihren Schooß hinabgeſenkt hatte, eine Erkräftigung zu ſuchen. Der Anblick ihres in tiefſter Ruhe und Zuverſicht neben ihr ſchlummernden Freundes ſchien ihre aufgeregten Beſorgniſſe wieder vollſtändig zu zerſtreuen.

Sie beſchäftigte ſich von Neuem mit dem Betrachten der nächtlichen Winterlandſchaft, die ſie jetzt ſo glän-

zend und schön um sich her fand, daß sie sich selbst in ihren Gedanken auszuschelten begann, wie sie zuvor sich hatte einfallen lassen können, so seltsame und abgeschmackte Erscheinungen zu haben. Es war ihr nämlich gewesen, als wenn seit einiger Zeit dunkle Gestalten den Wagen umschlichen, die bald langsamer, bald rascher mit ihm weiter zogen und sich dann spurlos wieder in dem Wald verbargen, plötzlich aber wieder hervortraten, und nahe an das Fenster kommend, mit furchtbaren Blicken in den Wagen hereinspähten.

Es sind Baumzweige gewesen, so wie dieser hier, dachte Henriette, indem sie einen von Eis blinkenden Zweig, den der vorbeistreifende Wagen so eben in das Fenster hereingedrückt hatte, mit der Hand abbrach, und wie zur Vergewisserung über die Täuschungen ihrer Einbildungskraft sorgfältig zu betrachten anfing.

Ich werde aber wach bleiben und Alles um mich her genau beobachten, sagte sie zu sich selbst, indem sie wieder mit erneuertem Muth in die Nacht hinausblickte. Sie erschien sich in diesem Augenblicke wie der behütende Genius der Uebrigen, und lächelte in diesem Bewußtsein von Zeit zu Zeit ihrem Freunde Mirabeau und dem kleinen Coco zu, die mit dem regelmäßigen und eifrigen Athmen ihres Schlummers jetzt einzig und allein die rings herrschende Stille unterbrachen.

In diesem Augenblicke fiel ein Pistolenschuß, der aus dem Gebüsche her in den Wagen drang, jedoch außer dem erschreckenden Knall keine Spuren in demselben zurückließ, da die Kugel zu dem entgegengesetzten Fenster wieder hinausgefahren war.

Mein Freund, mein Freund, man schießt auf uns! rief Henriette mit einem hellen Angstschrei, indem sie sich an Mirabeau anklammerte und denselben, der noch

mit dem Schlafe rang, durch ihr heftiges Rütteln vollständig zu wecken suchte.

In demselben Moment aber hörte man zwei andere Schüsse losgehen, die fast gleichzeitig fielen. Eine Kugel blieb in dem Innern des Wagens haften, verursachte jedoch nur eine Beule an dem Kutschenschlag und fiel dann an den Boden nieder. Die Bewegung, die Henriette machte, und mit der sie auch den sich erst jetzt ermunternden Mirabeau emporriß, wurde wahrscheinlich die Ursache, daß Keiner von ihnen getroffen worden war.

Der Hund brach jetzt in ein lautes Heulen aus, Henriette wehklagte leise in sich hinein, und auch der kleine Coco fuhr mit schmetterndem Geschrei von dem Schooß seiner Wärterin empor.

Nachdem Mirabeau sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte, begann er zuerst das Kind zu untersuchen, um sich von der Unverletztheit desselben zu überzeugen. Dann sagte er zu seiner Freundin, nicht ohne eine Anwandlung von schauerlichem Gefühl: Das waren keine Diebe und Räuber, denn Leute dieser Art sind nicht so unerfahren in der Ausübung ihres Handwerks. Ein Räuber, der uns berauben wollte, würde nicht drei Schüsse in den Wagen gethan haben und dann verschwunden sein. Er würde sich noch weiter mit uns abgefunden haben, um die Kosten für Pulver und Kugeln wieder an uns herauszubringen. Aber diese Dilettanten, die plötzlich in den Wagen hineinschießen und dann die ganze Sache auf sich beruhen lassen, sind gedungene Mörder, doch sie machten Pfuscherarbeit, und ich möchte Tausend gegen Eins wetten, daß ein Frauenzimmer sie gedungen hat.

Ist es möglich? rief Henriette mit einem erneuerten Angstschrei, indem sie sich in die Arme Mirabeau's schmiegte. Wirst Du uns denn schützen und retten

können, Mirabeau? Du haſt gewiß große und mächtige Feinde in Paris zurückgelaſſen, aber ich kann nicht begreifen, warum gerade die Damen auf Dich ſollten ſchießen laſſen? Nein, mein Freund, das bildeſt Du Dir blos ein, daß ſie Dir auch noch auf dieſe Weiſe nachſtellen ſollten. Und leider hätten ſie es nicht einmal nöthig, denn Du biſt gar nicht ſo ſchlimm gegen ſie, Mirabeau. Du weißt, wie oft ich deshalb mit Dir geſchmollt habe, mein Freund. —

Sie bemerkten aber in dieſem Augenblick zu ihrer Verwunderung, daß der Wagen umgekehrt war und mit einer fürchterlichen Eile einen Feldweg einſchlug, der zu dem Orte, von dem ſie vor Kurzem ausgefahren waren, zurückzuführen ſchien. Mirabeau rief ſeinen Diener an, der aber nicht mehr neben dem Poſtillon auf dem Bocke ſaß, wo er bisher ſeinen Platz eingenommen hatte.

Der Poſtillon gab an, daß er ohne Säumen und auf dem nächſten Wege zu ſeinem Poſthauſe zurückzukehren beabſichtige, weil er den Wald nicht mehr für ſicher halte. Der Diener Mirabeau's ſchien ſich aus Schrecken und Angſt auf die Flucht begeben zu haben.

Alle Ermahnungen und Scheltworte Mirabeau's vermochten nicht, den Poſtillon von ſeinem einmal gefaßten Entſchluß wieder abzubringen, und er jagte nur um ſo entſetzlicher von dannen, ſo daß die Beſorgniß entſtehen mußte, auf der ſchlechten Straße mit dem Wagen umgeworfen zu werden.

Und Du haſt einen beſtimmten Argwohn, daß eine Dame einen Mörder gegen Dich gedungen haben könnte? fragte Henriette wieder, die von der neuen Gefahr nicht beunruhigt zu werden ſchien, weil ſie den ihr ſo auffallend erſchienenen Worten Mirabeau's ſeitdem in ſichtlicher Bewegung nachgedacht hatte. Zugleich ver-

rieth ſich wieder der ihr eigenthümliche Scharfblick, indem ſie, während Mirabeau in einiger Verlegenheit noch mit der Antwort zögerte, ganz leiſe hinzuſetzte: Frau von Calonne ſoll eine ſehr ſchöne, aber auch ſehr böſe Frau ſein. Ich hörte, daß ſie eine geborene Italienerin iſt.

Und was kann uns das ſchaden, mein Kind? erwiederte Mirabeau lachend, indem er bereuete, ſich vorher durch eine unvorſichtige Aeußerung verrathen zu haben.

Ich habe oft geleſen, wie rachſüchtig die Italienerinnen ſind, und daß ſie gleich mit Dolch und Gift um ſich werfen, wenn ſie ſich von Jemanden verletzt glauben, ſagte Henriette, indem ſie ſich nahe und ängſtlich zu Mirabeau hinüberbog. Könnten ſie nicht auch einmal mit Piſtolen ſchießen laſſen?

Nein, mein Schatz, das glaube ich nicht, antwortete Mirabeau trocken auf dieſe mit der drolligſten Naivetät ihm vorgelegte Frage, indem er, um ihr Schweigen aufzuerlegen, wiederholt ihren Mund küßte.

Der Wagen wurde über die häufig durch Schneemaſſen unterbrochene Straße ſo heftig und raſch davongeführt, daß der unaufhörlich ſchwankende und ſtoßende Wagen die Fortſetzung des Geſprächs erſchwerte, obwohl Henriette, die immer noch grübelte, noch tauſend Fragen auf dem Herzen zu haben ſchien.

Nein, mein Kind, begann Mirabeau nach einer Pauſe wieder, indem ihm ihre fortgeſetzte Beunruhigung leid zu thun anfing, es giebt keine ſchöne Frau in Paris, die zu einer ſolchen Rache gegen mich veranlaßt ſein könnte, daß ſie bis hierher in den Wald bei Verdun mir mörderiſche Schüſſe nachſenden ließe. Und eine Häßliche kann es gar nicht geweſen ſein, denn dieſe Gattung bringe ich von ſelbſt nie in die Verſuchung, ſich an mir rächen zu müſſen. Und ich

kann Dich verſichern, Frau von Calonne iſt durchaus nicht ſchön. Ihre Naſe iſt entſchieden zu lang, ihre Augen ſchimmern in's Graue, was, wie Du weißt, mir ſo unangenehm iſt, und auf ihren dicken, wulſtigen Lippen ſitzt mehr ein boshafter Teufel, als ein koſender Liebesgott. Ich begreife in der That nicht, wie Deine geängſtigt umherirrende Phantaſie in dieſem Augenblick gerade auf Frau von Calonne kommen konnte. Ich kenne ſie faſt gar nicht, und habe ſie nur ein einziges Mal in einer Soirée geſehn. Aber weißt Du, wie das Frauenzimmer heißt, welches dieſe Mörder gegen mich gedungen haben kann? Es heißt Zufall, denn ich habe den Zufall, der mit Allen buhlt und gegen Alle ſich verſchwört, von jeher für ein ſchlechtes Frauenzimmer gehalten und immer nur als ein ſolches bezeichnet. Es iſt ein Zufall, wie er mich noch auf allen meinen Reiſen verfolgt hat, denn wann wäre ich jemals ausgereiſt, ohne daß mich nicht unterwegs irgend eine Gefahr betroffen hätte? Denke nur an unſere Reiſe nach London, wo wir faſt noch im Hafen durch den kleinlichſten und nichtswürdigſten Zufall Schiffbruch erlitten hätten? —

Obwohl Henriette durch dieſe ruhige und würdige Auseinanderſetzung keineswegs ganz befriedigt ſchien, ſo wandten ſich doch ihre Gedanken jetzt wieder von dieſen Vorſtellungen ab, indem der Wagen in dieſem Augenblick vor der Poſtſtation anlangte, wo bereits eine große Aufregung über das, was geſchehen war, herrſchte.

Der Diener Mirabeau's war in der Angſt, die ihn plötzlich ergriffen hatte, hierher vorausgeeilt und hatte in der That eher als der Wagen das Poſthaus erreicht, welches durch ſeine ſchreckensvollen Erzählungen ſogleich in die größte Bewegung verſetzt worden war. Er ſtand jetzt am Schlage, um denſelben zu

Digitized by Google

öffnen und dem Grafen Mirabeau beim Aussteigen behülflich zu sein.

Mirabeau verlangte sogleich mit seiner gewaltig sich erhebenden Stimme nach dem Posthalter, und als derselbe zögernd und ängstlich hervortrat, wurde ihm der Befehl zugedonnert, einen andern Postillon zu stellen, oder diesen, der in feiger Flucht und wider den Willen der Reisenden mit ihnen den Rückweg angetreten, zur sofortigen Fortsetzung der Reise zu veranlassen.

Der Postillon betheuerte mit herzhaften Flüchen, daß er denselben Weg nicht wieder zurückfahren werde, da der Wald voll von Räubern und Mördern stecke, und er sein Leben und seine Pferde nicht auf's Spiel setzen könne. Vergebens wurde ihm vorgestellt, daß ein weiterer Anfall unmöglich zu befürchten sei, da die Räuber annehmen müßten, daß inzwischen eine Anzeige geschehen wäre, und sich deshalb vor der ihnen drohenden Verfolgung zurückgezogen haben würden.

Der Mensch aber verharrte bei seiner Weigerung, und der Posthalter, der ihm nur mit sehr gelinden Vorstellungen entgegentrat, erklärte bald darauf, daß die Fortsetzung der Reise erst in einigen Stunden geschehen könne, weil der Wagen, der bei der Eile des letzten Weges an den Rädern beschädigt worden, einer Ausbesserung dringend bedürfe, wenn nicht die Sicherheit der Reisenden gefährdet werden solle.

Mirabeau mußte sich, obwohl unter den heftigsten Zornausbrüchen, in dieses neue Hinderniß finden. Die Wärterin mit Coco wurde so lange in der Poststube untergebracht, die aber kaum noch für andere Personen einen ausreichenden Raum darzubieten schien. Mirabeau und Henriette zogen es daher vor, im Freien zu bleiben, und ungeachtet der schneidenden

Mitternachtskälte in der Straße vor dem Poſthauſe mit einander auf und abzuwandeln.

Am Nachthimmel war der feierliche Reigen der ſchönſten Sterne emporgegangen. Der Horizont ſchien eine wunderbare Saat von perlenden Feuerfunken zu ſein, und Henriette, die mit ſchwärmeriſchen Blicken in die unendliche Höhe hinaufſchaute, drängte ſich inniger an die Seite Mirabeau's, der ſeinen ſtattlichen Pelz, in den er eingehüllt war, zum Theil um die Schulter ſeiner zarten Freundin geſchlagen hatte. Sie begann heftig zu huſten, denn die Anſtrengungen der Reiſe, bei denen Mirabeau durchaus keine Rückſicht eintreten ließ, ſchienen ſich in ihrem ſeit einiger Zeit ſehr erſchütterten Geſundheitszuſtande bemerklich zu machen.

Sage mir, Mirabeau, begann ſie nach einem Augenblick des Schweigens, warum Du ſo fürchterliche Eile mit dieſer Reiſe haſt? Ich für mein Theil beklage mich nicht, denn ich kann einen guten Puff vertragen, und eine ſolche Minute, wie dieſe, wo ich **mit Dir, mein einzig geliebter Freund, unter dem Sternenglanz des vollen Himmels, von der ganzen Welt abgeſchieden und nur Dir vereint, daſtehe, wiegt für mich alle Strapazen und Aengſte auf, die nur irgend noch kommen mögen! Aber die Kälte iſt ſehr bedeutend, und ich fürchte, daß der kleine Coco von dieſen Nachtreiſen ernſtlich Schaden nehmen könnte.**

Er iſt ja bereits ein junger Mann von vier Jahren, entgegnete Mirabeau leichthin, und er ſoll einmal ein tüchtiger Mann werden. Dies kann man nur, wenn man früh mit Mühſeligkeiten ſich herumſchlagen muß. Aber es wird ja wohl ſo ſchlimm mit ihm nicht werden, denn der Junge, dünkt mich, iſt gut eingepackt, und ſeine Wärterin, die ihn beſtändig in

ihren Armen ſchützt, iſt eine provençaliſche Bäuerin, die ihre ſtarke Lebenswärme auf ihn ausathmet.

Aber ich will Dir ſagen, warum ich ſo eile auf dieſer Reiſe, fuhr er nach einer Pauſe fort, in der ſeine Augen mit einem mächtigen, ernſten Aufblick zu den Sternen über ſeinem Haupte ſich wandten. Ich reiſe darum ſo raſch und unaufhaltſam, weil die großen Männer dieſer Erde den Sternen des Himmels gleichen. Jetzt glauben wir ſie noch zu ſehen, und neigen uns anbetend vor ihrem ſtrahlenden Sein in den Staub. Aber in demſelben Augenblick ſchwinden ſie ſchon über uns dahin mit all ihrer flammenden Größe, und ehe wir es denken, ſind ſie untergegangen, und wir ſehen ſie nicht mehr.

Henriette lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſah ihm aufmerkſam forſchend in die Augen.

Du blickſt mich verwundert an, ſprach er weiter, und Du ahnſt nicht, daß ich von einem großen König im Norden ſpreche, zu deſſen Hauptſtadt wir jetzt dieſe Reiſe machen. Es iſt Friedrich der Große, und man glaubte in Paris ſchon bei unſerer Abreiſe, daß er im Sterben läge, und daß die Augenblicke ſeines Stundenglaſes gezählt ſein würden. Wir eilen jetzt Tag und Nacht zu ihm, denn mich verlangt, ihn vor ſeinem Hinſcheiden noch zu ſehn. Es bringt Segen, von den Augen großer Männer getroffen zu werden. Das wirft einen Sternenglanz in unſere Seele, der nie erliſcht. Die Lage Europa's wird und muß ſich ändern, ſobald Friedrich ſeine Augen geſchloſſen hat. Vielleicht bedeutet ſchon dieſes Nordlicht, welches ſich dort in der Ferne des Horizonts gebildet zu haben ſcheint, mit ſeinen dunkelrothen Flammen den Krieg und den Aufruhr, der ſich bald in ganz Europa entzünden wird. Wir müſſen wiſſen, wie Frankreich ſteht, und darum eilen wir nach Berlin. Unſer Gouverne-

Digitized by Google

ment kann ſeinem dortigen Geſandten nicht trauen, der ein unbeholfener Schwachkopf iſt. Es kommt darauf an, daß der Tod Friedrichs des Großen nicht blos ſogleich und auf der Stelle durch einen Courier nach Paris gemeldet wird, ſondern daß dieſer Nachricht auch ſofort die richtigen und entſcheidenden Bemerkungen über die Lage der Dinge in Preußen und Deutſchland beigegeben werden. Darum, meine ſüße Freundin, eilen wir in Geſchwindmärſchen durch Nacht und Wind, durch Kälte und Gefahr nach Berlin! —

Henriette wollte ihm demüthig die Hand küſſen, aber er ſchloß ſie innig in ſeine Arme. — —

Der Reiſewagen wurde endlich fertig, und da der Morgen ſchon heranzudämmern begann, wurden die Bedenken des Poſtillons, dem außerdem noch ein reichliches Trinkgeld in Ausſicht geſtellt ward, jetzt leichter überwunden. —

Die Reiſe ging über Nanci, Frankfurt am Main und Leipzig nach Berlin, wo Graf Mirabeau mit ſeiner „Horde“ glücklich an einem ſchönen Januartage des neuen Jahres 1786 anlangte. —

II.

Die Botſchaft nach Sansſouci.

Graf Mirabeau hatte vorläufig in der Ville de Paris, einem der erſten Gaſthöfe in Berlin, ſeine Wohnung genommen. Der Gaſthof lag in der Brüderſtraße, und bot zwar den Anſprüchen, die Mirabeau bei ſolcher Gelegenheit zu machen pflegte, keine ſehr genügende Einrichtung dar, aber es war ihm geſagt worden, daß er in der Hauptſtadt des Königs

von Preußen, in der ihm die äußere Eleganz noch sehr zurückgeblieben zu sein schien, auf nichts Besseres rechnen dürfe.

Die Stadt hatte zuerst einen ungemein öden und leeren Eindruck auf ihn und seine Gefährtin gemacht, doch wußte er Allem, was er sah und hörte, bald einen viel günstigeren und bedeutsameren Character abzugewinnen.

Seiner Gewohnheit nach hatte er den ersten Tag, noch ehe er irgend etwas Anderes unternehmen wollte, fast nur auf den Straßen von Berlin zugebracht, um die Physiognomie der Stadt in allen ihren einzelnen Theilen aufzufassen und das Leben in der gewöhnlichen Mischung des Tages kennen zu lernen. Während Henriette zu Hause blieb, um den dunkeln und winkeligen Zimmern, die ihnen in dem Hôtel eingeräumt waren, mit der ihr eigenen Sorgsamkeit und Geschicklichkeit den Anstrich eines wohnlichen Behagens zu geben und ihre Sachen zu ordnen, hatte Mirabeau in seiner nie ermüdenden Beweglichkeit fast die ganze Stadt durchlaufen und war an allen Ecken und Enden derselben, ja selbst vor einigen Thoren Berlins und im Thiergarten, gewesen. Er hatte sich sogar unter das Volk gemischt, soweit er die Gelegenheit dazu fand, und obwohl er bei seiner noch sehr unvollkommenen Kenntniß des Deutschen nur in gebrochener Redeweise sich verständlich machen konnte, so ersetzte er diesen Mangel doch durch die außerordentliche Kunst des Fragens, die ihm von jeher zu Gebote gestanden In seine Fragen wußte er Jeden, der ihm nur in den Wurf kam, so angelegentlich zu verstricken, daß kein Entrinnen vor dieser Wißbegierde möglich schien, die sich ebenso einschmeichelnd als interessant zu gebärden wußte, und den Angeredeten zugleich auf die unwider-

stehlichste Weise an den stattlichen und merkwürdigen Frager fesselte.

Ein Handwerker, mit dem Mirabeau auf der Kurfürsten-Brücke vor der ehernen Reiterstatue des großen Kurfürsten Bekanntschaft gemacht, war eine Zeitlang sein Führer und Begleiter geworden, und hatte ihn in seiner Weise, die aber für Mirabeau gerade die erwünschteste und lehrreichste war, über Straßen und Plätze, und manches Andere, zu orientiren gesucht. Es war ein Schuhmacher, der eine ganze Galerie von Schuhen und Stiefeln an einem Stock über seiner Schulter trug, die er im Begriff war, seinen Kunden in der Stadt zu überbringen. Mirabeau, der ein besonderes Talent hatte, mit Handwerksleuten umzugehen, und auf eine sie beredt und vertraut machende Weise mit ihnen zu verkehren, hatte den ehrsamen Meister, der seine Arbeitslast gerade über dem eisernen Gitter des Denkmals ruhen ließ, sehr ergiebig für politische und vaterländische Betrachtungen gefunden. Der Mann wußte ihm zwar nicht ganz genau zu sagen, wer der große Kurfürst gewesen, und Mirabeau dachte dabei mit Betroffenheit an die Leute aus dem Volk in Paris zurück, die in der Regel von jedem historischen Monument, das sich in ihrer Stadt befindet, und das ihrer eigenen Geschichte angehört, eine genaue Kunde haben. Aber der Schuhmacher von Berlin wußte wenigstens so viel zu sagen, daß der gewaltig auf seinem Pferde thronende Kurfürst ein sehr tapferer und gottesfürchtiger Herr gewesen sei, der auch den Herren Franzosen seiner Zeit viel zu schaffen gemacht habe, obwohl Alles, was er gethan, doch nur ein reiner Spaß sei gegen die Heldenthaten des alten Fritz, der den Franzosen bei Roßbach fürchterlich die Jacke ausgeklopft habe.

Erfreut über diese Unumwundenheit, die in der Berliner Volksmanier sich drollig genug ausnahm,

fragte ihn Mirabeau, ob er denn wiſſe, daß Er auch ein Franzoſe ſei, was aber den Schuhmacher nicht in die geringſte Verlegenheit verſetzte. Derſelbe lüftete mit einem ironiſchen Seitenblick ſeine Mütze, und ſagte dann, ziemlich gutmüthig lächelnd: die Fremden ſind hier faſt alle Franzoſen, und man kennt Euch ſchon an einem gewiſſen vornehmen Kehrmichnichtdaran, mit dem Ihr durch unſere Straßen ſchlendert, und ſo thut, als wenn Euch Alles ganz egal wäre. Und wenn ihr unſer liebes Deutſch radebrecht, ſo nehmt Ihr Euch beſonders kläglich und leidend aus, und zerbrecht Euch ſchier die Zunge, ſo daß man Euch zur Kur ſogleich in unſere Charité ſchaffen möchte.

Euere Bemerkungen ſind nicht gerade ſehr ſchmeichelhaft, lieber Freund, aber ſie haben etwas angenehm Erweckliches, verſetzte Mirabeau. Und wenn es Euch recht wäre, möchte ich in Eurer Begleitung wohl einen Theil dieſer guten und tüchtigen Stadt durchſchweifen. Ihr kehrt dann mit mir in mein Hôtel zurück, um mir am Schluß unſerer Wanderung zu einem Paar neuer Stiefeln das Maaß zu nehmen, denn ich bin ziemlich abgeriſſen hier angekommen, und dies ſpitze berliner Pflaſter ſcheint mir einer ſtarken Sohle zu bedürfen.

Der Meiſter willigte mit ſichtlicher Zufriedenheit ein, ſtellte jedoch die Bedingung, daß der Weg durch die Stadt nach den Wohnungen ſeiner Kunden, bei denen er noch mit der Arbeit vorzuſprechen habe, beſtimmt werde, wobei er Mirabeau das Anſinnen ſtellte, jedesmal draußen ſo lange zu warten, bis er die Stiefel abgetragen habe.

Mirabeau, der ſich in einer neuen Stadt zu Anfang ſtets in der heiterſten und angeregteſten Laune befand, nahm das Erbieten an, und fühlte ſich noch beſonders ergötzt, zu hören, daß ſein neuer Freund zuerſt im Mi-

Digitized by Google

niſter-Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten zu thun habe, weil er dem Miniſter von Hertzberg, für den er arbeite, ein Paar neuer Schuhe überbringen müſſe.

Das iſt ja ein ungemein glückliches Zuſammentreffen, ſagte Mirabeau lachend, indem er ein Porteſeuille aus ſeiner Bruſttaſche hervorzog, und ſich eines Briefes vergewiſſerte, an den er ſich in dieſem Augenblick erinnert gefühlt hatte. So erfahre ich doch bei dieſer Gelegenheit ſogleich, wo der Miniſter von Hertzberg wohnt, denn ich habe ein Empfehlungsſchreiben aus Paris an ihn mitgebracht, und will daſſelbe vorläufig mit einer Karte von mir in ſeinem Hôtel abgeben, um mich darauf zu einer gelegenen Audienz von dem Herrn Miniſter berufen zu laſſen. Es wäre mir ganz recht, wenn der Herr Miniſter von Hertzberg auch bei mir Etwas arbeiten laſſen wollte, denn wenn ich auch leider kein Schuhmacher bin, ſondern nur der Graf Mirabeau, ſo weiß ich doch, wo die Staaten in Europa und in Deutſchland der Schuh drückt, und ich könnte manchen guten Rath ertheilen, wie Preußen, wenn es nur auch einmal leichtere Stiefel anziehen wollte, ſich in der That zu den Höhen Europa's hinaufſchwingen würde. Nicht wahr, Meiſter Cordonnier!

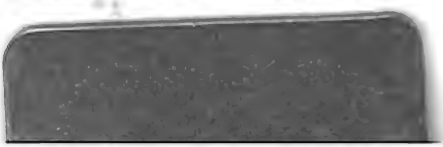
Ich heiße Sommerbrodt, erwiederte der Schuhmacher mit vollſtändigem Selbſtvertrauen. Ihr ſeid ein Graf und ich bin ein Schuſter. Iſt man das in Eurem Lande gewohnt, daß zwei ſolche Leute, wie wir, ſo ohne Weiteres zuſammen über die Straße ſpazieren?

In Frankreich iſt man allerdings noch nicht ſo weit vorgeſchritten, erwiederte Mirabeau lächelnd, aber der Tag wird kommen, wo eine ſolche Geſellung des Grafen mit dem Schuhmacher erſt eine Weisheit, und dann ein Genuß ſein wird! Bei Euch in Deutſchland,

mein neuer Freund, ist man in solchen Dingen schon viel weiter, glaube ich, und sobald Ihr nur wolltet, würdet Ihr alle andern Völker in der Brüderlichkeit und Gleichheit weit überflügeln.

Ich weiß nicht ganz, wie der Herr Graf Das meint, entgegnete Herr Cordonnier mit einem pfiffigen Lächeln. Ihr wollt uns also rathen leichtere Stiefel anzuziehen, um, Eurer Meinung nach, ein besseres Fortschreiten zu bekommen? Euer französisches Schuhwerk ist in der That auch nicht schlecht, muß ich sagen, ja es ist, was dort gearbeitet wird, unserem deutschen Pechdraht in vielen Stücken gewiß vorzuziehen. Ich habe auch einmal in Paris gearbeitet, als ich auf meiner Wanderschaft war, und habe dort Manches gelernt. Aber Das, meine lieben Französchens, habe ich doch nicht von Euch gelernt, wie man Siebenmeilenstiefel verfertigt, denn mit diesen würde man doch noch weiter kommen, als mit Euerem lackirten Kalbleder, wie trefflich Ihr auch darin zu arbeiten versteht. Aber ich will Euch auch schon etwas Extra's machen, Herr Graf, wenn Ihr bei mir bestellen wollt. Nicht mit starken Sohlen, wie Ihr meint, Gott bewahre, das würde sich für Euch nicht schicken. Aber Ihr habt einen schönen kleinen Fuß, und den will ich schon so bedienen, daß er sich nichts vergeben, noch Schaden nehmen soll, wenn er unser schlechtes berliner Pflaster tritt.

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Mirabeau, indem er sich vor Vergnügen über seinen ihm ungemein zusagenden Gefährten die Hände rieb. An Eurer Seite und auf Euren Schuhen möchte ich wohl das ganze Deutschland durchwandern. Ich bin im höchsten Grade begierig, Deutschland kennen zu lernen. Ich kann Euch sagen, Herr Sommerbrodt, daß diese Bekanntschaft mich von jeher gereizt hat. Dies Deutschland



ist mir immer vorgekommen, wie das schöne Mährchen von den zwölf schlafenden Jungfrauen, oder wie viel habt Ihr Staaten in Deutschland? Ich glaube gar, es sind deren noch mehr als zwölf, wenn man sich die Mühe geben will, sie alle zusammenzurechnen.

O ja, erwiederte der Schuhmacher lakonisch, indem er mit einer stolzen Handbewegung auf das Königliche Schloß hinzeigte, das jetzt in seiner Hauptfront sich vor ihren Blicken darstellte.

Graf Mirabeau blieb stehen, und stellte sich mit verschränkten Armen hin, um das preußische Königsschloß in seinem mächtigen und bedeutungsvollen Bau, der einen großen Eindruck auf ihn zu machen schien, zu überschauen. Meister Sommerbrodt drückte über dies Interesse, welches Mirabeau an den Tag legte, sein besonderes Wohlgefallen aus, welches ihn so weit hinriß, daß er den Grafen vertraulich und belobigend auf die Schulter klopfte.

Was die zwölf schlafenden Jungfrauen anbetrifft, fuhr er dann mit seinem verschmitzten und etwas boshaften Lächeln fort, so thut Ihr wohl Unrecht, wenn Ihr mit ihnen die Staaten Deutschlands vergleicht. Es giebt wohl mehr als dreißig solcher schlafenden Jungfrauen, deren Schlafstube man das Deutsche Reich nennt, aber für ihre Jungfrauschaft möchte ich nicht gerade einstehen, denn eine jede unter ihnen hat doch wohl schon irgendwie ihre Unschuld verloren.

Und Euer preußisches Königsschloß wäre wahrlich groß genug dazu, um alle die schlafenden Jungfrauen von Deutschland, wie viele es auch sein mögen, unter seinem einzigen Dach zu vereinigen! sagte Mirabeau nachsinnend, und unaufhörlich in das Anschauen des berliner Schlosses versunken. Und nicht wahr, mein Freund, das ist die Spree, welche dort die andere Seite des Schlosses umspült, und über die wir her-

übergekommen ſind? Man hätte alſo hier das Spreewaſſer nicht weit, um damit die andern deutſchen Jungfrauen, ſobald man ſie nur erſt in das preußiſche Schloß hereingelockt haben wird, zu taufen. Euere Spree ſcheint mir aber ein ſehr patriotiſcher Fluß zu ſein, denn ſie küßt ſo recht inbrünſtig die Füße Eueres Königsſchloſſes, und Ihr belohnt ſie dafür auch königlich, indem Ihr der Spree die Ehre anthut, ihr wehmüthiges Tintenwaſſer einen Strom zu nennen.

Scheltet mir ja die Spree nicht, Herr Graf, denn ſie iſt unſer beſtes Kleinod, rief Meiſter Sommerbrodt mit einem komiſchen Eifer. Die Spree gehört zu unſerem Nationalcharacter, denn ſie fließt ſo ruhig und ohne Stürme, wie das berliner Gemüth, dahin. Auch ihre dicke Tintenfarbe iſt ja recht ſchön. Es kann ihr dadurch nicht Jeder gleich auf den Grund ſehen, während man in Euerer Seine ſo leicht manches Schlimme ſieht, worin Euer Nationalcharacter ſich entblößt zu haben ſcheint.

Ihr ſeid ein ſcharfer Beurtheiler der Nationen, Herr Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau, laut lachend. Aber Euer König, der große Friedrich, um deſſen willen ich eigentlich hergekommen bin, wohnt niemals in dieſem ſchönen großen Schloſſe?

Der Schuhmacher ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und ſagte dann: Da müßt Ihr nach Potsdam gehen und nach Sansſouci, wenn Ihr den alten Fritz ſchauen wollt. Dort iſt er zu Hauſe, denn ihm iſt hier nimmer recht wohl, wie ſehr wir ihn auch lieben und ſeiner begehren. Dem alten großen Herrn wird's überhaupt nicht mehr recht wohl werden in ſeiner Haut. Alle ſeine Feinde hat er beſiegen können, nur das Alter nicht. Der General-Feldmarſchall Podagra ſoll ihn in dieſem Augenblick wieder fürchterlich beim Wickel haben. Sein Krückſtock wehrt ſich

dieſen grimmigen Feind nicht mehr ab. In der That, man hört ſeit einigen Tagen die ſchlimmſten Nachrichten über das Befinden des Königs.

So hätte ich wohl wenig Ausſicht, von ihm empfangen zu werden, wenn ich mich zum Beſuch bei Euerem König melden ließe? fragte Mirabeau, ſich zum Weitergehen anſchickend, indem er ſeinen Gefährten durch Berührung ſeines Armes zur Fortſetzung des Weges veranlaßte.

Er ſoll in der letzten Zeit faſt gar keine Fremden mehr vor ſich gelaſſen haben, erwiederte Meiſter Sommerbrodt. Aber da Ihr ein Franzoſe ſeid, ſo ſteht das Ding für Euch ganz anders. Ihr Franzoſen ſeid immer vornehme Herren, und man fühlt ſich geſchmeichelt, wo Ihr einſprecht. Ihr müßt etwas Beſonderes an Euch haben, oder mit einer Zauberſalbe beſtrichen ſein, durch die Ihr Jedem gut zuriecht, ſobald Ihr Euch nur wo blicken laſſet. Und ſo riecht Euch auch der alte Fritz noch immer gern, denn ich wette, einem Franzoſen würde er noch Audienz geben, ſelbſt wenn er auch ſchon im Sterben läge.

Und in der That, flößt der Zuſtand ſeiner Majeſtät auch der berliner Bevölkerung bereits Beſorgniſſe ein? fragte Mirabeau geſpannt.

Ich kann Euch ſagen, entgegnete der Meiſter mit einer geheimnißvollen Gebärde, daß es drüben in Sansſouci allerdings ſehr ſchlecht ſteht. Wenn Ihr nachher vor dem Hauſe des Miniſters von Hertzberg etwas auf mich warten wollt, ſo werde ich Euch die zuverläſſigſten Nachrichten darüber herunterbringen können. Se. Excellenz befindet ſich heut in Berlin, und iſt immer ſehr gnädig gegen mich. Wir haben ſchon manchen politiſchen Diskurs miteinander geführt, und er ſagt mir Alles, was ich nur von ihm wiſſen will. Denn ein Anderer möchte nicht ſo leicht etwas Ge-

naueres erfahren, weil man die Sache am liebſten noch verheimlichen möchte, und noch nicht wiſſen laſſen will, wie ſie eigentlich ſteht.

Ich werde Euch damit doch nicht mehr bemühen, Meiſter Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau. Ich ſehe vielmehr, daß es die höchſte Zeit für mich ſein wird, mich bei dem König zur Audienz zu melden, und ich will deshalb ſogleich in mein Hôtel zurückkehren, von dem ich jetzt noch nicht ſehr weit entfernt bin. Ich werde ſogleich ohne Weiteres einen Brief an Seine Majeſtät ſchreiben, und denſelben durch einen Expreſſen nach Sansſouci ſenden. Ihr aber, Meiſter Sommerbrodt, verfehlt nicht, auf dem Rückwege von dem Herrn Miniſter Euch ungeſäumt in Ville de Paris bei mir vorzuſtellen. Es wird mir nicht nur Euer belehrender Beſuch ſehr ſchätzenswerth ſein, ſondern ich werde Euch auch bitten, mir das Maaß zu neuen Schuhen zu nehmen, die aber ganz vorzüglich ausfallen müſſen, denn ich will ſie bei der Audienz in Sansſouci anziehen. Und nun, nachdem ich Euch ſchon mit ſo vielen Fragen beläſtigt habe, geſtattet mir für heute noch eine einzige. Warum gehen hier die Leute aus dem Bürgerſtande, die uns unterwegs begegnet ſind, faſt alle ohne Unterſchied in einem blauen Rock, wie auch Ihr ſelbſt, mein Freund, Euch eines ſolchen eigenthümlich blauen Exemplars an Eurem werthen Leibe erfreut?

Nichts iſt leichter zu beantworten, als dieſe Frage, erwiederte Sommerbrodt, indem das bisherige ironiſche Lächeln auf ſeinem Geſicht ganz verſchwand und einem ernſten, faſt feierlichen Ausdruck Platz machte. Es iſt die Farbe der preußiſchen Armee, die auch wir Bürgers- und Handwerksleute am liebſten an uns tragen mögen. Wir glauben uns dann Alle eingekleidet für unſern König, mit dem wir jeden Augenblick

bereit sein wollen, in die Schlacht zu ziehen oder treu zu seinen Diensten zu stehen, denn wie unsere blauen Röcke zeigen, daß auch der Bürger seinen eigentlichen Stand in der Armee des Königs hat, so ist das Blau auch die Leibfarbe der Treue, mit der wir jeden Tag und jede Stunde an unser Königshaus uns gefesselt fühlen.

Vor diesem Patriotismus nimmt selbst Graf Mirabeau seinen Hut ab! sagte Mirabeau, indem er den Bürger freundlich grüßte und nun rasch den Rückweg zu seinem Hôtel antrat, welches er in kurzer Zeit wieder erreicht hatte.

Henriette empfing ihn freudig und fröhlich, und zeigte ihm mit einem triumphirenden Lächeln, wie weit sie bereits in ihren Bemühungen vorgeschritten, die ausgepackten Sachen zu ordnen und einiges Behagen in den düstern und winkeligen Gasthofszimmern zu verbreiten.

Mirabeau ließ jedoch die Freundin diesmal nach einer kurzen Begrüßung stehen und stürzte an den Schreibtisch. Dort nahm er einen schon bereit liegenden Briefbogen, auf den er stehend folgende Worte hinwarf:

„Sire!

Gewiß ist es eine zu vermessene Voraussetzung, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten, wenn man nicht in der Lage ist, von einer Angelegenheit sprechen zu können, die ein besonderes Interesse darzubieten vermag. Aber wenn Sie einem Franzosen, der seit seiner Geburt die Welt erfüllt gefunden hat von Ihrem Namen, den Wunsch verzeihen, den größten Mann dieses Jahrhunderts und vieler anderen näher zu sehen, als man gewöhnlich die Könige sieht, so geneigen Sie mir die Gunst zu bewilligen, daß ich nach Potsdam kommen und Ihnen

meine Huldigung darbringen darf. Ich bin mit tiefſter Ehrerbietung, Sire,

Ew. Majeſtät

ſehr demüthiger, ſehr gehorſamer und

ſehr unterwürfiger Diener

Der Graf von Mirabeau. *)

Nachdem er ſeiner Freundin Henriette dies Schreiben vorgeleſen, die es auch in den flüchtigen und ſtolzen Wendungen, welche es hatte, ganz des Grafen Mirabeau würdig fand, couvertirte er es raſch und klingelte nach dem Kellner, der beauftragt wurde, einen zuverläſſigen Mann ausfindig zu machen, der mit dem Briefe nach Sansſouci an den König abgeſandt werden könnte.

Eine ſolche Perſon wurde im Hôtel ſelbſt nachgewieſen und der Kellner ſandte nach einiger Zeit einen Mann zu dem Grafen hinauf, der ſeinem Aeußern nach in einem ziemlich verkümmerten und bemitleidenswürdigen Zuſtande zu ſein ſchien, und mit traurig geſenkten Blicken ſich vor Mirabeau darſtellte, um ſeine Befehle zu empfangen.

Wer ſind Sie und wie heißen Sie? fragte ihn Mirabeau raſch, indem er mit prüfenden Blicken das abgehärmte bleiche Geſicht, und das zwar noch ſaubere, aber doch ungemein fadenſcheinige und bis an die äußerſte Grenze der Haltbarkeit vorgeſchrittene Kleid des Mannes betrachtete.

Ich bin der Candidat Johann Ludwig Schmidt, entgegnete der ſchon ziemlich ältliche Mann mit einer furchtſamen Stimme. Auch bin ich Dichter und Kritiker, fügte er mit einem leiſen Anflug von Selbſtgefühl hinzu.

---

*) Wörtlich nach dem Original. Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

Ah, erwiederte Mirabeau mit einem unwillkürlichen Lächeln, dann ist es ein Irrthum, für den ich um Verzeihung bitten muß, denn unmöglich kann ich einen Mann des deutschen Parnasses mit der Bestellung eines Briefes nach Sanssouci beauftragen.

Ich übernehme alle Bestellungen in der Ville de Paris, die vorkommen, und der Besitzer des Hôtels bürgt für die Richtigkeit meiner Ausführungen, erwiederte der alte Candidat mit einer bescheidenen aber sehr ausdrücklichen Bestimmtheit.

Und warum hat man einen Mann von Ihren Talenten nicht an eine bessere Stelle gesetzt? fragte Mirabeau verwundert. Ist es in Eurem Deutschland üblich, daß die Geister Bedientendienste versehen müssen?

Oh, ich bitte, entgegnete der Candidat, indem einige brennend rothe Punkte auf seinen bleichen ausgehöhlten Wangen emporstiegen. Ich bin sehr zufrieden hier im Hause, obwohl es zuweilen besser sein könnte. Ich war der Hauslehrer der Kinder seit einer Reihe von Jahren, und nachdem ich die Erziehung derselben vollendet, blieb ich im Hause, führte die Bücher, schreibe die Speisezettel und besorge auch allerhand Commissionen, wobei mir noch Muße genug bleibt, einige Beiträge für die Berlinische Monatsschrift der Herren Biester und Gedike zu schreiben.

Und Ihr seid zufrieden mit einem so kläglichen Loose? fragte Mirabeau. Wenn Eure Gedichte etwas taugen und Eure Kritiken dem guten Geschmack förderlich sind, warum nimmt sich nicht Euer großer König, der gewissermaßen Euer College auf dem Parnaß ist, Eurer an?

Entschuldigen Sie, entgegnete Johann Ludwig Schmidt, die deutschen Musen wagen nicht einmal, vor dem Thron des großen Königs zu betteln. Aber sie werden ihn besingen, wenn sein Heldenauge sich

bald geschlossen haben sollte, und dann mit allem Feuer und aller Kraft, deren nur die deutsche Poesie fähig ist. Ich habe schon die Ode in sapphischem Versmaße begonnen, und sobald die erwarteten Trauernachrichten aus Sanssouci herüber klingen werden, wird mein Gedicht in die Druckerei wandern und hoffentlich das erste sein, das in einem deutschen Blatte erscheint.

Also so eilig habt Ihr es schon? rief Mirabeau überrascht. Nun, dann ist es auch die höchste Zeit, daß Ihr Euch mit meinem Briefe auf den Weg macht, denn es ist meine Absicht, den König noch lebend zu sehen. Eilet daher, und nehmt eine Extrapost auf meine Kosten, und zahlt an den Postillon so viel Trinkgelder, als Ihr wollt, damit er Euch im Fluge nach Potsdam bringe. In Sanssouci laßt Ihr Euch bei Einem der Adjutanten Seiner Majestät melden, und sagt, daß Ihr von dem Grafen von Mirabeau aus Paris kommt, welcher bäte, diesen Brief unmittelbar in die Hände des Königs niederlegen zu wollen. Ihr könnt auch hinzufügen, Freund, daß der Graf Mirabeau ein Paquet mit Büchern aus Paris mitgebracht hat, welche dem Könige von seinen dortigen Freunden geschickt würden. Ich bedarf zu diesem Auftrag eines zuverlässigen Mannes, der in Sanssouci Bescheid weiß, da mein Diener, der kein Wort Deutsch versteht, sich auch sonst durch seine Ungeschicklichkeit nicht dazu eignet. Und Eure gute Miene flößt mir in der That das größte Vertrauen ein.

Unter tiefen Verbeugungen nahm der dienstwillige Mann den Brief, versprach die ungesäumte Beförderung desselben, und wollte sich entfernen, als Mirabeau ihn in der Thür noch einmal zurückrief.

Ich wollte Euch noch einen Vorschlag machen, Freund, sagte der Graf, der sich auf Eure Eigenschaft

als deutſcher Dichter und Kritiker bezieht. Ihr ſollt täglich eine Stunde mit mir Deutſch leſen und mich in den Feinheiten Eurer Sprache unterrichten. Denn ich fühle das Bedürfniß, mich in den vollſtändigen Beſitz dieſer Sprache zu ſetzen, und Du ſollſt auch an dieſen Lehrſtunden einigen Theil nehmen, Henriette. Ich habe zwar mit Cabanis zuſammen Deutſch getrieben, der auch ein Theaterſtück von Goethe, ich glaube, es heißt Stella, in's Franzöſiſche zu überſetzen angefangen. Aber ich habe doch heut auf der Straße gefunden, daß ich mich noch nicht einmal mit einem gebildeten Schuhmacher, denn in Berlin ſcheinen ſelbſt die Schuhmacher gebildet zu ſein, ganz leicht und ohne Anſtoß unterhalten kann.

So wollen wir die Hamburgiſche Dramaturgie von Gotthold Ephraim Leſſing mit einander leſen, Herr Graf! rief der Candidat mit glänzenden Augen.

Ich ſehe ſchon, Ihr ſeid der rechte Mann für mich, und zugleich ein wahrer Teufelskerl! entgegnete Mirabeau. Ihr wollt mir Euren Leſſing auf den Hals ſchicken, der, wie ich gehört habe, mit unſern großen Dichtern ſo tapfer angebunden und gegen das hohle Weſen der franzöſiſchen Hofpoeſie die Schleuder David's erhoben hat. Aber Ihr müßt wiſſen, darin bin ich ein College Eures Leſſing, denn die alte Zeit zu bekämpfen in allen Stücken, das iſt das eigentliche Handwerk des Grafen Mirabeau. Aber nun macht Euch auch auf den Weg, lieber Freund, und je beſſere Nachrichten Ihr mir aus Potsdam zurückbringt, deſto angenehmer wird meine Erkenntlichkeit für Euch ſein.

In der That, mir wird ganz eigenthümlich hier in Preußen zu Muthe, ſagte Mirabeau zu Henriette, als er ſich wieder allein mit ihr befand. Preußen iſt ein Land, das man ſtudiren und genau ergründen muß, und dies ſoll jetzt meine Aufgabe ſein, der ich alle

Digitized by Google

meine Kräfte widmen werde. Ich werde ein umfassendes Werk über die Preußische Monarchie schreiben. Es weht hier eine scharfe geistgeschwängerte Luft, von der ich unruhig in allen Gliedern zu werden anfange. Denke Dir, Yet-Lie, ein Schuster, dessen Bekanntschaft ich unten auf der Straße machte, zeigte mehr Witz, Verstand und Logik in seiner Unterhaltung, als man sie je bei einem französischen Parlamentsrath angetroffen hat. Heut Abend wollen wir zusammen in die Komödie gehen. Wenn Du auch die Sprache noch nicht verstehst, so wird sie Dir doch wie ein schöner rauschender Wald an's Ohr schlagen, und Du wirst viele kluge Gesichter um Dich herum sitzen sehen.

III.

Der Besuch Mirabeau's bei Friedrich dem Großen.

Der Brief, welchen Mirabeau an den König Friedrich gerichtet, hatte in Sanssouci die günstigste Aufnahme gefunden. Den Tag darauf gelangte schon die Antwort des Königs in die Hände Mirabeau's.

Der König bestimmte ihm in einem eigenhändigen Rückschreiben und mit sehr freundlichem Entgegenkommen sogleich einen der nächstfolgenden Tage, an welchem er den Grafen Mirabeau in Sanssouci zu empfangen wünschte.*)

Mirabeau verbrachte in einer so großen Ungeduld, wie er sie kaum je empfunden zu haben sich erinnerte, die Zeit, welche bis zu dem festgesetzten Tage verlaufen

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

mußte. Er ſchob faſt alle andern Beſuche, die er ſich in Berlin zu machen vorgeſetzt, bis nach ſeiner Rückkehr aus Potsdam auf. Nach den Eindrücken und Hoffnungen, mit denen er von dieſem Beſuch bei Friedrich dem Großen zurückkehren würde, glaubte er dann erſt die Richtung, in welcher er in Berlin ſich weiter ausbreiten und fortbewegen wollte, ſich beſtimmter vorzeichnen zu können. Nur bei dem Miniſter von Hertzberg hatte er ſeinen Empfehlungsbrief abgegeben und war von dieſem vielverdienten und hochgebildeten Staatsmanne noch an demſelben Tage mit der einfachen und ſchlichten, gewiſſermaßen patriarchaliſchen Liebenswürdigkeit, die in Hertzberg's Weſen lag, empfangen worden.

Jetzt aber war der glühend erſehnte Tag herangekommen, an dem Mirabeau in die Nähe Friedrichs des Großen treten, ſeine Stimme vernehmen, ſein Angeſicht ſich nahe gegenüber leuchten ſehen ſollte. — Henriette, die ihm, wie immer, bei ſeiner Toilette behülflich war, glaubte dieſelbe heut beſonders feſtlich einrichten zu müſſen, aber Mirabeau beſtand darauf, daß ſeine Kleidung die gewöhnliche und einfache ſein müſſe, wie er ſie auch in der vornehmen Geſellſchaft von Paris nicht anders zu tragen pflegte. Es war dies der ſchwarze Frack im engliſchen Schnitt, welchen Mirabeau in der letzten Zeit ausſchließlich getragen, und zu dem weder Gold noch Silber noch irgend eine Stickerei hinzugefügt werden durfte. Dazu gehörten Schuhe und Strümpfe, und was die erſteren betraf, ſo hatte Meiſter Sommerbrodt nicht nur redlich Wort gehalten, indem er ſchon am frühen Morgen das bei ihm beſtellte Exemplar überbrachte, ſondern er hatte auch die feinſte und vollendetſte Arbeit geliefert, um, wie er ſagte, Berlin wenigſtens im Schuhzeug nicht hinter Paris zurückſtehen zu laſſen.

Aber Henriette ſchmollte ſo lange mit Mirabeau, bis er ſich entſchließen mußte, auch das leicht gekrauſte, gepuderte Toupet nebſt Haarbeutel, welches er in Paris ſeit einigen Jahren nur noch ſelten und bei beſonderen Veranlaſſungen zu benutzen pflegte, zur feierlichſten Vollendung ſeiner Toilette anzulegen. Denn ſie meinte mit ihrer liebenswürdigen Schalkheit, einem König gegenüber, und noch dazu einem ſo großen und berühmten, dürfe er doch nicht der mit der Mähne flatternde Wildfang ſein, ſondern müſſe ſich fein ehrbar und ordentlich darſtellen, wenn er es auch ganz und gar nicht ſei.

Mirabeau gab ſich mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit gefangen, obwohl er meinte, daß es ihm eigentlich darauf angekommen ſei, grade einem König gegenüber die freie Mähne zu zeigen. Dann hing ihm Henriette, nachdem ſie lächelnd ihre Zufriedenheit mit ſeiner Coiffüre erklärt, die Lorgnette um den Hals, die ſein unentbehrlicher Gefährte war und mit der er, wenn er ſie nicht vor den Augen hielt, in ſeiner Lebhaftigkeit unaufhörlich zu ſpielen und hin- und herzudrehen pflegte, ſo daß ſie ein unveräußerliches Beſtandſtück ſeiner Gewohnheiten und Manieren geworden war.*)

Die Extrapoſt, welche ſich Graf Mirabeau für ſeine Reiſe nach Potsdam hatte beſtellen laſſen, wartete ſchon unten auf ihn, und ſeine Freundin, nachdem ſie ganz ſtolz ihr Werk an ihm vollendet hatte, geleitete ihn nun bis an den Wagen. Die Reiſe wurde mit ſo großer Eile zurückgelegt, als es die ſchlechte Fahrſtraße zwiſchen Berlin und Potsdam nur irgend zulaſſen wollte, doch ſah ſich Mirabeau gerade um die von dem

---

*) Vgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens II. 65. Rahel ſchildert die Perſönlichkeit Mirabeau's, wie ſie ihn ſelbſt damals in Berlin geſehen.

König festgesetzte Stunde vor dem Schlosse von Sanssouci angelangt.

Mirabeau trat ohne Säumen in das Schloß, vor dessen Hauptthür er nur eine einzige Schildwacht fand, was ihm zuerst einen so wenig feierlichen Eindruck verursachte, daß er seinen Besuch nicht einem König, sondern irgend einem Obersten oder Capitain der preußischen Armee zu machen glaubte.

Nachdem Mirabeau nach dem General-Major Grafen von Görtz gefragt, wie ihm dies in dem Briefe des Königs ausdrücklich vorgeschrieben worden war, sah er sich durch die Schildwacht in einen Corridor gewiesen, dessen fast ängstlich stille und schweigende Räume er mit einem gewissen Zögern durchschritt. Dann gelangte er in einen großen Saal, in welchem er vor dem Kamin einen preußischen Offizier, der sich an der prasselnden Flamme eifrig erwärmte, sitzen sah.

Der Offizier stand bei seinem Eintritt auf und ging, nachdem er Mirabeau forschend betrachtet, ihm wenige Schritte entgegen, worauf er sich in steifer Förmlichkeit, und die leichte Verbeugung Mirabeau's mit militairischem Gruß erwiedernd, ihm gegenüber aufstellte. Auf die Frage Mirabeau's nach dem Grafen Görtz gab er sich als solchen mit größerer Freundlichkeit zu erkennen, und die kalte Rinde, die mit zu seiner dienstlichen Haltung zu gehören schien, schmolz ganz von seinem ehrlichen und braven Gesicht hinweg, als sich Graf Mirabeau ihm jetzt mit einiger Form vorstellte und ihm die üblichen Worte der Annäherung sagte.

Er bemerkte, daß er sogleich die Ehre haben würde, den König von der Ankunft des Grafen Mirabeau zu benachrichtigen, und verschwand dann auf einige Augenblicke in einer am äußersten Ende des Saals befindlichen Thür. Nachdem er wieder zurückgekehrt war

und verkündigt hatte, daß der König höchstens in einer Viertelstunde dort in der Thür seines Cabinets erscheinen würde, fragte ihn Mirabeau, ob der Graf ein Paquet mit Büchern, welches er gestern an ihn auf die Post gegeben, richtig empfangen und die Bücher vielleicht bereits in die Hände Seiner Majestät niedergelegt habe.

Graf Görtz bejahte in der verbindlichsten Weise diese Frage und fügte hinzu, daß der König ihm bereits aufgetragen habe, dem Grafen Mirabeau den gewogentlichsten Dank dafür auszudrücken. Der König habe zugleich geäußert, daß er ungemein neugierig sein werde, zu erfahren, welcher glückliche Zufall einen Reisenden, wie den Grafen Mirabeau, hierher nach Berlin verschlagen habe?*)

Mirabeau vermochte jetzt vor Ungeduld und Erwartung nur eine sehr spärliche Unterhaltung mit dem glücklicher Weise ziemlich einsylbigen Grafen Görtz fortzuführen. Auf seine leise ausgesprochene Frage, ob die weitverbreiteten Gerüchte über den bedenklichen Gesundheitszustand des Königs begründet seien, hatte Görtz achselzuckend geantwortet. Dann fügte er hinzu: Ein schlimmes Zeichen ist der Beschluß, welchen der König heut morgen gefaßt hat, und wonach er den in diesem Jahre abzuhaltenden Militair-Revuen nicht mehr beiwohnen wolle. Es ist dies das erste Mal, und wenn dies bedeutsame Zugeständniß nicht wäre, welches der König jetzt selbst an seine Krankheit macht, so giebt es wohl jeden Tag noch Sonnenblicke, wo man glauben sollte, daß Krankheit und Alter sich noch immer wieder vor dem göttlichen Geist des Königs beugen würden.

Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich endlich

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 324.

die Thür des anstoßenden Cabinets, und die Gestalt des Königs erschien auf einen Augenblick in derselben. Mirabeau hatte das flüchtige Zeichen, welches der König durch eine Handbewegung gegeben, kaum bemerkt, aber Herr von Görtz bedeutete ihn leise, daß damit nunmehr der Befehl ausgedrückt worden sei, zu Seiner Majestät einzutreten. Dann nahm er den Arm Mirabeau's, um ihn in das Cabinet einzuführen.

Mirabeau fühlte sich fast von der sichern und selbstgewissen Leichtigkeit, die sein Auftreten sonst zu bezeichnen pflegte, verlassen, als er in diesem Augenblick in der unmittelbaren Nähe des großen Monarchen stand, der ihm erst einen blitzartig scharfen, prüfenden Blick zuwarf und dann erst seinen in der That von Ehrfurcht bewegten Gruß mit einem langsamen, freundlichen Neigen seines Kopfes erwiederte.

Die kleine zusammengekrümmte Gestalt Friedrich's, die nur mit Mühe auf dem in seinen Händen zitternden Krückstock lehnte, machte gewissermaßen einen niederschlagenden und erhebenden Eindruck zugleich auf alle Vorstellungen Mirabeau's. Mit einer träumerischen Befangenheit sah er auf den König hin, auf dessen von Alter und Krankheit gebeugtem Haupt ihm gleichwohl alle Glorien der Welt zu schweben schienen, denn er fühlte sich von der Nähe des Königlichen Genius berührt und getroffen. Und während es ihm im ersten Moment unbequem und störend gewesen war, den König in so kleiner Statur vor sich zu sehen, wodurch er sich in die Verlegenheit gesetzt fühlte, von oben herab über ihn hinwegzublicken, so war es ihm gleich darauf, als müsse er zu dem König hinaufschauen und seine Herrschergröße, die er zu bewundern gekommen, auch in dem Ausdruck seiner Züge, in der scharfen und gewaltigen Form seines Kopfes, ja selbst in der märtyrerhaften Hinfälligkeit seines Körpers, anerkennen.

Der König hatte unmittelbar nach dem Eintreten Mirabeau's und seines Begleiters dem Letzteren einen Wink gegeben, sich wieder zu entfernen, worauf sich Graf Görtz unmittelbar zurückgezogen und den König mit Mirabeau allein gelassen hatte. Mirabeau hatte schon in der Unterhaltung im Vorsaal erfahren, daß der König Denjenigen, welche er auszeichnen wolle, gestatte, allein in seinem Cabinet mit ihm zu bleiben. Dies erhob die Zuversicht Mirabeau's von Neuem, als ihn der König jetzt mit einem wohlwollenden Lächeln, das in seinen blauen Augen hervorschimmerte, in die Mitte seines Cabinets hereinwinkte.

In demselben Augenblick aber ließ sich der König plötzlich mit einem leisen Seufzer in den Lehnstuhl zurückgleiten, der zur Seite des Kamins stand. Dann deutete er mit der Hand auf ein ihm gegenüberstehendes Tabouret hin, auf welchem Mirabeau, dieser Weisung gemäß, Platz nahm.

Ihr Besuch, Herr Graf, findet mich als einen argen Patienten, begann der König jetzt mit einer Stimme, deren gesunder und voller Klang mit der hinfälligen Erscheinung des Körpers in einem wunderbaren Contrast zu stehen schien. Aber einem Gruß aus dem schönen Frankreich widersteht man nicht so leicht, selbst wenn man kaum noch in der Lage ist, ihn genießen zu können. Sie haben mir schöne Bücher aus Paris mitgebracht, ich danke Ihnen. Nur ein Buch habe ich darunter nicht angetroffen, welches ich mit Begierde suchte. Mein Freund, der Marquis von Condorcet, schickt mir artige Sachen, aber sein Leben Voltaire's fehlt, auf das ich begreiflicher Weise sehr begierig bin. Neulich schrieb er mir, daß diese Arbeit vollendet sei, und nun sendet er sie mir gleichwohl nicht. Wissen Sie etwas — —

Ein heftiger Husten-Anfall unterbrach jetzt diese

Worte des Königs, die er erſt mit ſicherem Ton begonnen, bald aber durch die Beſchwerden ſeiner keuchenden Bruſt immer undeutlicher und ungewiſſer hatte werden laſſen.

Mirabeau mußte, ſo lange der König huſtete und ächzte, ſeine Antwort zurückhalten, und hatte inzwiſchen Gelegenheit, den mit dem Dämon der Krankheit ringenden König und ſeine Umgebung genauer zu betrachten.

In dem kleinen Cabinet, in dem er ſich befand, war Alles ſo einfach und prunklos eingerichtet, daß Mirabeau in dem Arbeitszimmer eines ſeiner literariſchen Freunde in Paris zu ſitzen glaubte. Anſtatt der Möbel befanden ſich faſt nur Bücher in dichten Reihen an den Wänden umher. Ein kleiner Schreibtiſch war mit Papieren und Büchern überladen, und den einzigen Schmuck auf dem Sims des Marmor-Kamins bildete eine goldene Pendule, die ihre gleichförmigen Takte hin- und herbewegte.

Nach dieſem raſchen Umherblick fühlten ſich aber Mirabeau's Augen immer wieder von dem ihn wunderbar bewegenden Bilde des Königs gefeſſelt. Er betrachtete jetzt die Kleidung, in welcher ſich der König darſtellte, und fand, daß der blaue Soldatenrock, welchen Friedrich trug, ſo abgeſchabt und verſchoſſen als möglich ausſah und daß ſeine Weſte kaum noch ſauber genannt werden konnte, da ſie reichlich und auf allen Seiten mit Schnupftabak überſtreut war. Auch die langen Stiefel, welche der König bis über die Kniee hinübergezogen trug, gaben ihm ein etwas groteskes Anſehen und ſchienen der Würde der königlichen Erſcheinung nicht gerade förderlich zu ſein. Aber Mirabeau mußte ſich bei dieſer Betrachtung von Neuem geſtehn, daß er ſeine Erwartungen, die er von dem Anblick

des großen Königs gehegt, auch dadurch nicht für getäuscht und widerlegt halten konnte.

Durch diesen bizarr und schmutzig gekleideten, engbrüstig athmenden, mit seinen letzten Kräften ängstlich haushaltenden Körper grüßte ihn abermals der Feuerstrahl der großen Seele, die darin noch keineswegs matter zu glühen schien. Mirabeau sah, daß der König, dessen schmerzlich hallender Husten sich seinem Ende zuzuneigen begann, jetzt wieder seinen wunderbar herausfordernden und stechenden Blick zu ihm herübersandte. Dieser durchdringende Blick des blauen Königsauges, der Alles in den Andern ergründen zu können schien, vereinigte in seinem scharfen Licht so viel Güte und Bosheit, so viel wohlwollende Milde und beißende Ironie zu gleicher Zeit, daß seiner bezaubernden und beherrschenden Macht Mirabeau sich auf eine unwiderstehliche Weise hingegeben fühlte.

Der König schien jetzt einer Antwort von ihm entgegenzusehen, und Mirabeau sagte mit einer so ehrfurchtsvollen Verneigung, wie er sie noch keinem Menschen bisher bewilligt hatte: Sire, ich bin glücklich, meinen großen Landsleuten, die hier zu den Füßen Eurer Majestät sitzen und Ihre Stimme vernehmen durften, mich durch Ihre Gnade angereiht zu sehen, wenn ich mir auch die Berechtigung dieser beneidenswerthen Männer, Ihnen unmittelbar Rede zu stehen, erst zu erwerben haben werde. Condorcet hat sein Leben Voltaire's vollendet, aber dasselbe wird in diesem Augenblick erst in Genf gedruckt und scheint eine Verzögerung unter der Presse erfahren zu haben. Mein scharfsinniger Freund, der Alles vom höchsten Standpunkt mißt und zusammenfaßt, schrieb dies Buch im steten Hinblick auf Ew. Majestät, denn wer könnte Voltaire behandeln, ohne dabei um die Gunst

und Zustimmung des Philosophen von Sanssouci zu werben?

Ach, erwiederte der König mit einem flüchtigen Lächeln, von dem sogenannten Philosophen von Sanssouci wird bald nichts mehr übrig sein. Die Philosophie besteht zuletzt nur noch darin, sich mit Gicht und Podagra abzufinden und vom Geist so viel übrig zu behalten, um bei allen entwürdigenden Leiden des Körpers ein frohes Gesicht zeigen zu können. Aber ich hoffe, daß unser sehr liebenswürdiger Freund Condorcet den Schalk und Schuft Voltaire tüchtig verarbeitet haben wird. Ich liebte Voltaire, es ist wahr, aber ich haßte ihn zugleich, und mit der liebevollsten Theilnahme hätte ich ihn hängen sehen können. Es würde mich interessirt haben, wie er sich dabei benommen hätte. Aus allen Lagen seines Lebens wußte er ein geistreiches Bonmot zu machen, mit dem er die ganze Menschheit verhöhnte. Was hat er mich nicht zu lachen gemacht, und ich Undankbarer, nun bedaure ich doch, daß er nicht am Galgen geendet hat, wie ich am Krückstock!

Sire, das Buch Condorcet's wird auch nicht gerade der Galgen geworden sein, an dem man den Herrn von Voltaire zappeln sieht, entgegnete Mirabeau, dem jetzt behaglicher zu werden anfing, mit freimüthigem Lächeln. Es kam doch auch darauf an, die Freiheit und Unabhängigkeit des Denkers in Voltaire zu verherrlichen, und diese Aufgabe stand der erhabenen Unparteilichkeit, die von Condorcet's mathematischer Stirn erglänzt, wohl an. In das Leben Voltaire's haben sich Preußen und Frankreich getheilt, und beide Länder haben dadurch bewiesen, daß sie an der Spitze Europa's stehen, und von der Vorsehung den Auftrag haben, die neue Aera der menschlichen Gesellschaft gestalten zu helfen. In Frankreich ist es

die Nation, welche den Anstoß aufnimmt, den ihr die neuen Ideen Voltaire's gegeben, und in diesem wunderbaren, mächtig wachsenden Preußen ist es der große König, der diese Ideen Voltaire's fördert, nährt, ja erzeugen hilft, und seine Wahlverwandtschaft mit der französischen Nation dadurch zu dem größten welthistorischen Act stempelt!

Das klingt schön, wie Alles, was man in Eurer Sprache sagt, Herr Graf, entgegnete Friedrich, indem sich sein Kopf noch tiefer auf die Brust herabsenkte, und er einen Augenblick nachzusinnen schien. Dann fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: Man erwärmt sich nicht mehr recht an Ideen, wenn man alt geworden ist, wie ich, und wißt Ihr, da sucht man sich seinen Heerd, an dem man sich wärmen kann, auf einer ganz andern Seite. Die Philosophie ist gut, so lange man hofft. Wenn man nichts mehr zu hoffen hat, muß man anfangen, eminent praktisch zu werden. Ich baue jetzt Chausséen durch mein Land, lasse Sümpfe austrocknen, mache unbebaute Strecken urbar, lasse den Engländern ihre künstlichen Wiesen nachmachen und bin froh, daß meine Manufacturen gedeihen, aus denen wir im vergangenen Jahre für sechs Millionen Thaler Leinwand und für anderthalb Millionen Thaler Tuch an Ausländer verkauft haben. Und nun habe ich noch eine besondere Lieblingsidee, die ich die Ehre haben will, Euch mitzutheilen. Ich habe mir dreihundert Schafe und Böcke aus Spanien bestellt, um die Race in meinen Schäfereien zu verbessern. Könnt Ihr Euch denken, daß ich im höchsten Grade gespannt auf den Besuch dieser Thiere bin, und nicht ruhig würde sterben können, wenn sie nicht noch rechtzeitig vor meinem Tode bei mir anlangen. Ja, ja, ich muß zuweilen selbst darüber lachen, denn sonst erwartete ich mit derselben Ungeduld den Besuch der

Philoſophen und ſchönen Geiſter aus Frankreich, und jetzt iſt der Philoſoph von Sansſouci viel glücklicher, wenn die ſpaniſchen Schafe bei ihm zum Beſuch eintreffen.*)

Mirabeau biß ſich bei dieſer Bemerkung des Königs, die er in dem ſpöttiſchen Schimmer ſeiner Augen weiter ausgemalt zu finden glaubte, mit einem unwillkürlichen Zucken auf die Lippen, ſagte dann aber raſch und im möglichſt hofmänniſchen Ton: Gewiß iſt auch dieſe Richtung Eurer Majeſtät bewundernswürdig, aber die ſpaniſchen Schafe, Sire, werden eben nur die Race in Eurer Majeſtät Schäfereien veredeln können, während die franzöſiſchen Wölfe, wenn ich unſere Philoſophen und Schöngeiſter mit dieſen vergleichen ſoll, auf die Veredlung der menſchlichen Race hingearbeitet haben, und dazu auch von Ihnen, Sire, in Ihren Landen reichlich benutzt worden ſind. Seit dem Atheismus unſerer Philoſophen hat es freilich manches Schaf weniger in der Welt gegeben, und dies mag für leidenſchaftliche Oekonomen beklagenswerth ſein. Einem großen und weiſen König iſt es aber gewiß nicht gleichgültig, über wen er herrſcht. Und Preußen iſt unter Ihrer Regierung, Sire, das Land des Vorangehens in Europa geworden. Schon vor mehreren Jahren habt Ihr damit begonnen, in einigen Eurer Provinzen die Leibeigenſchaft aufheben oder mildern zu laſſen, während unſere philoſophiſchen Wölfe in Frankreich bis jetzt noch keine einzige Sklavenkette gebrochen haben. Aber die Ketten werden auch in Frankreich fallen, Sire! Ich verbürge mich dafür.

Und welches wird eigentlich der Zweck Ihres Aufenthaltes in meinen Staaten ſein, Herr Graf? fragte der König, das Geſpräch ablenkend.

---

*) Hertzberg, Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Berlin 1787.

Sire, erwiederte Mirabeau lebhaft, mein Zweck ist mit meiner Bewunderung erreicht, welche ich den Zuständen in Eurer Majestät Staaten widmen darf. Auch wollte ich mir hier ein Rendezvous mit meinem Bruder, dem Marquis von Mirabeau, geben, der um die Erlaubniß bitten will, Eurer Majestät Manövern in Berlin beiwohnen zu dürfen. Was mich selbst anbetrifft, so bin ich mit meinen persönlichen Verhältnissen in Frankreich ganz und gar überworfen, obwohl ich dem Departement der Finanzen die größten und wichtigsten Dienste geleistet habe. Unser Finanzminister, Herr von Calonne, begann mich zu hassen, ja in meiner Sicherheit zu bedrohen, weil ich mich in seine letzte Anleihe nicht mischen wollte, und ebenso wenig Lust zeigte, seine Operation, die auf die neue Umprägung der Louisd'ors gerichtet ist, zu vertheidigen. So faßte ich den Entschluß, Frankreich so lange zu verlassen, bis es einmal meiner bedürfen, und mich zu sich zurückrufen würde. Diese Erwartung ist vielleicht sehr thöricht, aber sie entspringt aus meiner ganzen Lage. Ich bin genöthigt, mich auf meine geistige Thätigkeit und mein schwaches Talent zu stützen, so lange mein Vater sich noch am Leben befindet, der mir erst nach seinem Tode den mir zustehenden Antheil an einem großen Familienvermögen gönnen wird. Dies, Sire, sind auch die Gründe, die mich eine passende Verwendung in einem fremden Lande mit Dank annehmen lassen würden. Schon habe ich gedacht, nach Rußland zu gehen, um einem unentwickelten und noch wilden Lande meine frischen Kräfte und Dienste anzubieten. Auf diesen Gedanken würde ich nie gekommen sein, wenn nicht Euer Gouvernement, Sire, schon in seiner Organisation zu vollendet und abgeschlossen wäre, als daß ich die vermessene Hoffnung hegen dürfte, Eurer Majestät noch nützlich wer-

den zu können. Dies ist zwar mein Lieblingsgedanke und mein frühester Ehrgeiz gewesen, aber die Stürme meiner Jugend und die bitteren Geschicke meines Vaterlandes hatten mich immer wieder von diesem wundervollen Plan entfernt.*)

Der König hatte ihn mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit angehört und schwieg, nachdem Mirabeau geendet, noch eine Zeit lang, ehe er eine Erwiederung gab. Dann sagte er, indem seine Augen leuchtende Strahlen zu Mirabeau hinüberschossen: Es ist möglich, Herr Graf, daß Sie in Rußland ein gutes Fortkommen finden würden, und ich rathe Ihnen ernstlich dazu. Meine gute und schöne Muhme, die Kaiserin Katharina die Zweite, wird Eure Verdienste und Talente gewiß zu würdigen im Stande sein. Ich darf ihr keinen Franzosen mehr entziehen. Sie ärgerte sich schon genug, daß ihr Voltaire nicht ausschließlich gehörte, sondern auch noch Etwas von seinem alten Freund, dem König von Preußen, hielt. Wenn sie nun erführe, daß ich auch noch den Grafen Mirabeau abgehalten habe, nach Petersburg zu gehen, so würde ich vielleicht meines Lebens nicht mehr vor ihr sicher sein. Ihr scheint mir aber in jeder Hinsicht für die Czarina zu passen, Herr Graf, Ihr seid dem Ansehn nach ein gewaltiger und muskelkräftiger Herr, und die Kaiserin liebt stark gebaute Männer, die bei ihr leicht Carrière machen. Nur Eure Gesinnung würdet Ihr dann ebenfalls unter die Nachthaube stecken müssen. Nicht wahr?

Graf Mirabeau begann heftig zu zittern, wie ihm in Augenblicken geschah, wo er seiner Leidenschaftlichkeit

---

*) In einem Briefe an Friedrich den Großen (d. d. Berlin, 26. Januar 1786) führte Mirabeau diese vorgeblichen Aeußerungen über den Zweck seines Aufenthalts in Preußen weiter aus. Vgl. Oeuvres de Frédéric le Grand. T. XXV. p. 325.

nicht mehr gebieten zu können glaubte. Man sah ihm an, daß er einen heftigen und anstrengenden Kampf mit sich kämpfte, dessen siegreiche Beendigung sich durch eine heiter aufblitzende Miene auf seinem Gesicht ausdrückte.

Dann sagte er mit dem Anschein der größten Harmlosigkeit: Was ist Gesinnung, Sire? So lange es noch absolute Staaten und einen tyrannischen Regierungsmechanismus in der Welt giebt, wird die Gesinnung immer zu einer Uniform herabgewürdigt werden. Und hat Rußland Schlimmeres gethan, als die andern Staaten? Ich bin zum Beispiel ein aufrichtiger Freund der Polen, und liebe diese unglückliche Nation von ganzem Herzen. Aber ich bin dennoch weit entfernt, die Gründe für die Zerstückelung und Zerschneidung Polens nur aus der Barbarei Rußlands und aus seinen tyrannischen Gelüsten herleiten zu wollen. Es giebt Ereignisse in der Geschichte, die mehr eine Begebenheit Aller, als eine That Einzelner zu nennen sind. Bei solchen Begebenheiten, die ihre Nothwendigkeit in sich tragen, können die Würdigsten mit fortgerissen werden, das Unwürdigste zu thun. Und ein gehöriges Stück Arbeit für Biedermänner ist diese Theilung Polens, aber die Arbeit wurde gemacht, und bei wem könnte man sich darüber beklagen, daß sie zu Stande gekommen ist?

Der König runzelte die Stirn, und sah mit einem ernsten, sinnenden Ausdruck eine Zeit lang vor sich hin. Dabei hob sich seine schwer athmende Brust mit unruhigen Bewegungen auf und nieder. Mirabeau bereute fast, daß er die Aeußerungen über Polen gethan, bei denen er sich durch seine Empfindlichkeit über das, was ihm der König gesagt, doch mehr hatte fortreißen lassen, als er sich eigentlich in demselben Augenblick vorgenommen.

Das Ausſehn des Königs hatte ſich plötzlich auf eine erſchreckende Weiſe zu verändern begonnen. Er erſchien in dieſem Augenblick um Vieles älter und hinfälliger, als ihn Mirabeau zu Anfang der Unterredung geſehn. Mirabeau wünſchte faſt, aus dieſer Audienz, welche den unheimlichſten Eindruck auf ihn zu machen begann, jetzt baldigſt entlaſſen zu werden, als der König von Neuem ſeinen Mund zum Reden öffnete. Mirabeau ſah jetzt erſt dieſen vom Alter gänzlich zerſtörten Mund, dem alle Zähne ausgefallen waren, und der ihm beim Beginn des Geſprächs nur von den Lichtern des Genius und der Majeſtät umſchwebt geſchienen.

Es iſt wahrlich Schade um jede Nation, die durch ſich ſelbſt zu Grunde geht, ſagte der König, indem er mit ſichtlicher Anſtrengung ſeine Stimme wieder lauter und kräftiger zu erheben ſuchte. Denn auf andere Weiſe, als durch ſich ſelbſt, wird keine Nation ihren Untergang finden können. Wenn die Polen aus lauter Polinnen beſtänden, würde ihr Staat eine große Dauer und Feſtigkeit haben, denn die Frauen allein zeigen dort eine erſtaunliche Stärke des Charakters, dieſe Frauen ſind in der That die Männer in dieſem Lande.*) Was kann aber aus einem Lande werden, das ſich ein freies Land zu ſein rühmt, in dem aber die Nation nichts als eine Sklavin iſt? Ein in lauter Parteien und Sonderbündniſſe zerſpalteter Staat, der von einer regelloſen Freiheit ſo berauſcht iſt, daß auf ſeinen Reichstagen das Veto eines einzigen Polen ausreicht, den allgemeinen Willen zu brechen, eine ſo chaotiſche National-Exiſtenz kann zuletzt nur zum Dünger werden, den die lebenskräftigeren Staaten zu ihrem eigenen

*) Nach der wörtlichen Aeußerung Friedrichs des Großen Vgl. Ségur, Mémoires II. 136.

Wachsthum benutzen müssen. Auch ich, Herr Graf, bin ein Bewunderer der polnischen Nation, aber nur ihrer Damen. Zu einer Unterdrückung und Theilung der Polinnen würde ich niemals meine Zustimmung gegeben haben.

Dieser scherzhafte Ton, in welchen Friedrich das Gespräch hinüberlenken wollte, schien für Mirabeau einen zu herben und traurigen Anklang zu haben, als daß er die Heiterkeit desselben sogleich zu würdigen vermocht hätte.

Mirabeau schwieg, und nach einer Pause fuhr der König fort: Sagen Sie mir doch Etwas von dem Marquis von Lafayette, der mich im vorigen Jahr hier besuchte und die angenehmsten Erinnerungen an sich bei mir zurückgelassen hat. Ist es denn wahr, daß er eine Pflanzung in Cayenne angekauft hat, blos in der Absicht, um die auf derselben lebenden Sklaven freizugeben.

Mirabeau bestätigte diesen Umstand mit einigen ihn näher bezeichnenden Worten.

Das freut mich, das ist mir außerordentlich angenehm! rief der König mit einem lebhaften Ausdruck. Ihr Franzosen seid doch eine geistreiche und liebenswürdige Nation, und des Schönsten und Feinsten kann man sich von Euch immer gewiß halten. Eine Herrschaft zu kaufen, blos um die Sklaven freizulassen, das ist sublime, das beweist ein großes und kluges Herz. Ja, ja, Sklaven zu seinen Untergebenen zu haben, das ist nicht schön. Auch ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen, aber sie sind mir unter meinen Füßen aller Orten emporgewachsen, wo ich sie weder gewollt noch gesucht habe. Die Sklaverei der Geister und der Charaktere in einem schon sittlich entwickelten Staat ist ein noch viel fressenderes Uebel, als die Sklaverei der Leiber, um deren Verminderung

ſich der edle Lafayette in der neuen Welt bemüht. Grüßt mir ihn doch ſchönſtens, wenn Ihr in Paris einmal wieder mit ihm zuſammentrefft. Er war mit mir in Schleſien zur Revue meiner Truppen, und wir haben oft recht heiter zuſammen dinirt, ich, der Herzog von York und Lafayette. Sagt ihm dies.

Mirabeau verneigte ſich, und ſah mit erneuerter Bewunderung auf den König, in deſſen Augen jetzt ein wunderbar ſchönes, mildes Feuer blitzte, das ſeiner ganzen Phyſiognomie einen herzlichen und innigen Ausdruck lieh.

Ich werde ſehr Viele in Paris glücklich machen durch meine Briefe, die ich dorthin richten werde, Sire! ſagte Mirabeau. Denn die Bewunderer Eurer Majeſtät werden von mir zugleich erfahren, daß Ihr Befinden bei weitem beſſer und befriedigender iſt, als man es in der letzten Zeit annehmen zu dürfen glaubte, denn das unverlöſchliche Feuer Ihres Königlichen Genius leuchtet noch immer friſch und jugendhell auf Eurer Majeſtät Stirn.

Ach nein, entgegnete der König achſelzuckend, entwerfen Sie ja meinen Freunden in Paris kein Bild von mir, das nicht mehr Stich halten könnte. Meine Kräfte werden täglich geringer, und wie ich ſchon meine gichtgekrümmten Beine und Hände nach den Ufern des Cocytus habe vorausſchicken müſſen, ſo wird auch die Bagage meiner geiſtigen Kräfte immer kleiner und armſeliger. In früheren Zeiten habe ich wohl manchmal auch mit einer zerlumpten und erſchöpften Armee noch einen ganz anſtändigen Sieg erfochten. Aber mit einer ſolchen Armee, wie ſie mir mein Körper noch darbietet, werde ich mich nicht mehr lange halten können, und der demüthigendſte Rückzug ſteht mir bevor. Denn in meinen Gliedern iſt offene Meuterei ausgebrochen; wenn der Fuß nicht mehr thun

will, was der Kopf für das Beste erachtet, so muß die ganze Armee so bald als möglich zum Teufel gejagt werden. Daß ich aber auf meinen entscheidendsten Rückzug gefaßt bin, können Sie unsern Freunden in Paris ohne alle Gêne anzeigen.

Aber vielleicht würden Euere Majestät die guten Aerzte, die wir in Paris haben, nicht verschmähen? versetzte Mirabeau. Es sind bei uns neuerdings ausgezeichnete Talente der Heilkunst hervorgegangen, die Eurer Majestät gewiß die besten Dienste leisten würden. Sire, ich wage meinen Freund Cabanis, den auch Voltaire liebte und auszeichnete, zu einer so ehrenvollen Mission zu empfehlen. Er ist Philosoph und Arzt zugleich, und verbindet mit dem lieblichen Wesen eines Kindes einen Heldengeist, der die Krankheiten des Organismus ebenso siegreich bekämpft, als er den principiellen Schäden des Zeitalters auf dem Boden der Philosophie wunderbar zu Leibe geht. Die deutschen Aerzte sind zu wenig Philosophen, und darum werden sie Ew. Majestät nicht so helfen können, wie es Cabanis vermag.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, erwiederte der König mit freundlichem Kopfneigen. Sie wissen also nicht, daß ich die ganze Arzneikunde nur für eitel Quacksalberei ansehe? Meine Aerzte haben es von jeher sehr übel bei mir gehabt, denn ich spiele ihnen oft die größten Possen. Auch war ich bis zum Jahre 1785 fast immer so gesund, daß ich mir ohne Gefahr meines Leibes manchen Spaß mit ihnen machen konnte. Mit Rhabarber, Glaubersalz und Brechweinstein hatte ich selbst früher fast alle meine Krankheiten aus dem Felde geschlagen, während mich die Aerzte mit ihren Diät-Vorschlägen erzürnten und so durch den Aerger stets alle meine Krankheitsanfälle steigerten. Und was wären die Arzneistoffe, wenn sie wirklich eine Kraft hätten,

für Pedanten, wollten ſie ſich daran ſtoßen, daß ich gleichzeitig Polenta oder Aalpaſtete in meinen Magen gefüllt habe. Ich erklärte daher ſchon deshalb jeden Arzt für einen Charlatan, der mir meine Lieblingsſpeiſen zu eſſen verbot. An philoſophiſchen Aerzten, die Ihr mir empfehlen wollt, hat es mir aber auch nicht gefehlt. Mein armer Schelm, der Lamettrie, empfahl mir einmal einen Syrup von Nymphäa, der mir auch Anfangs bei allen möglichen Uebeln half. Lamettrie war auch ein Philoſoph, der die Naturgeſchichte der Seele geſchrieben, und in einem übel verrufenen Buche auseinanderſetzte, daß der Menſch nichts als eine Maſchine ſei. Zuletzt aber half mir ſein Syrup nicht mehr, und Lamettrie ſtarb an einer ſchlechten Verdauung, weil er zuviel von meinen Aalpaſteten gegeſſen, indem er geglaubt, der Philoſoph dürfe wie der König thun. Um Euch nun aber noch mehr zufriedenzuſtellen, Herr Graf, will ich Euch erzählen, daß ich mir auch den berühmten Ritter von Zimmermann herberufen habe, der gewiß ein philoſophiſcher Arzt von ächtem Schrot und Korn iſt. Nun ſoll mich wundern, wie der Verfaſſer der Schrift „über die Einſamkeit" den einſam gewordenen König behandeln wird. Ich bin alſo ein rechter Patient für den großen Ritter von Zimmermann, ich bin krank und einſam. — —

Die Stimme des Königs verhallte bei dieſen Worten auf eine ſo eigenthümliche Weiſe in ſich ſelbſt, daß Mirabeau, da unmittelbar darauf ein anhaltendes Schweigen eintrat, erſchrocken aufſprang, und ſich dem Lehnſeſſel des Königs näherte.

Der König war eingeſchlummert, wie ihm dies in der letzten Zeit ſehr häufig während des Tages und bei allen Gelegenheiten begegnete. Das Haupt war ihm tief auf die Bruſt herabgeſunken, und ſein Athem

ging in schweren tiefen Zügen, die ihm auch während des Schlummers Schmerz zu bereiten schienen, in ihm auf und ab.

Mirabeau schlich sich leise und mit der größten Behutsamkeit aus dem Cabinet, um den kranken König nicht zu erwecken. Indem er die Thür hinter sich anlehnen wollte, trieb es ihn, seine Augen noch einmal auf die machtlos in sich zusammengesunkene Gestalt des großen Monarchen zurückzuwenden. Es erschütterte ihn, daß der kleine Klumpen, der dort im Sessel ineinandergekauert lag und so peinlich und schmerzvoll athmete, Friedrich der Große hieß, und mit bangen, unheimlichen Empfindungen stürzte er von dannen.

Im Vorsaal benachrichtigte er rasch den Grafen von Görtz, welcher Zufall im Cabinet des Königs eingetreten sei, was der Graf aber als eine gewöhnliche, leider zu den ungünstigsten Vorzeichen gerechnete Erscheinung bezeichnete.

Mirabeau athmete erst wieder leichter auf, als er sich draußen in der ihn frisch anwehenden Winterluft befand, und seinen Wagen, der unten am Fuße des Schlosses auf ihn geharrt hatte, bestieg.

Indem er den Postillon zur größten Eile verpflichtete, suchte er den Rückweg von Sanssouci nach Berlin so rasch, als es Pferde und Straße nur immer gestatten wollten, zurückzulegen.

IV.

Chinesisches Schattenspiel.

Graf Mirabeau hatte sich seit einigen Wochen etwas häuslicher in Berlin einzurichten begonnen, und seine

Zimmer in der Ville de Paris mit einer geräumigen Privatwohnung vertauscht, die er sich unter den Linden in einem ziemlich großartigen Maaßstabe hatte einrichten lassen. Er hatte sich seitdem auch eine glänzende Equipage und mehrere Pferde angeschafft, was ihm zu einer angemessenen Entfaltung seiner Stellung in dem gesellschaftlichen Treiben der preußischen Hauptstadt durchaus nothwendig erschien. Auch das ihn umgebende Dienstpersonal hatte er wieder auf eine seinen Lebensgewohnheiten entsprechende Weise erhöht, und in seinem Cabinet arbeiteten täglich zwei Secretaire, die er in seinen Dienst genommen, und die mit allen möglichen Ausarbeitungen, Abschriften und Auszügen vollauf für ihn beschäftigt waren. Auch der Candidat Schmidt, mit dem er täglich Deutsch trieb, war seit einiger Zeit bei diesen Arbeiten im Cabinet Mirabeau's verwandt worden, und nützte durch seine emsige Gewandtheit, mit der er sich zum literarischen Laufburschen seines französischen Gönners zu machen gewußt, dem er alles mögliche Material aus deutschen Werken, dessen Mirabeau bedurfte, herbeischaffte und zugänglich machte.

Frau von Nehra, die jedesmal ängstlich wurde, wenn Mirabeau einen neuen Anlauf zu einem verschwenderischen Aufwand nahm, hatte ihn auch diesmal wieder auf ein bescheideneres Maaß der äußeren Einrichtungen zurückzuführen versucht, aber alle ihre Bitten und Vorstellungen waren jetzt mehr als je gescheitert. Mirabeau schien sich für sein Auftreten in Berlin einen ganz bestimmten Plan vorgezeichnet zu haben und glaubte sich demgemäß auch nicht anders als in einem gewissen Glanz zeigen zu müssen, worüber Henriette, welche die Verschwendungen ihres Freundes schon so oft von den traurigsten Folgen begleitet gesehen, bereits wieder manche heimliche Thräne zu weinen begann.

Aber Mirabeau führte auf der andern Seite auch wieder ein so thätiges und angestrengtes Leben in Berlin, wie es Henriette kaum noch von ihrem Freunde gesehen, und was ihr noch einen neuen Grund zur Besorgniß gab. Denn nachdem er sich den ganzen Tag über in Berlin oder Potsdam umherbewegt, die verschiedensten Bekanntschaften unterhalten, Besuche aller Art gemacht und dazwischen auch einige Stunden mit seinen Secretairen gearbeitet hatte, begab er sich auch des Nachts jetzt selten zur Ruhe, sondern saß gewöhnlich bis zum frühen Morgen in rastlosem Eifer, und unaufhörlich schaffend und arbeitend, an seinem Schreibtisch. Der Anbruch des Tages fand ihn noch oft mit der Feder in der Hand oder über einem Buch vertieft, und wenn Henriette, nachdem sie ihn so oft vergebens gemahnt, dann zu ihm hereintrat, um ihn zu beschwören, daß er sich endlich Ruhe gönnen möchte, fühlte ihre Hand seine Stirn glühen, während rings um ihn her die schneidendste Kälte in seinem Zimmer herrschte.

Mirabeau saß heut wieder in gewohnter Weise bei seinen nächtlichen Studien und Arbeiten, und hatte die ausdrücklichsten Befehle ertheilt, daß Niemand ihn stören dürfe. Er war erst gegen Mitternacht aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, in der er sich bei dem Geheimen Rath von Dohm, einem der ersten und bedeutendsten Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, befunden hatte, und nachdem er dann eine Stunde geschlafen, war er vollkommen erfrischt wieder aufgestanden, um sich an seinen Schreibtisch zu setzen.

Es war eine der strengsten Winternächte. Der Frost zitterte an den Scheiben, durch deren eisbedeckte Fläche der Mond mit seinem bleichen ernsten Strahl hereinzudringen bemüht war. In dem Kamin war

das Feuer, welches der Bediente vor einer Stunde gemacht, erloſchen, und nur wenige glimmende Kohlen, die den Kampf gegen eine fürchterliche Kälte nicht mehr aufzunehmen vermochten, lagen noch kniſternd und im Erſterben begriffen darin umher.

Mirabeau hatte dem Bedienten verboten, wieder aufzuſtehen und das Feuer zu erneuern, weil er es nicht liebte, daß den bei ihm im Dienſt ſtehenden Perſonen zu viel aufgebürdet würde. Er ſelbſt ſaß nur ſehr ſpärlich angekleidet da, wie das beim Arbeiten in ſeiner Gewohnheit lag, und nichts als ein einfacher Piqué-Schlafrock, unter dem er weder eine Weſte noch Strümpfe trug, bedeckte ſeine Geſtalt. Er ſchien ſich aber dabei ſo behaglich zu fühlen, daß ihn nichts an der Fortſetzung ſeiner Arbeit hinderte und die Feder wie ein geflügelter Pfeil in ſeinen Fingern fortſchwebte.*)

Da vernahm er plötzlich ein leiſes Geräuſch am Kamin des Zimmers, das er in ſeinem Arbeitseifer anfangs nicht beachten zu wollen ſchien, welches ihn aber jetzt, da es ſich regelmäßig wiederholte, aufmerkſam machen mußte. Er blickte raſch und unwillig hinüber und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen eine ſchneeweiße Geſtalt, die am Kamin niedergekauert ſaß.

Mirabeau ſtürzte betroffen dorthin und ſtreckte ſeinen Arm nach dem weißen Gewande aus, welches zum Theil über den Fußboden hingebreitet lag. Mit dem mächtigen Griff ſeiner Fauſt, dem nicht leicht etwas widerſtand, zog er dann eine zitternde und ſeufzende Geſtalt zu ſich empor, in der er erſt zürnend, dann lachend Niemand anders als ſeine Freundin Henriette erkannte.

Du biſt es, Yet-Lie? rief er dann mit vorwurfs-

---

*) Aus den ungedruckten Memoiren der Frau von Nehra. Vgl. Montigny IV. 343.

vollem Ton, indem er sie in seinen Armen zum Divan hintrug und dort leise niederließ. Gegen alle meine Wünsche und Bitten bist Du doch aufgestanden und hättest mich beinahe erschreckt als weißes Nachtgespenst!

Und mich hast Du beinahe erdrückt mit Deinem fürchterlichen Daumen, Du böser, starker, keinem Menschen Ruhe gönnender Mann! rief Henriette, noch vor Schreck und Aufregung zitternd. Ich wollte Dir ja nur ein wenig Feuer hier in Deinem Kamin machen. Der Diener wollte Deinen Zorn nicht wagen, weil Du es ihm ausdrücklich verboten. Darum stand ich auf und dachte, es wäre mir immer noch lieber, von Dir gescholten zu werden, als Dich frieren zu lassen. Außerdem hoffte ich, Du würdest mich in Deiner tiefen Arbeitswuth gar nicht bemerken, denn, da ich nun doch einmal gestehen muß, so wisse es, daß ich Dir bereits seit fünf Nächten auf diese Weise Feuer gemacht habe. Aber heut ist es Dir gelungen, mich zu ertappen, Du Abscheulicher!

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie vielmals.

Du frierst selbst in Deinem leichten durchsichtigen Nachtgewand, sagte er, einen Augenblick lang mit ihr kosend. Dein Busen ist kalt, wie Marmor und Schnee, und mir willst Du Feuer machen, dem an seinem Schreibtisch alle Teufel der Politik in den Adern brennen, und der im heißen Schweiß seines Angesichts Alles, was er heut in der Gesellschaft des Herrn von Dohm gehört hat, zu einer Chiffre-Depesche an den Minister von Calonne verarbeitet, damit sie morgen mit dem Frühesten nach Paris abgehen könne. Dabei wird man heiß, und ich sehne mich vielmehr nach Kühle, die mich jetzt wonnig an Dir durchschauert, meine schöne und süße Gräfin Yet-Lie, indem ich meine Wange an Deine Schulter legen darf. Aber nun, mein Kind, begiebst Du Dich ohne Widerspruch in Dein

Bett zurück, denn länger wirst Du hier nicht gelitten. Ein geheimer Depeschenschreiber, und noch dazu einer in Chiffren, wie ich jetzt bin, ist ein fürchterlicher Mensch, mit dem eine Dame von Herz und Gefühl sich bei der Nacht durchaus nicht einlassen darf. Also marsch fort mit Dir, denn es wird hier kein Feuer heut gemacht.

Du willst in allen Dingen Deinen Willen haben, Despot! versetzte Henriette, indem sie sich schmollend von seinem Knie wieder zurückzog. Aber ich erkläre Dir in allem Ernst, daß ich nicht eher wieder von hinnen weiche, daß ich die ganze Nacht dort bei dem Kamin auf der Erde hocken bleiben werde, wenn Du mir nicht erlaubst, das Kaminfeuer neu zu entzünden. Hätte ich gewußt, daß es so entsetzlich frieren könnte in diesem nordischen Berlin, so würde ich Dir abgerathen haben, diese Reise zu machen. Das ganze Leben ist hier nur ein von Langerweile durchbrochener Eiszapfen. Ich glaube, die viele Kälte kommt von den Gesichtern der Berliner her. Arme und Beine und Nase erfriert man sich schon, wenn man nur einen Berliner ansieht. Und an einem solchen Ort willst Du noch die ganze Nacht hindurch in einer ungeheizten Stube arbeiten? Nein, mein Freund, es wird doch Feuer gemacht, aber so, wie ich schon vorhin es angefangen und ohne Deine naseweise Dazwischenkunft schon längst zu Stande gebracht haben würde.

Nun, ich will Dir etwas sagen, entgegnete Mirabeau lachend, da ich sehe, daß Du doch nicht abzuweisen bist und ich sobald als möglich wieder zu meiner Depesche muß, so wollen wir lieber Beide zusammen Feuer machen, damit es um so rascher geht. Ich werde Dir also helfen, Gräfin Yet-Lie.

Mirabeau begab sich sodann zum Kamin, während Henriette ihm eifrig folgte, und ihn dann muthwillig

auslachte, als er jetzt weder Holz noch Kohlen zu finden wußte und rathlos umherblickte.

Meine Scheite habe ich mir schon gestern hier verborgen, sagte sie wie ein frohlockendes Kind. Siehst Du, da liegen sie hinter dem Schrank, und weil ich sie nicht leise genug hervorziehen konnte, machte ich den täppischen Lärm, sonst hättest Du wieder ganz und gar nichts bemerken sollen. Aber jetzt werde ich Dir ein Stück nach dem andern zureichen, und machen wir so wenig als möglich Geräusch. Denn Freund Coco schläft in der Nebenstube.

Sie knieten jetzt zusammen vor dem Kamin nieder, um das Werk zu beginnen, bei dem sich Mirabeau jedoch so ungeschickt anstellte, daß seinem ungeduldigen Wunsch, rasch zu Stande zu kommen und wieder an seinen Schreibtisch zurückkehren zu können, dadurch immer neue Hindernisse bereitet wurden. Henriette gerieth bald in eine ausgelassene fröhliche Stimmung, indem sie sah, wie ihr Freund nicht im Stande war, nur ein einziges Stück Holz richtig und passend über dem andern aufzubauen.

Und nun erzähle mir doch auch bei dieser Gelegenheit, sagte sie, ihm mit lustiger Miene ein neues Scheit darreichend, erzähle mir, was Du denn eigentlich von Berlin aus so viel nach Paris zu melden haben kannst? Ich würde es wahrlich nicht der Mühe für werth halten, auch nur zwei Schreibseiten voll über Alles, was hier vorgeht, zu Papiere zu bringen. Was in aller Welt kann Frankreich daran liegen, ob der alte König von Preußen noch lange lebt, und ob der Prinz von Preußen so und so viel Schulden hat und ob er seine neue Maitresse lieben wird, und ob der Prinz Heinrich neulich drei Mal hinter einander genieſt hat, und ob der Minister Hertzberg, dieser langweilige und steife Herr, der Dich neulich eine

ganze Stunde lang besucht hat, ein Freund Frankreichs ist oder nicht? Muß dies dem König von Frankreich nicht ebenso gleichgültig sein, wie es Deiner Yet-Lie ist?

Wenn Du Recht hättest, stände es viel besser mit der Welt, als es mit ihr steht, erwiederte Mirabeau, indem er eifrig an Holz und Kohlen weiterbaute. Aber in der heutigen Politik der Staaten sind die erbärmlichsten Umstände gerade die entscheidendsten. Darum berichte ich an das Gouvernement in Frankreich fast lauter nichtsnutziges Zeug, das ihnen jeder schwatzhafte Kammerdiener ebenso gut von hier schreiben könnte. Das ist aber gerade die Hauptsache, denn ein Kammerdiener sieht von seinem Standpunkte aus den Personen am meisten durch die Rippen und weiß aus dem zu großen oder zu geringen Appetit, mit dem sein Herr eine Aalpastete verzehrt hat, zu folgern, welche Beschlüsse im Staatsrath gefaßt worden.

Aber als Du damals von dem preußischen König aus Sanssouci zurückkamst, warst Du doch sehr bewegt, und Du schriebst nach Paris darüber in einer so ernsten und feierlichen Stimmung, wie ich Dich lange nicht gesehen hatte, bemerkte Henriette, ihm einen ihrer bewundernden und schwärmerischen Blicke, mit denen sie ihn so oft seitwärts betrachtete, zuwendend.

Damals war ich ergriffen, wie Einer, der einen Blick hinter die Coulissen der Schöpfung gethan hat, entgegnete Mirabeau ernst. Ich hatte die Menschengröße in aller Erniedriguug der hinfälligen Creatur gesehen. Da war es mir, als wenn mich das Schicksal selbst an meinen Locken gezupft hätte. Mein ausführlicher Brief, den ich über meinen Besuch bei Friedrich dem Großen an die Herren von Vergennes und von Calonne richtete, soll auch bei dem König von Frankreich die größte Sensation gemacht haben, wie mir von Clavière geschrieben worden ist. Der König

Louis XVI. soll namentlich von der Stelle betroffen worden sein, an der ich auseinandersetzte, daß in Preußen Alles für eine große Revolution reif sei, und dieser Gedanke ist es, der mir aus meiner Unterredung mit dem todtkranken König unabweislich entgegenleuchtete.*)

Und warum muß das geschehen? fragte Henriette aufmerksam, indem sie einen Augenblick lang mit der Arbeit innehielt.

Es wird und muß geschehen, erwiederte Mirabeau eifrig, denn dieser Staat ist dazu berufen, eine wichtige Rolle in den Geschicken Europa's zu spielen. Er muß ein ächter Staat der Freiheit werden, oder er muß zu Grunde gehen und in seinem Sturz zugleich die Selbstständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands begraben. Dieser König Friedrich ist ein großer Mann gewesen, er hat seinem Staat die Keime des freien Volksthums eingeflößt, die nothwendig darin emporgehen müssen, wenn er ihnen auch selbst die Saatspitzen wieder abgestumpft hat. Hätte dieser König blos mit seinem Geist regiert, so würde er die Fahne der Freiheit, die seiner Nation gehört, längst auf allen Spitzen des Staats aufgesteckt haben. Aber er regierte zugleich mit seiner Menschen- und Deutschen-Verachtung, und diese führte ihn, zugleich aus Bequemlichkeit und übler Laune, dazu, seinem Staat diese harte Zwangsjacke des königlichen Willens anzuziehen und seine Unterthanen blos zu Stiften einer todten und seelenlosen Regierungsmechanik zu machen. Aber nichtsdestoweniger ist Er es gewesen, welcher diesem Preußen das Gesetz der Freiheit in alle seine Glieder eingegraben hat, und nur er selbst war mäch-

---

*) Diese Aeußerung Mirabeau's ging in das Buch De la Monarchie prussienne V. 357. über.

tig genug, das Aufgehen seiner eigenen Pflanzung noch zurückzuhalten. Nach seinem Tode wird es Stürme geben, die durch keine künstliche Beschwörung mehr zu beschwichtigen sein werden. Und für Frankreich ist es von der größten Wichtigkeit, was aus Preußen wird. Nur allein durch Preußen kann Oesterreich im Zaum gehalten werden, das verhaßte Oesterreich, das den Franzosen eine leichtsinnige und volksfeindliche Königin gegeben, und das, wenn Preußen von seiner Stelle wankt, die Sättigung seiner Ländergier zuerst an Deutschland befriedigen und damit seinen herrschsüchtigen Bauch gewaltig und dann kaum noch umspannbar ausrunden wird! Du siehst daraus, wie nöthig ich hier bin, um auf Alles zu achten, was in diesem verhängnißvollen Augenblick in Preußen vorgehen kann. Die Lage Europa's erfordert ein inniges Bündniß Preußens und Frankreichs, und diesem die Wege zu bereiten, ist die Aufgabe, die ich mir noch weit über die Absichten meines Gouvernements hinaus hier gestellt habe. Denn der König Louis XVI. soll sich zwar über meine Aeußerung gefreut haben, wonach ich in Preußen Alles zu einer Revolution reif und vorbereitet sehe, aber den wahren Sinn dieser meiner Darstellung hat er wohl nicht begriffen. Denn für ihn sehe ich wenig Grund zur Freude dabei.*) Ich aber meine, daß, wenn in Preußen die Freiheit ihren ersten siegreichen Aufruf an die Menschheit erlassen haben wird, und wenn für Frankreich ein Bündniß mit Preußen durch die Lage Europa's eine Nothwendigkeit geworden ist, dann soll ein freies Preußen, in dem sich die Prinzipien der neuen Zeit schon entschieden haben, auch das freie Frankreich unwiderstehlich nach sich ziehen!

---

*) Vgl. Condorcet Mémoires II. 72.

Mirabeau war bei dieſen Worten heftig aufgeſprungen und ging mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er es Henrietten jetzt allein überließ, das Feuer im Kamin zu beſorgen.

Es will aber durchaus heut nicht brennen, rief Henriette nach einer Pauſe ärgerlich. Komm jetzt her, Mirabeau, und hilf mir die Flamme ein wenig anblaſen, denn Du haſt eine gute Lunge, die mehr Kraft hat, als alle Blaſebälge Berlins zuſammengenommen.

Mirabeau mußte über ſeine Freundin lachen, und neigte ſich wieder zu ihr herunter, um die Anſtrengungen ihres lieblichen Athems, die ſich bereits erſchöpft hatten, zu unterſtützen. Es währte auch nicht lange, ſo war das Feuer in ſeinen vollen Zug getreten, und der helle Strahl der Flamme überflog gleichzeitig das Geſicht Beider mit rother Gluth.

Und nun, mein Schatz, danke ich Dir für Dein liebenswürdiges Bemühen, ſagte Mirabeau, indem er die Freundin jetzt mit einem flüchtigen Händedruck verabſchieden wollte. Ich habe heut Nacht noch ſehr viel zu Ende zu bringen, denn nachdem ich meine Chiffre-Depeſche fertig geſchrieben, habe ich noch an meinem Flugblatt über Cagliostro und Lavater den Schlußſatz hinzuzufügen, denn ich beabſichtige das Manuſcript morgen in die Druckerei zu ſchicken. Und dann will ich ſehen, ob ich ſchon im Stande ſein werde, die Materialien, die ich zu einem großen Werk über die preußiſche Monarchie zu ſammeln angefangen habe, zu ſichten und nach einem gewiſſen plannäßigen Zuſammenhang zu ordnen. Ich will dies Werk von vorn herein in beſtimmte Rubriken theilen, und nachdem ich dieſe feſtgeſtellt, werde ich auch leichter überſchlagen können, was mir noch fehlt, und auf welchem Punkt ich noch mehr zu ſammeln und in Erfahrung

zu bringen habe. Aber nun geh, Yet-Lie. Du mein Stern in der Nacht, sonst die Vertraute meiner Liebesschmerzen, die ich beständig zu Dir leide, heut kannst Du nur die Vertraute meines Schreibtisches sein, und das ist doch zu wenig für Dein göttliches Herz!

Henriette warf ihm noch einen schmollenden Blick zu und entfernte sich dann mit langsam zögerndem Schritt in das Nebenzimmer. Er blickte ihr mit zärtlichen Augen nach, und es schien ihm leid zu thun, sie so ohne einen nachmaligen Liebesgruß von sich zu lassen. Sie kehrte aber eiligst und mit beflügelter Bewegung wieder zu ihm zurück, nachdem er leise bittend ihren Namen gerufen hatte.

Du mußt nicht denken, daß es immer so bleiben wird, sagte Mirabeau, ihren Kopf zwischen seine Hände nehmend. Nein, Yet-Lie, in kurzer Zeit ist ein großes Thier aus mir geworden, und dann faullenzen wir wieder zusammen um die Wette in unsrem köstlichen Beieinandersein Tag und Nacht. Schon jetzt bin ich im Begriff, ein reicher Mann zu werden, ich verdiene ja Geld wie Heu vom französischen Ministerium, denn je mehr sie sehen, daß ich ihnen etwas liefere, was ihnen sonst kein Mensch machen kann, desto mehr Geld werden sie mir anweisen lassen. Denn auf diesem Punkt sind Vergennes und Calonne anständige Leute.

Mein Freund, entgegnete Henriette mit gesenktem Kopf, Du verbrauchst hier zehn Mal mehr, als Du aus Paris bekommst, denn Du verstehst Dich einmal nicht einzurichten, und bald wirst Du wieder borgen müssen. Ich fürchte, Du bist schon dabei. Waren nicht gestern bereits drei Juden hier, mit denen Du in Deinem Cabinet so lange und so eifrig verhandeltest? Gewiß wolltest Du Dir Geld von ihnen borgen, und Du hast gesehen, daß die berliner Juden ebenso zähe

und unverschämt sind, als es die pariser stets gegen Dich waren!

Mirabeau mußte aus vollem Halse lachen. Dies ist ein allerliebster Irrthum von Deiner Seite, mein Kind, sagte er dann, und eine schreckliche Beleidigung für die Herren, die gestern bei mir waren, und welche Du für Schacherjuden gehalten, mit denen ich wieder einmal Geldgeschäfte machen wollte. Meine gute Gräfin Yet-Lie, das waren ja die angesehensten Männer der hiesigen jüdischen Gemeinde, die als Deputation zu mir kamen, um meine Schreibfeder für die Sache der Juden und für die Verbesserung ihrer bürgerlichen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen. Unter diesen Männern befand sich auch der würdige Doctor Hertz, ein Jude, aber eine feine und ausgezeichnete Persönlichkeit, ein Mann, den ich wahrhaft liebgewonnen habe, und der Arzt und Philosoph zugleich ist, wie unser Cabanis, und ein braves Herz in seinen Augen und auf seinen sanft beredten Lippen hat. Ich würde glücklich sein, wenn ich mich mit Männern dieser Art für mein ganzes Leben verbrüdern könnte. Ueberhaupt besteht diese jüdische Colonie in Berlin aus den ausgezeichnetsten Menschen. Man begegnet in derselben fast lauter braven und energischen Charakteren und Geistern, die ihre hohe Begabung unter dem Druck der Verhältnisse nur zu einem um so nachhaltigeren Feuer gestählt und veredelt haben. Der Geist des ehrwürdigen Moses Mendelssohn, dessen Schriften ich zu lesen angefangen, ruht auf diesen berliner Juden und hat ihrer Gemeinde diese außerordentlich würdige und geistige Haltung gegeben, deren Beispiel mehr als irgendwo bewiesen hat, daß die Juden ganz und gar auf der Höhe des Menschenthums stehen können, sobald die Souveraine sich nur entschließen wollen, sie

als Menschen zu behandeln.*) Die Hauptstadt Preußens hat an dieser jüdischen Colonie ein so bedeutendes und unwiderstehliches Element der Bevölkerung in sich aufgenommen, daß ich prophezeihe, Berlin wird nicht als Königsstadt, sondern als Judenstadt dereinst seine höchste Bestimmung erreichen, und jeder anständige Mensch wird hier noch zuletzt Jude werden müssen, wenn er seine richtige Stelle in der Gesellschaft einnehmen will!

Und Du hast ihnen versprochen, für die Juden zu schreiben? fragte Henriette, ihren Freund mit einem zweifelhaften Lächeln anblickend.

Ja wohl, entgegnete Mirabeau, indem er sich an ihrer seltsamen Miene belustigte. Meine jüdischen Freunde in Berlin wollen einen großen Werth darauf legen, daß auch von einem Franzosen etwas für ihre Sache geschehe, denn Juden und Franzosen werden immer eine gewisse Wahlverwandtschaft mit einander haben, so daß sich der Eine bei dem Andern einer Art von Unterstützung versieht. Nun habe ich allerdings nicht viel Zeit, jetzt etwas Neues und Umfassendes zu schreiben, aber ich werde eine Abhandlung componiren, in der ich die vortreffliche Schrift des Herrn von Dohm über die bürgerliche Verbesserung der Juden zum Grunde legen und theilweise übertragen werde. —

Mirabeau hatte bei diesen Worten seinen Sitz am Schreibtisch wieder eingenommen und tauchte die Feder jetzt mit einem so gewaltigen Nachdruck in das Tintenfaß, daß Henriette einen gewissen Ernst daran erkannte, dem sie dann nicht länger widerstehen durfte.

---

*) Die eigenen Worte Mirabeau's über die jüdische Gemeinde in Berlin. Vgl. Sur Mosès Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs etc. und die Lettres sur Cagliostro et Lavater in den Oeuvres de Mirabeau. T. IV.

Nachdem sie ihn verlassen, fuhr Mirabeau nun mit unaufhaltsamer Eile zu arbeiten fort. Die Feder glitt jetzt rastlos und stürmisch unter seinen Fingern auf dem Papier dahin und unterbrach durch ihr kritzelndes Geräusch, mit dem zuweilen die prasselnde Kaminflamme wetteiferte, einzig und allein die tiefe Stille der Winternacht. Einige Stunden lang sah er nicht von den Blättern auf, die er in so fliegender Hast beschrieb. Dann aber, nachdem er die Depesche vollendet und noch einmal prüfend überlesen hatte, faltete er die Blätter zu einem Brief von großem Format zusammen, siegelte sie und schrieb den Namen seines Freundes Clavière, durch dessen Vermittelung jetzt die Minister von Vergennes und Calonne seine Briefe empfingen, als Adresse darauf.

Mirabeau sah nach der Uhr und fand, daß die Morgenstunde herangekommen war. Dies vermochte ihn aber nicht zu rasten, sondern nachdem er die versiegelte Depesche auf den Abfertigungstisch niedergelegt, von dem sie der Courier binnen Kurzem abzuholen hatte, schickte er sich an, zu einer andern Ausarbeitung überzugehen, die er sichtlich mit weit größerem Behagen zur Hand nahm.

In demselben Augenblick aber vernahm er von unten ein starkes Klopfen an der Hausthür, welches sich bald mit einer größeren Dringlichkeit erneuerte, da sich wegen der frühen Morgenstunde noch Niemand eingestellt hatte, das Haus zu öffnen. Mirabeau war sogleich aufmerksam geworden, und in der Meinung, daß es eine wichtige Botschaft sein könne, die für ihn bestimmt sei, begab er sich jetzt zu seinem Kammerdiener Boyer, um denselben zu wecken und hinunterzusenden.

Boyer kam mit einem Manne zurück, in welchem Mirabeau sogleich einen ihm zur Verfügung gestellten

Courier erkannte, der soeben wieder von Paris zurückgekehrt zu sein schien. Der Courier übergab einen Brief, den er noch besonders als ungemein eilig bezeichnete und dessen Aufschrift an Mirabeau von der Hand Clavière's war.

Nachdem der Brief rasch geöffnet und gelesen worden, ersah Mirabeau daraus mit einigem Befremden, daß sein persönliches Erscheinen in Paris unmittelbar gewünscht werde, und daß er bei der Bestimmtheit und Dringlichkeit, mit der ihn die Minister, namentlich der auswärtige Minister Graf von Vergennes, in Paris zu sprechen begehrten, seine Abreise jedenfalls noch an demselben Tage werde festsetzen müssen. Als Beweggrund hatte Clavière flüchtig angedeutet, daß die letzten Berichte Mirabeau's über den preußischen Hof und die politische Stimmung in Preußen und Deutschland bei dem französischen Ministerium einen großen Eindruck gemacht, daß zwischen den Ministern und dem König Louis XVI. darüber ein lebhafter Austausch der Meinungen entstanden sei, und man über mehrere wichtige Punkte ihn noch persönlich befragen und hören wolle, weil man den Weg der Chiffren dazu nicht geeignet finde.

Mirabeau sann einen Moment nach und dann blitzte eine lebhafte Freude in seinen Augen auf. Eine ungewöhnliche Heiterkeit, wie man sie selten an ihm gewahrte, schien sich seiner zu bemächtigen.

Er fertigte den Courier ab, indem er ihm die neue Depesche übertrug und ihm zugleich einschärfte, da er in Paris vielleicht mehrere Stunden früher eintreffen dürfte, im Cabinet des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Grafen Mirabeau anzuzeigen.

Darauf begab sich Mirabeau sogleich unter die

Hände seines Kammerdieners, um zuerst seine Toilette besorgen zu lassen.

Frau von Nehra aber trat bald ebenfalls in vollständig geordnetem Anzuge hervor, da sie von der im Hause entstandenen Unruhe erweckt worden war und mit ihrem feinen Gehör sogar etwas von einer bevorstehenden Abreise ihres Freundes vernommen hatte. Sie stürzte daher in größter Bewegung auf Mirabeau zu und klammerte sich ängstlich an seinen Arm, indem sie ihn in einem Athem fragte: ob sie wirklich recht gehört, ob er noch heut verreisen wolle, ob und wann er wiederkommen werde, und ob sie ihn nicht am liebsten auf dieser Reise begleiten könne?

Mirabeau beruhigte sie in der freundlichsten Weise, indem er zugleich fortfuhr, sich von seinem Kammerdiener ankleiden zu lassen. Er bedeutete sie, daß sie hier mit Freund Coco ruhig seine Rückkehr abzuwarten haben werde, denn er müsse, da es sich um die wichtigsten Staatsgeschäfte handele, außerordentlich rasch reisen, hoffe aber wohl in vier bis sechs Wochen wieder zu ihr nach Berlin zurückgekehrt zu sein.

Henriette schwieg, aber Mirabeau sah die Thränen, welche ihr heimlich über die Wangen liefen. Nachdem er vollständig und in einer besonders feierlichen Toilette, die Henrietten auffiel, angekleidet war, entließ er Boyer mit einigen anderen Aufträgen, welche die Vorbereitungen zu seiner demnächstigen Abreise zum Zweck hatten.

Dann näherte er sich seiner Freundin, die schweigend am Fenster stand und ihm den Rücken zugekehrt hatte, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen. Er umarmte sie und küßte ihr die Thränen von den ihn ernsthaft und verzagt anblickenden Augen hinweg.

Habe nur guten Muth, Gräfin Yet-Lie! tröstete er sie mit zärtlicher Liebkosung. Wir sehen uns wie-

der, und dann wirst Du mich vergnügter finden, als Du mich jemals gesehen. Denn diese Reise, zu der man mich veranlaßt, ist mir das sicherste Zeichen, daß das französische Ministerium mich zu würdigen anfängt. Man hat endlich in Paris eingesehen, was man an meiner Beobachtung, an meiner Feder, an meiner Kenntniß der Staats- und Weltverhältnisse, und an meiner Einsicht in die innersten Nothwendigkeiten der Politik hat und haben kann. Ich will dem französischen Gouvernement jetzt gern jeden weiteren Aufschluß geben, den es von mir begehrt. Ich will ihm eine Direction vorzeichnen, wie es sich in Preußen eine französische Partei organisiren kann, wie es sich durch Preußen auf Deutschland stützen und ganz Deutschland zu einem Grundgestell seiner Machtpolitik gewinnen soll, und wie durch eine Allianz zwischen Frankreich, Preußen und England eine neue und höchst erfolgreiche Wendung der europäischen Politik zu schaffen wäre.

Und was wirst Du wieder von allen Deinen großen Bemühungen haben, Mirabeau? fragte ihn Henriette, indem sie langsam ihre Augen zu ihm erhob.

Man wird jetzt einsehen, erwiderte Mirabeau stürmisch und mit dem Fuße stampfend, daß man gegen die ersten Vortheile Frankreichs gefehlt hat, wenn man mir bis jetzt noch keine bedeutende Stelle im Staatsdienst gab! Ist es nicht eine Schande, daß ein Mensch, wie dieser Graf Esterno, hier Gesandter Frankreichs am Hofe des Königs von Preußen ist? Dieser leere und windige Graf Esterno, der nichts weiß und nichts erfährt und der weder Herz noch Verstand, weder Augen noch Ohren für die Interessen Frankreichs hat, ist hier unmöglich, sobald meine Vorschläge zu einer neuen auswärtigen Politik Frank-

reichs in Paris Beachtung gefunden haben. Ich würde diese Gesandschasftsstelle sehr gern hier übernehmen, sobald man meinen politischen Anschaunngen zu folgen bereit ist.*) Ich würde im Stande sein, alles das wieder gut zu machen, was mein Vorgänger versäumt und schlecht gemacht hat. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß man dergleichen jetzt mit mir im Sinne hat. Ich bin hier der nothwendige Diplomat geworden. Doch würde ich auch jeden andern diplomatischen Posten in Deutschland annehmen, auf dem ich in meinem Sinne für Frankreich wirken könnte.

Henriette hatte ihre Augen wieder schmerzlich gesenkt und schüttelte zu den so bedeutend aufgeregten Hoffnungen ihres Freundes ganz leise das Haupt.

Du kannst Dich diesmal darauf verlassen, mein Kind, fuhr Mirabeau fort, denn hat das Gouvernement nicht schon angefangen, sich hinsichtlich der Geldmittel ziemlich glänzend gegen mich zu benehmen? Ich koste dem Staate jetzt mehr, als er nachher für mich zu bezahlen haben würde, wenn er mir den regelmäßigen Gesandtschaftsposten hier überträgt. Die mir ursprünglich ausgeworfene Summe von tausend Francs für den Monat hat man mir schon auf das Fünffache erhöht. Ich habe freilich auch viele Auslagen davon zu bestreiten gehabt, denn unsere Einrichtung hier in Berlin, der Kleiderluxus, der an den nordischen Höfen herrscht, Equipage, die verschiedensten Arten von Pferden, deren ein Cavalier in Berlin gar nicht entbehren kann, dazu mancherlei geheime Ausgaben, Hin- und Herreisen im Innern von Deutschland, die Herbeischaffung der Materialien für mein Werk über die preußische Monarchie, Alles das greift

*) Peuchet III. 2.

hier auf eine fürchterliche Weise ins Geld und wird dem König von Frankreich, der alle Zahlungen für mich jetzt auf seine Schatulle übernommen hat, bald noch bedeutendere Opfer auferlegen.*) Dafür mache ich ihnen aber auch den ganzen preußischen Staat so durchsichtig, daß man jeden Faden erkennen kann, der hier zieht, und an dem man künftig das ganze deutsche Gespinnst von Paris aus zu ziehen im Stande sein wird. —

Henriette erkundigte sich jetzt mit schwerem Herzen nach der Stunde, in welcher Mirabeau reisen würde, und als sie erfuhr, daß er die Abreise jedenfalls auf den heutigen Abend festgesetzt habe, vielleicht aber noch früher dazu gelangen werde, wenn er mit einigen vorher noch abzustattenden Besuchen rasch und nach Wunsch zu Stande kommen könnte, entfernte sie sich wieder, um noch mancherlei häusliche Vorbereitungen für den Freund treffen zu lassen.

Nach einer halben Stunde, in welcher Mirabeau noch hastig einige Briefe geschrieben hatte, kehrte sie wieder zu ihm zurück und lud ihn ein, in dem Frühstückszimmer den Kaffee einzunehmen.

Als er ihr an dem Frühstückstisch eine Zeitlang gegenüber gesessen hatte und mit der fröhlichsten und fast ausgelassenen Laune sich bemüht zeigte, den Kummer seiner liebenswürdigen Freundin zu zerstreuen, fragte sie ihn, indem ihre Blicke forschend auf ihm ruhten, warum er denn sogleich für seine Frühtoilette sich in einen seiner gewähltesten und feinsten Anzüge geworfen und so aussehe, als ob er noch an den Hof gehen wolle?

Nicht gerade an den Hof, entgegnete Mirabeau flüchtig, aber ich beabsichtige noch, zum Prinzen

*) Montigny IV. 342.

Heinrich, dem Bruder des Königs, zu fahren, denn ohne den Prinzen nochmals vertraulich gesprochen zu haben, halte ich es nicht für räthlich, nach Paris abzugehen. Du weißt, der Prinz war für mich hier insofern die Hauptperson, als er meine Schritte auf dem hiesigen Terrain wesentlich leitete, und mir manche Fingerzeige gab, wie ich die Interessen Frankreichs in Preußen fördern und anknüpfen könnte. Aber wie ich mit ihm selbst und seiner eigenen Person daran bin, ist mir bis auf die jetzige Stunde noch unklar geblieben. Ich muß noch etwas Bestimmtes von ihm zu erforschen suchen, ehe ich reisen kann, um für die Berathung, zu der ich in Paris zugezogen werden soll, noch etwas Neues und Wesentliches mitzubringen. Es ist mir um so wichtiger, den Prinzen vor meiner Abreise noch einmal sprechen zu können, da ich erst gestern in einer Gesellschaft bei Herrn von Dohm aus ganz zuverlässigem Munde gehört habe, daß der Prinz Heinrich in einer genauen persönlichen Verbindung mit dem französischen Cabinet und namentlich mit Herrn von Calonne steht, und gewissermaßen Ursache geworden ist, daß man mich selbst hierher nach Berlin geschickt hat. *) So ist man freilich, wenn man Diplomat wird, auch zugleich immer in Gefahr, Dupe zu sein.

Wie so, mein Freund, hat man Dich betrogen? fragte Henriette ängstlich, sich in ihrer gewohnten zärtlich um ihn besorgten Weise an seine Schulter schmiegend.

Nein, aber man hat mich doch an einem bestimmten Faden hier gelenkt, ohne daß ich es wußte, entgegnete Mirabeau, denn Herr von Dohm, welcher der unterrichtetste Mann in ganz Berlin ist und das

*) Thiébault Frédéric le Grand ou mes Souvenirs II. 194.

Gras aller Geheimnisse wachsen hört, erzählte mir gestern, im Vertrauen, daß Prinz Heinrich seit längerer Zeit einen vertrauten Briefwechsel mit unserm Minister von Calonne führt, und daß er dem französischen Gouvernement schon mehrmals den Rath ertheilt habe, den unfähigen Grafen Esterno von dem hiesigen Gesandtschaftsposten zu entfernen und durch einen Mann von mehr Charakter und Energie zu ersetzen. Da man hier in den politischen Kreisen Berlin's bereits glaubt, daß mir die Gesandtschaft am preußischen Hofe künftig zugedacht sein könne, so will man auch daraus folgern, daß ich auf Betrieb des Prinzen Heinrich hierher gebracht worden sei, um mich einstweilen auf dem Platze zu orientiren. In demselben Augenblick, als ich dies gestern hörte, fuhr es mir wie ein Blitz durch meine Erinnerungen, daß schon Clavière mir in Paris sagte, es sei der Prinz Heinrich von Preußen, der die Anwesenheit eines feinen und kundigen Beobachters in Berlin gewünscht, um mit ihm hier zusammen zu wirken und dem französischen Interesse zu dienen. Ich sah mich auch durch eine ausdrückliche Empfehlung unseres Cabinets vorzugsweise an den alten Herrn gewiesen, und habe hier stets den vertrautesten Zutritt zu ihm gehabt. Aber da er ungeachtet mancher guten Rathschläge doch nicht sehr ergiebig gegen mich war, und mich in der letzten Zeit ziemlich kurz behandelte, so kam ich von dem Gedanken ab, in ihm einen Förderer meiner Person zu sehen und ihn auch für meine persönliche Carrière benutzen zu können. Jetzt will ich zu ihm, um ihm durch ein lebhaftes Gespräch noch einige Aeußerungen zu entlocken, wie weit das französische System, dem er allerdings aufrichtig hingegeben zu sein scheint, bei der ausbrechenden Krisis hier auf seine Unterstützung werde rechnen können.

Kann ich eine solche Aeußerung, die man mündlich viel bestimmter ertheilen kann als schriftlich, mit nach Paris nehmen, so bringe ich schon einen recht greifbaren Erfolg meiner hiesigen Mission mit. Und dann wollte ich ihn auch bitten, mir einige schriftliche Zeilen für Herrn von Calonne mitzugeben, und ihm darin zu sagen, daß der Graf Esterno bald einen Nachfolger haben müsse, der mit den Männern, welche hier dem französischen System anhängen, wirklich in Verbindung steht und des Vertrauens dieser Partei sich zu erfreuen hat. Kann ich den alten Herrn rasch sprechen und nach meinen Wünschen bewegen, so reise ich noch vor Abend ab, denn der Stand der Angelegenheiten drängt.

Nein, erwiderte Henriette lebhaft, vor Abend darfst Du uns nun auf keinen Fall verlassen. Es kommt doch nicht blos auf Deine Politik Alles an, sondern es wird auch ein wenig danach zu fragen sein, was Coco und Deine Freundin Henriette sagen. Heut Abend wird bei uns chinesisches Schattenspiel aufgeführt, was ich Dir schon gestern angekündigt habe, und Du hast, ein Mann von Wort, zugesagt, dieser Vorstellung beizuwohnen. Wir spielen eine Komödie, in der sich auch Alles um Politik dreht, und in welcher der väterlich gesinnte Kaiser Toutcequevousvoudrez sein ganzes Reich über ein Bambusrohr springen läßt. In dieser Komödie wird auch ein deutsches Liedchen gesungen, was Herr Coco, der erste Hofschauspieler in der Horde des Grafen Mirabeau, schon seit mehreren Tagen eifrig studirt und gewiß mit unnachahmlicher Meisterschaft ausführen wird. *)

Das sind die Streiche meines Kammerdieners

*) Montigny IV. 343.

Boyer, die mich nun noch in meiner Abreise verspäten werden, sagte Mirabeau lächelnd. Der Taugenichts hat Euch diese Künste beigebracht, und für einen berliner Winterabend mögen sie auch ganz passend ersonnen sein. Und um nicht noch beim Scheiden Dich zu betrüben, verspreche ich Dir, heut Abend im Parterre Eures Drama's zu sitzen und erst, nachdem die Katastrophe eingetreten, mich von Euch Lieben zu beurlauben.

Henriette jubelte freudig, und Mirabeau, dem jetzt gemeldet wurde, daß sein Wagen unten vorgefahren sei, eilte hinweg, um erst noch einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen und dann vor dem Palais des Prinzen Heinrich von Preußen vorzufahren.

Erst gegen Abend kehrte Mirabeau mit allen Anzeichen großer Verstimmung wieder zurück, und theilte der Freundin, die er schon mit den Vorbereitungen zu der angekündigten Vorstellung beschäftigt fand, mit, daß ihm fast Alles, was er den Tag über versucht, fehlgeschlagen sei.

Nicht einmal dieser lumpige Graf Esterno ließ sich von mir sprechen, sagte Mirabeau mit heftigem Aerger, sondern ich wurde wegen der Ausfertigung meiner Pässe an den Legationssecretair gewiesen. Der Minister Hertzberg, von dem ich gern noch einige Stichworte der hiesigen Situation aufgefangen hätte, ist in Sanssouci bei dem kranken König, der seit einiger Zeit seiner Gesellschaft so bedürfen soll, daß er ihn nicht mehr von sich lassen will. Doch hoffte man heute auf seine Rückkehr im auswärtigen Ministerium, und deshalb fuhr ich viermal zu verschiedenen Zeiten am Hôtel vor, aber vergebens. Ich schämte mich hinlänglich vor mir selbst, daß man in die Lage kommen kann, sich so viel Mühe um einen politischen Commis zu geben, denn was ist dieser

Hertzberg, was sind alle diese preußischen Minister anders, als ganz gemeine Commis-Naturen? Eben so schlimm erging es mir im Palais des Prinzen Heinrich, wo ich mich erst dreimal vergebens zu einer Audienz melden ließ, und dreimal die Antwort hören mußte, daß der Prinz noch nicht aufgestanden sei und vielleicht wegen Unwohlseins den Tag über das Bett hüten werde, bis ich endlich das vierte Mal hören mußte, daß die Königliche Hoheit soeben ausgefahren sei. Dies widersprach so sehr meinem Abkommen mit dem Prinzen, wonach ich zu jeder Tageszeit vertrauten Zugang bei ihm haben sollte, daß ich mich nicht enthalten konnte, seinem Adjutanten, dem sogenannten schönen Knyphausen, meine ganze Verwunderung über dieses Benehmen des Prinzen auf das Verdrießlichste auszudrücken. Indeß denke ich mir, daß es nichts weiter war, als eine Aergerlichkeit des Prinzen, sich von mir gerade heut überlaufen zu sehen, denn ich entnahm erst zuletzt aus einem gewissen lächelnden Zug um die Mundwinkel des schönen Knyphausen, daß der Prinz in seinem Cabinet nicht allein gewesen, sondern einen Besuch bei sich hatte, der ihm zu manchen Zeiten nothwendig scheint! Es ist dies der junge Tänzer Rollin, der seit einiger Zeit im Palais des Prinzen schönes oder schlechtes Wetter machen kann, je nachdem es ihm einfällt.*) Der tapfere Held von Hohenfriedberg und Prag glaubt jetzt in seinen alten Tagen wenigstens noch solche Schlachten liefern zu müssen. —

Der Aerger, in den sich Mirabeau jetzt immer tiefer hineinsprach, wurde durch die lustigen Anstren-

*) Mirabeau wurde wegen dieser Verdächtigung der Sitten des Prinzen Heinrich von Preußen, der er sich in der Histoire secrète de la Cour de Berlin ganz offen überläßt, später auf das Heftigste angegriffen.

gungen des kleinen Coco, dem es ganz unbemerkter Weise gelungen war, sich auf ein Knie Mirabeau's hinaufzuschwingen, auf eine schon fast versöhnlich wirkende Weise unterbrochen. Mirabeau nahm die Grüße und Liebkosungen, mit denen sein Liebling nicht müde wurde, sich bei ihm zu melden, jetzt endlich mit freundlicher Gewährung auf, und überließ sich einige Minuten lang dem Spiel mit dem aufgeweckten, anmuthig heranwachsenden Knaben.

So mußte er sich denn auch, obwohl er sichtlich keine Ruhe mehr dazu hatte, und ihm noch einige dringende Anordnungen vor dem Antritt seiner Reise übrig waren, darein ergeben, daß das chinesische Schattenspiel, zu dem er eingeladen war, zu seiner vollständigen Darstellung vor ihm kommen sollte. Es sollte damit zugleich eine neue Erfindung seines anschlägigen Kammerdieners zum Besten gegeben werden, und sobald es vollständig dunkel geworden war, mußte sich Mirabeau gefallen lassen, daß man ihn in den für die chinesische Komödie schon vollständig vorbereiteten Salon führte.

Der gemüthliche und oft durchaus kindliche Ton, in welchem Mirabeau mit den Seinigen zu verkehren pflegte, machte ihm zwar dies Opfer nicht gerade schwer, aber alle seine Gedanken waren schon unterwegs nach Paris, und, seiner Gewohnheit nach, hielt er in seinem Innern bereits donnernde Reden ab, mit denen er sich an die Minister Vergennes und Calonne wandte. Ja, er hoffte, bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Paris auch den König Louis XVI. zu sprechen, vielleicht auch der schönen Königin Marie Antoinette seine Aufwartung machen zu dürfen.

Während er sich so immer kühneren Vorstellungen seiner Phantasie überließ, hatte er kaum gemerkt, daß er sich schon mitten im Reich des Kaisers Toutce-

quevousvoudrez befand und die Schatten an der Wand sich zu einer fürchterlichen Intrigue gegen das Bambusrohr verschworen hatten, welches die einzige Stütze in der Hand des gütigen Monarchen war. Die Exposition schien vortrefflich gelungen, die Figuren bewegten sich mit der mimischen Feinheit großer Schauspieler, worin eben die geistreiche Erfindung Boyer's bestand, Coco jubelte, und die leicht vergnügliche Henriette war im besten Zuge, ihren bevorstehenden Abschied von Mirabeau zu vergessen.

Dies ist eine wahrhaft diabolische Geschichte, flüsterte Mirabeau, indem er seinen Arm um den Nacken der neben ihm sitzenden Henriette legte. Es scheint, daß die Unterthanen dieses chinesischen Kaisers Toutcequevousvoudrez durchaus keinen Spaß mehr verstehen wollen. Sein Volk scheint ihm diesen vielversprechenden Beinamen Toutcequevousvoudrez ebenso bereitwillig gegeben zu haben, als man unserm Ludwig XVI. Anfangs den Volksfreund und den Rechtersehnten genannt hat. Dieser Schatten-Kaiser giebt Jedem allerdings nur, was er sich wünschen kann, aber Seine Kaiserliche Majestät scheint der verteufelten Meinung aller Fürsten zu sein, daß, was sich das Volk am meisten wünscht, doch, beim Licht besehen, eigentlich nur Prügel seien. Der weise väterliche Bambus sucht daher das Volk unaufhörlich an einer gewissen Stelle zu kitzeln, bis sich endlich ergiebt, daß auch an dieser Stelle Vernunft wohnt, die auf eine fürchterliche Weise erwacht. Die Maitresse des Kaisers, es ist gewiß die Mademoiselle Opinion publique, die wegen einer aus naschhaften Gewohnheiten an ihm begangenen Untreue auch den Bambus zu schmecken bekommen, und sich wegen begreiflich leichter Verletzlichkeit auf so zarter Haut gar nicht zufrieden zu geben vermag, hat nun diese entsetzliche Verschwörung unter

dem Volke der Schatten angestiftet. Seht, dieser Kampf ist gut gemalt, das ist mehr als Prügelei, das ist die historische Wahrheit! Aber der Kaiser Toutcequevousvoudrez hat sein Prinzip richtig erkannt, und er hält den Bambus hoch und fest in seinen Händen. Nachdem er das Rohr vor den Augen Aller inbrünstig geküßt hat, fängt er an zu weinen, was die Schatten sämmtlich nicht aushalten zu können scheinen. Nun streckt er ihnen nochmals den Bambus entgegen, und jetzt bieten sie ihm alle von freien Stücken den patriotischen Körpertheil dar, der ihnen noch vor Kurzem so wund gewesen, und den sie nunmehr für den eigentlichen Altar des Vaterlandes erklären wollen, auf dem der Bambus für ewige Zeiten niedergelegt werden soll. Der Kaiser Toutcequevousvoudrez schließt nun großmüthig seinen Frieden, und gesteht ein neues Grundgesetz zu, das jetzt höchst ceremoniell gefeiert wird, indem das ganze Reich mit einem ungeheuern Freudenschrei über das Bambusrohr springt. —

Mirabeau erhob sich jetzt von seinem Platz und erklärte seine Zeit für abgelaufen, indem ihn plötzlich die frühere Ungeduld wieder beschlich. Doch bewog ihn Henriette noch durch einen ihrer unwiderstehlichen Blicke, das deutsche Lied Coco's mit anzuhören, welches unter den Jubelstimmen des Versöhnungsfestes im Reiche des Schattenkaisers vernommen wurde und jetzt ohne Fehl und fast rührend erklang.

Der Bediente meldete, daß die Extrapost unten vor der Thür vorgefahren sei, und während die Koffer aufgepackt wurden, nahm Mirabeau noch einmal von seiner Freundin mit beredten Worten Abschied.

Mir wird auch recht traurig zu Muthe, daß ich von Dir gehen muß, sagte er, sie lange an sich drückend. Wer weiß, ob es mir jemals wieder so friedlich und so wohl werden wird, als hier an Deinem reinen

schönen Herzen, und bei Deinem lustigen, von Coco's frischem Jauchzen begleiteten Schattenspiel. Euere allerliebste Komödie ist ein sehr gutes Reisegeschenk für mich gewesen, denn Ihr habt mich noch recht gut an das chinesische System erinnert, während ich als Commis-Voyageur des französischen Systems zwischen Berlin und Paris reise. Ja, ja, ihr einfachen stillen Herzen, ihr tragt doch immer die größte Weisheit in Euch. Ihr werdet wohl Recht haben mit Eurer Komödie, denn so lange es sich noch um Systeme und Conventionen für den Staat und die Völker handelt, wird das chinesische System immer das beste und stärkste sein. Wenn ich vernünftiger wäre, bliebe ich bei Dir in Deiner warmen traulichen Stube, statt mich wieder kopfüber in das chinesische Schattenspiel von Paris hineinzustürzen, und darauf zu harren, daß die Schatten einmal wirkliches Lebensblut bekommen sollen. Ich bin am Ende auch nur ein kläglicher Schattenspieler, wie alle andern. — —

Sie trennten sich, nachdem Coco noch seinen Theil am Abschied erhalten. Das Posthorn unten rief mit schmetterndem Hallen, und Henriette begleitete ihren Freund noch bis an den Reisewagen, der dann mit ihm rasch in die Nacht hinausfuhr, nachdem die zuletzt immer ängstlicher werdende Henriette sich noch von Mirabeau feierlich hatte schwören lassen, daß er ihrer nicht vergessen und sie jedenfalls, wie es auch kommen möge, wieder von Berlin abholen werde. —

V.

Der Tod Friedrichs des Großen.

Graf Mirabeau war nach einem kurzen Aufenthalt in Paris wieder in die preußiſche Hauptſtadt zurückgekehrt, wo er, einige Ausflüge ausgenommen, die er beſonders an die Höfe von Braunſchweig und Dresden unternommen, nun unausgeſetzt in eifriger Beobachtung aller Verhältniſſe und in Erwartung des Ereigniſſes, dem die ganze politiſche Welt mit der größten Spannung entgegenharrte, verweilte.

Bereits war die Mitte des Sommers 1786 herangekommen, und der Todeskampf Friedrichs des Großen, der in allen Cabinetten Europas belauſcht wurde, hatte ſchon faſt ſeit fünf Monaten gedauert ohne daß die erwartete Entſcheidung eingetreten wäre. Zu Anfang des Auguſt hatten ſich ſogar weit beſſere Nachrichten zu verbreiten angefangen, und der kranke König ſelbſt ſchien ſich mit großer Zuverſicht an den Gedanken ſeiner Wiedergeneſung anzuklammern. Denn ſein Leibarzt in Potsdam, der Doctor Freſe, war faſt in Ungnade gefallen, weil er, auf ſein Gewiſſen über die Natur der Krankheit befragt, das unheimliche und den König verdrießende Wort der Waſſerſucht auszuſprechen gewagt hatte.

Indeß wurde auf der andern Seite nur mit um ſo größerer Beſtimmtheit faſt jeden Tag und jede Stunde der entſcheidenden Auflöſung König Friedrichs entgegengeſehen. Von einer eigenthümlichen Ahnung getrieben, hatte ſich Mirabeau in der Nacht zum 17. Auguſt eines ſeiner beſten und ſtärkſten Pferde vorführen laſſen, um nach Potsdam hinüberzureiten und dort ſichere Nachrichten einzuholen. Schon ſeit einigen Wochen hatte er ſeine Reitpferde nicht anders

als im vollständigen Sattelzeug im Stall stehen, um, sobald nur etwas vorfiele, sich ungesäumt ihrer bedienen zu können und aus der Nähe des großen Sterbenden die wichtige Kunde mit allen ihren Einzelnheiten für seine Regierung zu schöpfen. Denn es lag ihm Alles daran, das französische Gouvernement mit dieser Todesnachricht so rasch und ausgiebig als möglich zu bedienen, und jedenfalls der Erste zu sein, durch den dieselbe nach Paris gelangen sollte. *)

Als Mirabeau vor der Thür seines Hauses eben sein Pferd besteigen wollte, sah er einen seiner Freunde, mit dem er in der letzten Zeit in Berlin besonders vertraut verkehrt hatte, den Baron Noldé, in großer Hast von der Straße her auf sich zueilen. Er hielt inne, um den Ankommenden zu begrüßen, von dem er vielleicht noch einiges Neue über die Lage der Dinge zu erfahren hoffte. Der Baron Noldé, ein junger curländischer Edelmann, der seit einigen Monaten in Berlin lebte, hatte sich auf eine so innige und fast zärtliche Weise an Mirabeau angeschlossen, daß daraus ein täglicher Freundschaftsumgang entstanden war, der sich nicht blos auf die Kreise des gesellschaftlichen Verkehrs, sondern auch auf die Häuslichkeit Mirabeau's erstreckte.

Noldé, der etwas Gemüthliches und Kindliches hatte, war zugleich ein Spielkamerad des kleinen Coco und ein aufmerksamer Freund der Frau von Nehra geworden, und fing an, sich zu Dem zu rechnen, was Graf Mirabeau gern mit einer gewissen Gemüthlichkeit seine „Horde" zu nennen pflegte, so daß er schon fast ein unentbehrliches Mitglied dieser wandernden Familie und zugleich eine nützliche Mittels-

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin (1789). T. I. p. 56.

perſon für alle möglichen Beſorgungen, die ihm zufielen, geworden war. Mirabeau hatte ihn auch noch dadurch an ſich gefeſſelt, daß er ſich zu ſeinem Rathgeber bei den Verwickelungen gemacht hatte, in die Noldé mit ſeiner Familie, die zu den erſten Häuſern Curlands gehörte, gerathen war. Denn ſeine Familie begehrte dringend ſeine Rückkehr nach Curland, wo man ihm eine bedeutende Verwendung zugedacht hatte, während Noldé aus einem leidenſchaftlichen Haß gegen Rußland und aus Liebe zu Frankreich ſich ſeinen heimathlichen Verhältniſſen zu entziehen trachtete, und durch Mirabeau nach Frankreich zu gelangen und ſeine Dienſte dem franzöſiſchen Gouvernement darbieten zu können hoffte.

So hatte ſich Noldé auch jetzt auf eine faſt aufopfernde Weiſe thätig bewieſen, um ihm zuverläſſige und brauchbare Nachrichten aus Sansſouci zuzuführen, wozu er bei ſeiner großen perſönlichen Beweglichkeit und ſeinen Verbindungen im Kreiſe der Diplomatie ſich ganz beſonders in der Lage befand. In dieſem Augenblick, wo die Mitternachtsſtunde faſt herangerückt war, ſtürzte er noch athemlos herbei, um den Grafen Mirabeau in Kenntniß zu ſetzen, daß der ſächſiſche Geſandte ſoeben ſeinen Jäger nach Dresden abgeſandt habe, um ſeinem Hofe eine Meldung über das bereits ſo gut als gewiß erfolgte Ableben des Königs zu machen. Noldé fügte hinzu, daß der ſächſiſche Geſandte dies gewiß nicht gethan haben würde, wenn er ſich nicht dabei auf eine neue und zuverläſſige Kunde aus Sansſouci hätte ſtützen können.

Mirabeau ſtutzte, indem er ſeine Hand nachdenkend auf den Hals des vor ihm ſtehenden, ungeduldig am Boden ſtampfenden Pferdes legte. In dieſer Art hätten wir allerdings auch zu Werke gehen können, ſagte er dann nach einer Pauſe. Denn da man nach Allem,

was feststeht, berechnen kann, daß der Todeskampf höchstens noch einige Tage anzudauern vermag, so hätte ich allerdings meinen Courier schon nach Paris absenden können. Denn in dem Augenblick, wo er mit der Nachricht von dem Tode in Paris ankommt, wäre dieser ohne allen Zweifel bereits eingetreten. Wenn ich der regelmäßige Diplomat Frankreichs hier in Berlin wäre, würde ich auch auf der Stelle so handeln. Aber in meiner Lage muß ich besonders vorsichtig und discret sein, und ich darf das Geld für einen Courier nicht so ohne Weiteres aus dem Fenster werfen. Der Gedanke an diesen Tod läßt mir aber heut Nacht keine Ruhe mehr und ich vermag nicht zu Hause zu bleiben. Es treibt mich noch um Mitternacht zu einem Ritt nach Schloß Sanssouci auf, und Sie würden mich erfreuen, Baron Noldé, wenn Sie auch ein Pferd nehmen und mich dorthin begleiten wollten.

Noldé nahm diese Aufforderung freudig an, und Beide blieben so lange auf der Straße nebeneinander stehen, bis das Pferd für Noldé aus Mirabeau's Stall in Bereitschaft gesetzt und vorgeführt war.

Es war eine schöne warme Augustnacht, glänzende Sterne braunten durch den reinen hohen Aether, und durch die tiefe Stille der Straßen hallten die Schritte der im Gespräch auf- und niedergehenden Freunde feierlich wieder.

Der Abgang des sächsischen Couriers nach Dresden ist mir allerdings höchst verdrießlich, begann Mirabeau wieder mit sichtlichem Unmuth. Wie leicht kann dann auf diese Weise von Dresden aus die Nachricht nach Paris gelangen, und wenn mein Courier mit der wirklichen Kunde beim französischen Ministerium ankommt, glaubt man schon Alles zu wissen, und ich habe meine eigentliche Wirkung verfehlt. Gestern lief

ich darum auch den ganzen Tag nach unserm Gesandten umher, um mich seiner Meinung über die Sachlage zu vergewissern, und zu hören, wie weit er wohl selbst unterrichtet sein möchte. Wen man aber, wie immer, nirgends treffen konnte, war der Graf Esterno. Erst hieß es, daß er in Charlottenburg zum Diner sei, und als ich ihm dorthin nachfahre, hat er schon längst abgespeist und ist zur Königin nach dem Schloß Schönhausen gefahren. Ich kutschire nach Berlin zurück, werfe mich in meinen neuen Gala-Anzug und lasse meine besten Wagenpferde fast todtpeitschen, um so rasch als möglich in diesem Schönhausen einzutreffen. Ich trete auch fast gleichzeitig mit Esterno bei der Königin ein und finde bei derselben einen kleinen Zirkel, in dem man sich ganz vergnügt über die allergewöhnlichsten Dinge unterhält. Niemand glaubt, daß der König in der That so krank sei, am allerwenigsten will die Königin etwas Beunruhigendes wissen, man plaudert, man lacht, und die Königin spricht mit mir von meiner Busennadel, die sie wohlgefällig an mir zu bemerken die Gnade hat, sie weiß, daß ich in der vorigen Woche auf Schloß Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich war, und sie fragt mich, wie es auf Rheinsberg noch aussehe, und sie erzählt mit feuchten Augen, wie glücklich sie dort als Kronprinzessin gewesen. Wie wenig ich mich aber auf das Geschwätz der Leute verlassen habe, könnt Ihr daraus ersehen, Roldé, daß ich seitdem vor Unruhe nicht mehr habe schlafen können, und daß mich die Ueberzeugung, es müsse bereits etwas in Sanssouci geschehen sein, jetzt rastlos auf die Landstraße hinausjagt!*)

Jetzt wurde das für Roldé bestimmte Pferd durch

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre XIV.

den Reitknecht herangeführt und beide Reiter schwangen sich nun ohne längeres Säumen in den Sattel, indem sie, von keinem Bedienten gefolgt, auf dem kürzesten Wege zum Potsdamer Thor hinausritten. Dann ging es mit Ungestüm über die nächtlich verödete Landstraße hin, an der die eilenden Hufe der Rosse mit regelmäßigen Takten aufschlugen.

Der Weg wurde so rastlos und unaufhaltsam zurückgelegt, daß auch das Gespräch zwischen Beiden nur abgerissen und mit gelegentlich ausgetauschten Bemerkungen geführt wurde.

Daß es mit dem König im höchsten Grade gefährlich steht, sagte Mirabeau, erfuhr ich heut Abend auch schon durch meine Tauben, von denen ich in der That sehr gut bedient werde. Es war ein glücklicher Einfall von Euch, Noldé, daß Ihr mir diese Taubenpost zwischen Berlin und Potsdam eingerichtet habt, denn sobald die Katastrophe eintritt, ist zu erwarten, daß man die Stadt Potsdam schließt und nicht sogleich ein Bote aus derselben herausgelassen werden möchte. Heut kamen aber meine Tauben mit einem Zettel zurück, auf den unser Correspondent in Potsdam die Worte gesetzt: „Heftiges Fieber und Aufschwellung ist eingetreten.“ Ich fürchte aber fast, daß wir zu spät kommen werden und keinen Einlaß mehr in Potsdam finden. Denn man hat mir gesagt, daß die Brücken vor Potsdam aufgezogen würden, sobald das Ableben des Monarchen erfolgt wäre.

In diesem Augenblick gelangten sie durch ein Dorf, in dem ihnen eine eigenthümliche Bewegung vor dem Wirthshause auffiel. Ein ächzendes Pferd, das im Verscheiden begriffen schien, lag vor der Thür, und der von demselben abgestiegene Reiter war unablässig durch heftiges Pochen an Thür und Fenster bemüht, den Wirth herauszuklopfen. Nachdem dies gelungen

war, hörte man ihn im Namen des Königs auf der Stelle ein Pferd begehren, auf dem er die Reise nach Berlin fortsetzen könne.

Mirabeau und Noldé waren abgestiegen, um sich mit dem Manne, der ihnen ein Courier aus Potsdam zu sein schien, in ein Gespräch einzulassen und wo möglich schon etwas Näheres zu erfahren. Sie vernahmen von ihm, daß der König sich seit gestern Mittag in einem Zustand hinschlummernder Bewußtlosigkeit befinde und die größte Rathlosigkeit und Angst in seiner Umgebung eingetreten sei. Er sei deshalb beordert worden, noch einige Aerzte aus Berlin herbeizuholen und habe bereits ein Pferd unter sich todtgejagt.

Diese Erzählung hatte plötzlich eine so große Theilnahme in dem Wirthshause hervorgerufen, daß eine allgemeine Bewegung entstand und man sich beeilte, auch die Bewohner der Nachbarhäuser aus dem Schlafe zu wecken. In dem nächtlichen Dorfe entstand nun bald ein eigenthümliches Leben, überall wurden klagende und bedauernde Stimmen auf die rührendste Weise laut, und Jeder, der ein Pferd anzubieten hatte, beeiferte sich, das seine als das stärkste und vorzugsweise zu diesem Zweck geeignete zu empfehlen.

Der Courier hatte sich auf das erste Pferd, das ihm zugeführt worden, hinaufgeschwungen und war in wilder Hast weiter geritten. Mirabeau und sein Gefährte setzten nun mit erhöhter Eile ihren Weg fort, auf dem sie jetzt lange im tiefsten Schweigen neben einander hinritten. Ueber den Feldern lag bereits der hereindämmernde Morgen mit falbem Schein, und die Sterne, die ihnen bis dahin golden geleuchtet, begannen über den Häuptern der Reisenden zu erbleichen. Ein kalter Luftzug der Frühe strich um sie her, und Mirabeau dehnte sich fröstelnd und schaudernd in seinem Sattel.

Mir ist es, als sähe ich dort auf den hinschwebenden Nebeln der Frühe den todten König von dannen reiten, sagte Mirabeau in einem träumerischen Hinstarren. Warum scheint der Moment größer und schauerlicher, wenn die Könige sterben, als wenn ein armer Tagelöhner seine arbeitsmüden Augen schließt? Der Tod der Könige beweist am meisten die Nichtsnutzigkeit und Verlassenheit der Menschen. Jeder König hätte ein Gott sein können für sein Volk, sobald er sich nur hätte entschließen wollen, mit und unter ihnen ein wahrer Mensch zu sein. Aber wenn er stirbt, wird nur eine Täuschung aufgehoben, die Alle an ihn fesselte, und die halb mit Schmerz, halb mit Beschämung in dem Herzen des Volkes zergeht. Man muß sich auf eine neue Täuschung gefaßt machen, und das erfüllt jedes Menschenherz mit einem unwillkürlichen Grauen. Das Volk neigt immer von selbst dazu, seinen König zu lieben, und diese Liebe wird ihm meist nur muthwillig und gewaltsam durch seinen Herrn selbst aus dem Herzen gezogen. Das Volk ehrt im König auch die Möglichkeit alles Guten und Großen, das durch ihn geschehen könnte, denn das Volk ist großsinnig und langmüthig, wie die Vorsehung selbst. Auch darum schaudert es, wenn seine Könige sterben, denn es wittert den verlorenen Moment, der dadurch in der Geschichte eingetreten ist. Die armen Leute in jenem Dorfe schleppen ihr bestes Pferd, gewiß ihr größtes Besitzthum, herbei, um es todtjagen zu lassen, damit noch mehr Aerzte zur Hülfe des sterbenden Königs herbeigeholt werden könnten. Sie werden durch diesen Verlust noch elender werden, aber der König liegt ja im Sterben. Und was ist ihrem Elend jemals Friedrich der Große gewesen? Sie hungern, wenn er lebt, und sie hungern, wenn er stirbt, und doch geben sie ihr letztes Pferd hin,

wenn ihm geholfen werden könnte. Wenn die Könige wüßten, wie es in ihrer Todesstunde oft im Herzen des armen Mannes aussieht, so würden sie erkennen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt haben, weil sie nicht die Könige der armen Leute gewesen! —

Von der kurzen Rast, welche die beiden Reiter sich und ihren Thieren an einer Waldecke gegönnt, wurde jetzt wieder aufgebrochen, und sie erreichten nun binnen kurzer Zeit die Thore Potsdams, durch welche sie in vollem Galopp einritten. Im Fluge wurden die Straßen der Stadt durchjagt, die großentheils noch in nächtlicher Stille ruhte, obwohl man in einzelnen Häusern Licht bemerkte und hier und da Menschen in großer Eile und Bewegung heraustraten die sich in einer bestimmten Richtung hin fortbegaben Als die Reiter das Brandenburger Thor erreicht hatten und an dem ägyptischen Obelisk vorüber den Weg nach Sanssouci einschlugen, bemerkten sie, daß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung bereits eine Wallfahrt nach dem Schlosse hin angetreten hatte, um, fortgetrieben durch die traurigen Nachrichten, die sich seit dem vergangenen Tage verbreitet und die sich in der Nacht nur gesteigert hatten, die entscheidende Kunde in der nächsten Umgebung des Schlosses selbst einzuholen.

Mirabeau hielt mit seinem Gefährten zuerst vor der Eingangspforte still, welche von der Landstraße her zu den Anhöhen des Schlosses hinaufführt. Fast sämmtliche Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet und man merkte die im Innern vorgehende Bewegung an dem hastigen Auf- und Niedertragen der Lichter durch die Säle und Zimmer, an dem unruhigen Hin- und Hergehen vieler Personen, deren Gestalten sich an den Fenstern abzeichneten, und an den Dienern mit Fackeln, die das Schloß bald mit ungestümer

Eile verließen, bald wieder mit eben so großer Hast in dasselbe zurückkehrten. Die schweigend umherstehende Menge, die bis zu den obersten Terrassen hinaufgedrungen war und ohne Hinderung fast unmittelbar bis an das Schloß hatte herantreten dürfen, lieferte einen ernsten und feierlichen Rahmen zu diesem wunderbaren Bilde. Nur zuweilen entstand ein unheimliches und dumpfes Geflüster unter dem Volke, das aber bald wieder der tiefen und lautlosen Stille wich, die kaum durch einen Athemzug unterbrochen zu werden schien.

Mirabeau und Noldé waren jetzt von ihren Pferden abgestiegen, die sie einem ihnen zuverlässig erschienenen Mann zum Halten übergeben hatten. Darauf begaben sie sich mitten unter die Volksmenge, die, selbst in ihrer Trauer noch respectvoll, vor der imponirenden Gestalt Mirabeau's zurückwich und die Fremden willig durch ihre Reihen hindurchschreiten ließ. Auf diese Weise gelangten sie ganz in die Nähe des Haupteinganges, durch welchen Mirabeau damals, als er seinen Besuch bei dem großen König machte, mit so aufgeregter und fast beklommener Erwartung eingetreten war. Die Erinnerung an diese merkwürdige Stunde war bei ihm nie zurückgetreten, obwohl sie den eigentlichen Wünschen Mirabeau's nichts gewährt, sondern dieselben eher auf eine ihn fast beschämende Weise hatte abgleiten lassen. Aber er hatte die Gestalt Friedrichs des Großen in ihrer Glorie, wie in ihrer entsetzlichen Hinfälligkeit seitdem nie vergessen können, und dies erschütternde Königsgesicht mahnte ihn jetzt, wo er es sich im Ausdruck seines letzten Kampfes dachte, mit einer hinreißenden Gewalt.

Viele Equipagen fuhren vor, aus denen namhafte und hochgestellte Personen auszusteigen schienen, die Eintritt in das Schloß Sanssouci begehrten und er-

hielten. Mirabeau beachtete sie nicht, obwohl sich mehrere seiner näheren Bekannten darunter zu befinden schienen, denn sein Geist war so tief und gedankenvoll in sich selbst versenkt, daß er jede andere Berührung, die ihn zerstreuen konnte, ängstlich vermied.

Dies arme Volk rührt mich schon wieder, flüsterte Mirabeau leise seinem Begleiter zu, denn sie stehen hier in ihrem stummen, feierlichen Schmerz wie aus Stein gehauene ägyptische Götterbilder umher. Dies Volk ist weit schöner und sauberer in seinem Schmerz, als der König da drinnen in seinem Leiden. Denkt man sich den König in seinem übelriechenden Krankenzimmer, das den äußersten Grad der Unreinlichkeit erreicht haben soll, in seinen von dem Eiter seiner Geschwüre ganz durchzogenen Kleidungsstücken, die er seit langer Zeit nicht mehr gewechselt, in der verpesteten Atmosphäre seiner eigenen Krankheit, die an seinen letzten Fieberanfällen gewiß die meiste Schuld trägt, so erhält das Trauerbild fast einen unleidlichen Beigeschmack, und ich muß, um meine Phantasie zu retten, immer wieder auf diese Leute aus dem Volke hinblicken, die den Schmerz und den Verlust, um den es sich hier handelt, in so bewundernswürdig reiner und geistiger Weise darstellen. Der König stirbt, aber seine eigentliche Herrlichkeit lebt im Volke!

Mirabeau fühlte sich in diesem Augenblick leise an seiner Hand berührt, und als er sich erschrocken umsah, glaubte er in der grauen Morgendämmerung, welche die Umrisse noch nicht ganz klar erkennen ließ, die Gestalt des Prinzen Heinrich hinter sich zu erblicken.

Der Prinz war eben vor dem Schlosse vorgefahren und hatte unbemerkt, ohne daß die nur mit dem König beschäftigte Menge auf ihn aufmerksam geworden wäre, seinen Wagen verlassen. Der Gang in das

Schloß schien ihm schwer zu werden und er war zögernd einen Augenblick lang in der Nähe der Pforte stehen geblieben, um die umherstehenden Leute, deren stilles leidtragendes Wesen ihn zu fesseln schien, zu betrachten. In seiner Begleitung befand sich sein damaliger Adjutant, der Marquis von Luchet.

Mirabeau säumte nicht, den Prinzen mit den seinem Range gebührenden Formen zu grüßen, aber dieser ersuchte ihn mit einer dringenden Gebärde, sich ganz still zu verhalten und nicht die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Mirabeau sah, daß die etwas strengen und harten Gesichtszüge des Prinzen, die sonst leicht über seine weicheren Gefühle in Zweifel lassen konnten, ganz und gar zu einem tiefen schmerzlichen Ausdruck bewegt und mit einer unverkennbaren Spur der Thränen bezeichnet waren.

Was macht der König? fragte der Prinz, indem er mit der liebenswürdigen Vertraulichkeit, welche gegen die ihm näher bekannten Personen leicht in seinem Wesen hervortrat, seinen Arm in den Mirabeau's legte.

Mirabeau erwiederte, daß er keinen näheren Zutritt gehabt und sich nur wie jeder Andere hier auf dem Platze befinde, um die schmerzlichste Wißbegierde zu befriedigen.

Es ist jetzt das dritte Mal in dieser Nacht, daß ich hergefahren komme, um selbst nachzufragen, bemerkte der Prinz leise. Ich bin so erschüttert in diesem Schmerz, daß ich mich niemals in das Cabinet Seiner Majestät hineingewagt habe. Doch habe ich an der Thür das beständige Röcheln vernommen, das furchtbarer hallt, als jeder Kanonendonner in der Schlacht. Mich dünkt, selbst bis hierher glaube ich das entsetzliche Röcheln des Königs zu vernehmen.

Man glaubt allerdings einen einzigen wimmernden

Sterbelaut durch das ganze Schloß zu hören, sagte Mirabeau, indem er lauschend seinen Kopf niedersenkte.

Treten Sie mit mir in eine der Seitenkammern des Schlosses ein, versetzte der Prinz. Wir werden dort den Minister von Hertzberg oder den Grafen Görtz finden, die uns sagen werden, wie der letzte Athemzug des unersetzlichsten Königs geht. Den Geheimen Rath Selle sprach ich schon, als ich um Ein Uhr hier anwesend war. Er fand damals das Gesicht schon stark verändert, das Auge matt und gebrochen. Der gute Selle weinte. Ueber die Hülfe der Aerzte ist der König jedenfalls hinaus.

Es ist jetzt zwei Uhr zwölf Minuten, sagte Mirabeau, nach der Uhr sehend. Der Morgen dämmert nur langsam herauf, denn es haben sich einige Wolken am Horizont eingefunden. Wenn es Euerer Königlichen Hoheit gefällig ist, wage ich es, mit meinem Begleiter in das Schloß zu folgen.

Der Prinz schritt jetzt voran, nachdem er mit einem tiefen Seufzer einen Entschluß gefaßt hatte. Auf dem Corridor flüsterte er dem Grafen Mirabeau zu: Wenn das große Ereigniß hereinbricht, mein Freund, werden wir unsere politischen Operationen ganz von Neuem beginnen müssen. Wie es aber auch kommen möge, ich bleibe der leidenschaftliche, treu ergebene Freund Frankreichs, und bitte Sie, dies Herrn von Calonne bei dieser Gelegenheit ganz ausdrücklich zu versichern. Ich werde unter allen Verhältnissen dafür wirken und kämpfen, daß die französische Politik der künftige Leitstern Preußens wird, denn Preußen kann nur als Glied des französischen Systems seine Bestimmung in Europa finden.

Und was werden wir mit dem Minister von Hertzberg anfangen? fragte Mirabeau leise. Sein Einfluß scheint auch bei dem neuen Thronfolger Preu-

ßens ein sehr bedeutender werden zu wollen. Ich bin jetzt mehr als je überzeugt, daß man Hertzberg stürzen muß, wenn man noch dem französischen System in Preußen Geltung verschaffen will. Es ist seinen Agitationen in der That bereits gelungen, eine englische Partei in Preußen auf die Beine zu bringen, die unter seiner Aegide alle möglichen Anstrengungen macht. Wird Preußen vorzugsweise der Bundesgenosse Englands, so haben wir unser Oel hier umsonst verbrannt. Die ganze europäische Politik steuert dann nach einer andern Windrose, und wer weiß, was geschieht.

Was Hertzberg anbetrifft, so bin ich Ihrem Rath gefolgt und werde desselben auch noch ferner eingedenk sein! entgegnete Prinz Heinrich mit einer noch gedämpfteren Stimme. Ihr gabt mir den Rath, meinen Haß gegen ihn zu verstellen und eine Art von Versöhnungs-Komödie mit ihm zu spielen, um ihn und meinen Neffen einstweilen sicher zu machen. Diesen Euren Rath, Herr Graf, habe ich schon in den letzten Tagen als sehr heilsam erkannt und danke Euch dafür.*) Es möchte dies jetzt auch der einzige Weg sein, um meinen Neffen Friedrich Wilhelm unbefangen zu erhalten und ihn für meine Rathschläge zugänglich bleiben zu sehen. Auf diese Weise könnten wir doch noch hoffen, die Position zu retten und den neuen Herrscher auf dem Thron Preußens allmählig, und ohne daß es gleich gemerkt wird, in die Interessen Frankreichs hinüberzuziehen.

Unter diesem rasch hingeflüsterten Gespräch hatten sie den Corridor durchschritten und waren eben in einem der Vorzimmer angelangt, wo das dienende Personal des Königs in großer Unruhe und Bewe-

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin. I. 50.

gung sich befand. Beim Eintreten des Prinzen und seiner Begleiter war eine ehrerbietige Stille eingetreten, und der Prinz wollte eben einen der Diener herbeiwinken, um ihm einen Auftrag zu ertheilen, als eine Seitenthür sich öffnete und der Minister von Hertzberg mit den Gebärden der höchsten Aufregung und Erschütterung hervorstürzte. Als er den Prinzen gewahrte, wandte er sich unmittelbar an denselben, konnte aber mit einer von Schluchzen erstickten Stimme Das, was er ihm melden zu wollen schien, nicht hervorbringen. Das laute Wehklagen, das aber bald hinter ihm her aus allen Seitenkammern des Schlosses hervorbrach und plötzlich wie ein anschwellendes Meer von Klagen und Thränen durch alle Säle von Sanssouci sich ergoß, drückte verständlich genug aus, was der trauernde Minister noch nicht sagen konnte.

Prinz Heinrich fuhr sich, von seinem Schmerz hingerissen, mit der Hand über die Augen, aber er konnte der unaufhaltsamen Thränenfluth, die daraus hervorstürzte, nicht mehr wehren. Er lehnte sich, einen Augenblick schwankend, an die Schulter des Ministers von Hertzberg, dessen gutes ehrliches Gesicht die tiefste und natürlichste Trauer ausdrückte. Dann schüttelte der Prinz dem Minister mit einer herzlichen Innigkeit die Hand, an deren Aechtheit man in diesem Augenblick kaum hätte zweifeln können.

Jetzt hallte es von allen Seiten wieder: der König ist todt! Friedrich der Große ist nicht mehr! — Der aus dem Cabinet des Königs hervortretende Kammerdiener Strützki, der dem verscheidenden Monarchen die Augen zugedrückt hatte, theilte den Umstehenden mit, daß die über dem Kopf des Königs hängende Uhr gerade zwei Uhr zwanzig Minuten gezeigt habe, als der Athem im Munde ausgeblieben sei.

Die Kunde war jetzt auch unter die vor dem

Schlosse Sanssouci versammelte Menge hinausgedrungen. Man vernahm von draußen her ein dumpfes wehevolles Getöse, das bald höher anschwoll, bald wieder unheimlich verstummte, und das man bald von Neuem anwachsend über die Hügel und Terrassen hinab bis zur Stadt sich fortwälzen hörte.

Der Prinz hatte nach seiner Equipage verlangt, um nach dem Palais, in welchem er in den letzten Tagen in Potsdam seinen Aufenthalt genommen, zurückzufahren, da sein Befinden ihm nicht länger zu verweilen gestattete. Er verabschiedete sich von dem Minister von Hertzberg mit einem erneuerten herzlichen Händedruck, von Mirabeau aber mit einem Blick, in dem ebenso viel geheimes Einverständniß, als eine absichtliche Zurückhaltung, die er sich wegen der Gegenwart des Ministers auferlegte, sich ausdrückte.

Unmittelbar nach dem Prinzen Heinrich entfernte sich auch der Minister von Hertzberg in größter Eile. Unter dem klagenden Zuruf des noch draußen stehen gebliebenen Volkes bestieg er seinen Wagen, um nach Potsdam zu fahren und dem dort seiner harrenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem neuen König Preußens, die erschütternde und vielbedeutsame Botschaft zu überbringen.

Mirabeau ersuchte jetzt seinen neben ihm stehenden Freund, den Baron Noldé, schleunigst sein Pferd zu besteigen und im äußersten Geschwindritt sich nach Berlin zurückzubegeben, wo die angefangene Depesche, die auf Mirabeau's Tisch lag, nur mit einigen Zusätzen, die ihm Mirabeau angab, vollendet zu werden brauchte. Der junge Noldé hatte sich in der letzten Zeit schon als einen so anstelligen Gehülfen bei diesen Arbeiten gezeigt, daß ihm Mirabeau solche außerordentliche Aufträge vollkommen anvertrauen und ihm

die Besorgung des Couriers nach Paris, der schon angewiesen war, überlassen konnte. Er selbst wollte noch eine kurze Zeit an dieser Stelle verweilen, um als Beobachter der nächsten Dinge, die sich im Schlosse von Sanssouci ereignen würden, zugegen zu sein.

Es währte aber kaum eine Viertelstunde, als Mirabeau den König Friedrich Wilhelm den Zweiten, in Begleitung des Ministers von Hertzberg, auf dem Schlosse erscheinen sah. Die schöne prächtige Gestalt des Königs, die in diesem Augenblick ebenso viel Würde als Schmerz zeigte, wurde von den scharf prüfenden Blicken Mirabeau's, der sich in eine Nische des Vorzimmers gestellt hatte, nicht ohne Genugthuung beobachtet. Friedrich Wilhelm der Zweite begab sich in das Cabinet, wo die eben erst entseelte Leiche seines großen Oheims lag, für welche er die ersten Anordnungen treffen zu wollen schien. Nach einiger Zeit kam der Minister von Hertzberg allein wieder heraus. Seine Brust war mit dem Orden des Schwarzen Adler geziert, welchen ihm der Thronfolger Preußens, als Zeichen seiner dankbaren Zufriedenheit und Uebereinstimmung mit ihm, soeben umgehangen hatte.

Mirabeau beeilte sich jetzt, das Schloß Sanssouci wieder zu verlassen. Er fand unten vor der Thür sein Pferd und bestieg es mit einer ihn jetzt stürmisch davontreibenden Hast.

Bald befand er sich wieder auf der Landstraße von Berlin, über die er ohne Rast in unaufhaltsamer Eile dahin jagte. Ueber seinem Haupte gingen jetzt die ersten Schimmer der aufflammenden Morgensonne empor. Dieses Schauspiel lud ihn zu einem augenblicklichen Verweilen ein, und er ließ sein erschöpftes Pferd mitten auf dem Wege stillhalten. Dann grüßte

Mirabeau die Sonne, die mit der ſtolzen Zuverſicht eines ewig neuen Lebens das erſte Lächeln nach dem Tode des großen Königs hatte.

VI.

Preußen und Mirabeau.

Auf den Straßen Berlins fand heut ſchon in früher Morgenſtunde ein gewaltiges Volksgetümmel Statt. Der König Friedrich Wilhelm II. hatte ſich von Sansſouci, nachdem er dort bereits die Regierungsgeſchäfte angetreten, nach der Hauptſtadt hinüberbegeben, und ritt in Begleitung ſeines älteſten Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, durch die Straßen. Das Volk hatte ihn in allen Theilen der Stadt mit lauten und enthuſiaſtiſchen Zurufungen begrüßt und folgte ihm in jubelnden Schaaren bis zu dem Platz vor dem Zeughauſe und den Linden, wo den dort aufgeſtellten Truppen der neue Eid der Treue abgenommen werden ſollte.

Unter der dichtgedrängten Volksmenge befand ſich auch Graf Mirabeau, der ſich am Arm ſeines Freundes Noldé ſchon früh auf die Straße begeben hatte, um dieſe feierliche Ceremonie, die ihn ſehr zu intereſſiren ſchien, zu beobachten. Die einzelnen Truppentheile waren ſchon ſeit Anbruch des Morgens in den Straßen geſammelt worden, die dadurch den Anblick eines bewegten Kriegslagers gewährten. Jetzt hatten ſie ſich aber in der ebenſo glänzenden als zuverſichtlichen militairiſchen Haltung, die dem Heere Friedrichs des Großen eigen war, zu feſten Linien geordnet, und bald durchklang der zu leiſtende Eidſchwur ihre Reihen,

der von den Soldaten Wort für Wort nachgesprochen wurde und mit schwerem, einförmigem Gewicht lange Zeit hindurch über der Masse zu hängen schien.

Diese Ceremonie hat allerdings etwas Großartiges, bemerkte Mirabeau zu seinem Begleiter, aber sie würde noch einen weit bedeutenderen Eindruck machen, wenn der Eid nicht gar zu lang wäre. Dadurch dehnt sich das Schauspiel, das kurz und blitzartig wirken müßte, zu einer gefährlichen Dauer aus, in der man Zeit hat, politische Reflexionen anzustellen, und diese können selbst vor einer Armee, die das historische Siegesinstrument eines großen Königs gewesen und von ihm zu dieser Herrlichkeit erschaffen worden, nicht günstig ausfallen. Denn was will der König durch diesen langen, so förmlich aushaltenden Eid anders zu erkennen geben, als daß er von sich ausdrücken läßt: „Ich bin ein König der Soldaten, und vertraue mich meiner Armee an, weil ich meines Königreichs nicht gewiß bin.“ Aber gleichwohl halte ich mich zu dem neuen König überzeugt, daß unter seiner Regierung alle diese militairischen Formen eine bedeutende Ermäßigung erhalten werden. *)

Ein militairisches Element soll dem König selbst nicht abzusprechen sein, erwiderte Baron Noldé, und wenn ihn gewisse Intriguanten, in deren Hände er sich schon als Kronprinz begeben, nicht irre leiten und vollends in Finsterniß und Mysticismus einspinnen, so dürfte er wohl noch kriegerischen Geist genug in sich haben, um die Armee Friedrichs des Großen zu bewahren und einst an ihrer Spitze thatkräftig handelnd zu erscheinen. Ich glaube daher, daß es jetzt das Bestreben der freisinnigen Partei in Preußen

*) Nach den eigenen Aeußerungen Mirabeau's. Histoire secrète de la Cour de Berlin I. 60.

sein muß, den König möglichst zum Soldaten zu machen und streng bei allen militairischen Traditionen Preußens zu erhalten, um ihn dadurch aus den Händen der rosenkreuzerischen Schwindler und Geisterseher, die an ihm zerren und arbeiten werden, zu erretten.

Ah, entgegnete Mirabeau lachend, daran erkenne ich die Folgen, daß mein Freund Noldé seit Kurzem bei der schönen Rietz eingeführt worden ist und zu den platonischen Gastmählern zugezogen wird, welche die würdige Maitresse auf ihrer Villa in Charlottenburg seit einiger Zeit für Gelehrte und Staatsmänner veranstaltet. Ich weiß, daß man sich diesen Feldzugsplan in Charlottenburg ausgedacht hat, und mein Freund, der es natürlich schon aus Galanterie mit der Partei Rietz hält, scheint das Programm in der That zu billigen. Ich glaube es auch, man muß auf ganz neue Ideen kommen, wenn man das Glück hat, der Hausfreund der liebenswürdigen Wilhelmine geworden zu sein.

Ihr neckt mich schon wieder, Mirabeau, entgegnete Noldé, fast ärgerlich. Und doch wißt Ihr, daß ich es lediglich Euch zu Gefallen gethan habe, wenn ich mich bei der Circe Friedrich Wilhelms durch den englischen Gesandten einführen ließ. Wir erfuhren dort aus erster Hand oft die wichtigsten Nachrichten, und es würde für uns am allermeisten zu beklagen sein, wenn die rosenkreuzerische Partei, die durch den General von Bischoffswerder so mächtig auf den König wirkt, die Entfernung der Rietz doch noch durchsetzen sollte. Die neue Maitresse, welche der Hofadel dem König aufdrängen will, soll bereits die Bedingung gestellt haben, daß die Rietz alsdann mit ihren beiden Kindern nach Litthauen in's Exil geschickt werde.

Der König wird aber niemals darein willigen, entgegnete Mirabeau lebhaft. Ich habe das Fräulein von Voß neulich gesehen, und Ihr könnt der Rietz meine für sie gewiß tröstlichen Ansichten über dies Fräulein mittheilen. Die Rietz braucht sich gar nicht zu ängstigen, denn wenn es dem Herrn von Bischoffswerder auch gelingen sollte, die kleine blonde Voß dem König definitiv aufzuschwatzen, weil er vielleicht gedroht hat, der Majestät die Ungnade der Geister auf den Hals zu hetzen, so wird sich eine derbe Schönheit, wie die der Rietz, dadurch höchstens auf einige Monate aus dem Felde geschlagen sehen. Der König wird und muß immer wieder zu ihr zurückkehren. Dies Fräulein von Voß ist weder schön noch verführerisch, und sie kann dem König höchstens den augenblicklichen Reiz darbieten, daß er einmal etwas durchaus Tugendhaftes und Anständiges in seinen Armen halten will. Die Voß ist sanft und kalt, sie hat den Teufel der Wilde und der Zimperlichkeit in ihren Gliedern, und dies wird den König vierzehn Tage lang in eine verliebte Verzweiflung setzen. Dann wird er zwei Monate lang zwischen Raserei des Glücks und Langerweile in der Mitte schweben, und bald darauf wird die Voß die Schwindsucht bekommen. Ich habe die Kennzeichen an dem Bau ihrer Brust deutlich wahrgenommen. Dann wird die Rietz noch immer in der alten wunderbaren Pracht ihrer Glieder ihn Locken, wie ein Schatzgräbermährchen aus der Jugend, das man nie vergessen kann. Denn ich kenne solche Weiber, man kehrt immer und immer wieder zu ihnen zurück. Die Körperformen dieser Rietz müssen ohne Gleichen sein. Ich sah neulich, als sie aus ihrer Equipage stieg, um in ein Kaufgewölbe einzutreten, nur ihren entblößten marmorweißen Arm und die Hälfte ihres Fußes. Ja,

da mußte ich mir sagen, hier steckt ein ganzer Olymp von Schönheit und Genuß, und wenn man dazu bedenkt, daß sie noch in das Göttergewühl ihrer Formen den starken Pfeffer der Gemeinheit zu streuen weiß, und daß sie, wie mir scheint, eine gewisse diabolische Ehrlichkeit und Gründlichkeit der Liebe besitzt, so kann der König sich nur von ihr ausruhen, aber sie kann niemals abgesetzt werden. Sagt ihr das, Baron, mit diesen Worten, wenn Ihr sie wieder seht.

Ich danke Euch für diese Bestellung, versetzte Noldé, über den drolligen Ton Mirabeau's lachend. Aber ich kann Euch auf mein Ehrenwort versichern, daß ich niemals nach einer Vertraulichkeit mit der Rietz gestrebt habe. Doch halte ich sie bei ihrer eminenten und staunenswürdigen Schönheit zugleich für eine gutmüthige und offene Natur, mit der sich sogar auf eine ganz anständige Weise plaudern läßt. Auch erhöht es jetzt mein Interesse für sie, daß die Finsterlinge und Frömmler, die am Hofe Friedrich Wilhelms gewiß bald Alles beherrschen werden, sie zum ersten Gegenstand ihres Angriffs ersehen. Sie thun das nicht etwa der lieben Tugend wegen, denn sie werfen Seiner Majestät sogleich ein anderes Futter dafür hin, aber sie wittern in dieser Frau eine freie und tüchtige Gesinnung, die den König am Ende noch zu einer seiner würdigen Thatkraft treiben könnte, und was sollte dann aus dem General von Bischoffswerder und Seinesgleichen hier werden? —

Inzwischen nahm die militairische Ceremonie, bei der sie als Zuschauer umherstanden, eine neue Wendung, die ihre Aufmerksamkeit wiederum fesselte. In ihrer Nähe stand der General Möllendorf, der bei seiner Eidesleistung so erschüttert schien, daß ihm die Thränen aus den Augen gestürzt waren. Er weinte bitterlich, und rief dann mit einem schmerzlichen Wink

die in seiner Nähe stehenden Offiziere herbei, indem er sich in ihre Mitte stellte und sie mit folgenden Worten anredete: Meine Freunde, Ihr habt den größten der Könige, den ersten der Helden, verloren. Und ich, wie soll ich es nennen? Ich habe meinen Herrn und Meister und ich darf wohl sagen, meinen Freund verloren! *)

Der tieftraurige Blick und die unaufhörlich fließenden Thränen, unter denen der in der Haltung eines verwundeten Helden sich darstellende alte General diese Worte sprach, brachte einen mächtigen Eindruck auf die ganze Umgebung hervor. Man sah plötzlich viele Augen feucht werden, und Mirabeau wollte selbst auf der Tribüne der Diplomatie, in deren Nähe diese Scene vorging, eine auf Rührung deutende Bewegung wahrnehmen.

Bisher habe ich mich gewundert über die kalten und gleichgültigen Gesichter, die man heut vorzugsweise auf den Straßen sah, und schon stellte ich bei mir die schneidendsten und weltverächtlichsten Betrachtungen an, die mir sämmtlich durch diesen über seinen König weinenden General aus dem Felde geschlagen werden, sagte Mirabeau zu seinem Begleiter. In diesen preußischen Officieren ist viel ächter Charakter, viel menschliche Natürlichkeit und Biederkeit, wie ich sie anderswo noch nicht angetroffen habe. Dieser alte General weint wie ein Kind, weil ihm sein großer König gestorben ist, und sobald nur erst Einer angefangen hat zu weinen, öffnen sich auch bei den Uebrigen die Schleusen des Gefühls, und eine ganz andere Scene steht vor unsern Augen. Das Volk jubelte zwar bisher über seinen neuen Herrscher, aber das war der handwerksmäßige Klang, der bei solchen Ge-

*) Mirabeau Lettres à Mauvillon p. 13.

legenheiten immer ertönt. Und ich gestehe, daß ich heut Morgen ausgegangen war, um den Schmerz über Friedrich den Großen auf den Gesichtern des Volks und der Armee zu finden. Bisher begegneten wir wohl düstern und niedergeschlagenen Mienen, aber wir sahen keinen Schmerz, wir hörten keinen einzigen aus schwerer Brust entstandenen Seufzer. Nun fällt es mir ordentlich wie ein Stein vom Herzen, daß der tapfere Möllendorf, der das Signal zu so mancher Schlacht gegeben, nun auch das Signal der Thränen gegeben hat. —

Als das Schauspiel gänzlich beendet war, und die Regimenter zugleich mit den angesammelten Volksmassen sich auf den Straßen wieder zu verlaufen begonnen, reichte Mirabeau seinem Freunde Noldé die Hand zur Trennung, indem er ihm dringend anempfahl, ein Pferd zu nehmen und einen Ritt nach Charlottenburg zu machen, um auf der Villa der Rietz einen Besuch abzustatten.

Als ihn Noldé verwundert ansah, sagte Mirabeau: Mein diplomatischer Freund begreift nicht, warum dieser Besuch gerade heut so eilig sein kann? Aber geh' hin, mein Freund, denn es interessirt mich aus vielen Gründen zu wissen, wie es dort steht. Die schöne, üppige Rietz ist mir in diesem Augenblick das Zifferblatt, auf dem man nachsehen kann, welche Stunde es hier geschlagen hat. Die neue Wendung der preußischen Politik hat sich jetzt mit den Reizen Wilhelminens verschmolzen. Gelingt es den Herren Bischoffswerder und Wöllner, die alte Maitresse zu beseitigen und die blonde Voß an ihre Stelle zu setzen, so kündigt sich damit schon ein bedeutender Sieg dieser Partei, selbst über die Neigungen des Königs, an, und wir können dann nach Paris berichten, daß die mystische Dunkelpartei, die den Kronprinzen

ſchon umſponnen, auch in der Regierung des neuen Königs die entſcheidende Stimme haben wird. Denn wenn ſich der König von einer Favoritin trennt, die ſchon als vierzehnjähriges Mädchen ſein eigen wurde, die er ſich phyſiſch und geiſtig gebildet und zugezogen, mit der zuſammen er Rouſſeau und Shakſpeare in zärtlicher Privatſtunde geleſen, ſo muß jener gefährliche Einfluß ihm ſchon weit über den Kopf gewachſen ſein. Die ſchöne Zeit, wo er ſich mit ſeiner Wilhelmine an den Drolligkeiten des dicken Sir John Fallſtaff ergötzte und derſelben das feierlich komiſche Gelübde ablegte, daß er auch dereinſt ein wahrer und ächter Fallſtaff werden wolle, und Wilhelmine ihn dann maaß, wie weit er ſchon zu dieſem Ziele unterwegs ſei, und dann dieſe gelehrten Studien ſich in einen zärtlichen Tumult auflöſten, *) ach, dieſe ſchöne Zeit wäre dann verloren, und Friedrich Wilhelm müßte ſich einſtweilen an eine andere Koſt gewöhnen.

Noldé erklärte ſich bereit, den Auftrag Mirabeau's ſogleich zu vollführen, und mußte verſprechen, in einem Geſchwindritt ſogleich wieder zurückzukehren, ſobald er bemerkt, daß ſich auf der Villa in Charlottenburg etwas bedeutendes Neues zugetragen habe oder demnächſt eine Veränderung mit den Verhältniſſen der Rietz in Ausſicht ſtehe. Denn ich mache davon noch einen Beſuch abhängig, den ich mir heut bei dem General von Biſchoffswerder vorgeſetzt hatte, fügte Mirabeau hinzu. Gelingt es den Roſenkreuzern, ſogleich das hieſige Terrain zu beſetzen, und dies wird uns heut das Schickſal der Rietz lehren, ſo iſt es der Mühe werth, daß man mit dieſen Leuten ſogleich in eine Verbindung zu kommen ſucht, und ich würde dann unfehlbar noch heut dem General von Biſchoffs-

*) Nach den eigenen Erzählungen der Gräfin Lichtenau.

werder meine Aufwartung machen. Ich höre, daß er den Tag über in Berlin bleiben und erst gegen Abend mit dem König nach Sanssouci zurückkehren wird. Siegt die Rietz beim König, so sind diese Herren einstweilen nur noch Blasen auf dem hiesigen Sumpf, bei denen es mir gleichgültig bleibt, aus welcher Gasart sie sich geformt haben.

Wenn die Rietz bleibt, erwiederte Noldé lächelnd, so möchte sie sich am Ende auch noch bei Ihnen zu bedanken haben, Graf Mirabeau, denn es wäre dann möglich, daß das Sendschreiben, welches Sie gestern an den König nach Sanssouci geschickt, und in welchem Sie ihm eine liberale Reform seines Staats nach allen Richtungen hin empfohlen haben, schon im Sinne freier Entschließungen auf Friedrich Wilhelm gewirkt hätte. Es ist merkwürdig genug, daß es so steht, aber die Bewahrung der alten Jugendgeliebten hängt diesmal mit der Aufnahme der neuen Fortschrittsideen des Jahrhunderts wie ein und dieselbe Sache zusammen.

Es mag sein, wie es will, erwiederte Mirabeau, gedankenvoll nachsinnend. Aber das Mémoire, das ich an den neuen König gerichtet habe,*) ist gut, und schüttelt in sich der fruchtbaren Keime viele durcheinander. Ich hatte schon in den letzten Tagen der Krankheit König Friedrichs eifrig daran gearbeitet, und schloß es an demselben Morgen, wo er starb, in der bewegtesten und feierlichsten Stimmung ab. Mit einem Begleitbriefe von mir ist es dann gestern in die Hände Friedrich Wilhelms gelegt worden, und ich bin überzeugt, daß er es richtig bekommen hat. Wenn

*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. roi règnant de Prusse le jour même de son avènement au trône, par le Comte de Mirabeau. Berlin 1787.

die Rietz noch in der Lage ist, etwas zu wissen, fragen Sie doch zugleich bei ihr nach, ob der König ein Manuscript von mir erhalten und ob er mir nicht vielleicht eine Zeile Antwort zugehen lassen würde?

Nach Dem, was Sie mir mitgetheilt haben, entgegnete der Baron, sind diese Ideen zu kühn und zu groß für den weichlichen Geist Friedrich Wilhelms des Zweiten. Eine Geistererscheinung, die ihm Bischoffswerder und Wöllner vorgaukeln, und aus der er sich dann schaudernd und frierend in das warme Lager seiner Rietz rettet, ist seinen Nerven viel verständlicher, als diese Erscheinung der neuen Ideen, die Ihr mit machtvoller Beschwörung vor ihn hingestellt habt. Und glaubt Ihr denn wirklich, Mirabeau, daß ein Staat, wie Preußen, schon einen so starken Schooß hat, um Ideen aufnehmen und austragen zu können, die selbst für Frankreich noch neu sind, und die Euer schöpferischer Genius doch nur aufgestellt haben kann, damit sie einst auf französischem Boden wachsen und Frucht tragen sollen?

Mein Freund, erwiederte Mirabeau, habt Ihr nie von dem Punkt des Archimedes gehört? Dieser verlangte nur einen Punkt außer der Erde, und vermaaß sich dann, sie zu drehen und umzuwenden, wie es ihm beliebe. Zu einem solchen Punkt ist mir selbst Preußen recht, wenn ich auf demselben anfangen kann, meine Ideen zu begründen, die einst der Hebel einer Bewegung und Umwälzung in Frankreich und ganz Europa werden müssen. Und was habe ich denn dem König von Preußen in meiner Epistel vorgeschlagen? Ich habe ihm zuerst gesagt, daß er in der glücklichsten Zeitepoche auf den Thron gelangt, da wir in einem Jahrhundert lebten, welches sich von Tag zu Tag mehr aufklärte in seinem eigenen Licht, und welches für uns Alle arbeitete mit heiligen und großen Ideen.

Dann bat ich ihn, seinen Unterthanen die ganze Freiheit zu geben, die sie nur irgend ertragen und brauchen könnten, denn seine königliche Autorität würde dadurch nur gestärkt und wahrhaft geheiligt werden. Zuerst aber möge er den Grundsatz, den ich so oft in meinen Schriften gepredigt, annehmen, nämlich den, daß man nicht zu viel regieren dürfe. Die Abschaffung der Militair-Sklaverei in seinen Landen empfahl ich ihm dann als den ersten Schritt auf dem Wege zu den inneren Reformen. Denn das abscheuliche und ganz barbarische Gesetz, welches jedem Preußen die Verpflichtung auferlegt, von seinem achtzehnten Jahre bis zum sechszigsten und noch länger zu dienen, entehrt die ganze Nation, und muß durch eine andere Recrutirung der preußischen Armee ersetzt werden, welche dem öffentlichen Volksgeist mehr entspricht, und die Formen der Freiheit an sich trägt. Ich schlage dem König darum die Einrichtung einer Nationalgarde vor, denn in ihr finde ich die heilige Idee der Freiheit einer Nation am meisten gesichert und ausgedrückt. Dann verlange ich das Recht der Freizügigkeit für Jedermann im Staate, ferner die Freiheit für jeden Bürger, auch adelige Grundstücke zu erwerben, wie auch die Abschaffung der Vorrechte des Adels und die Beschränkung jener ganzen Aristokratie, welche für die monarchischen Staaten eine noch weit größere Geißel ist als in den Republiken. Sodann bekämpfe ich bei Seiner preußischen Majestät das Vorurtheil, welches bisher eine so große Kluft zwischen Militair und Bürgerstand aufgerichtet hat, und wodurch das Heer eine exclusive Stellung gewinnt, die dem Thron selbst verderblich werden muß und ihn zuletzt mit der Anarchie der Prätorianer unabwendbar bedroht. Dann verlange ich die Unabsetzbarkeit des Richterstandes, der nicht aus den Gerichtssporteln,

ſondern aus den öffentlichen Einkünften bezahlt werden muß. Nicht minder bitte ich den König von Preußen, öffentliche Arbeits-Ateliers zu ſchaffen, und der erſte Monarch zu ſein, in deſſen Staaten Jeder, der arbeiten will, Arbeit finde, denn dies iſt das erſte Geſetz der Natur, welches jeder geſellſchaftlichen Convention voranſteht, es iſt das eigentliche Band der Geſellſchaft, da jeder Menſch, der zur Deckung ſeiner Exiſtenz ſeine Arbeitskraft darbietet, und damit nur Zurückweiſung findet, der natürliche und rechtmäßige Feind aller andern Menſchen werden muß und das Recht zu einem Privatkriege gegen die ganze Geſellſchaft gewinnt. Ueberall, auf dem Lande wie in den Städten, müſſen ſolche Ateliers auf Koſten des Königs eröffnet werden, und Jeder, woher er auch kommen möge, muß dort ſeinen Unterhalt finden können für den Preis ſeiner Arbeit, und die ganze Nation muß darin lernen, was Zeit und Thätigkeit werth ſind. Darauf erhebe ich mich in meinem Mémoire noch für den öffentlichen Unterricht und die Freiheit der Preſſe, für eine unbeſchränkte Toleranz in allen Dingen der Religion und des Glaubens, und gegen das ganze Syſtem der politiſchen Oekonomie, welches Friedrich der Große befolgt und hinterlaſſen. Ich ſchlage vor, die indirecten Abgaben zu verringern, die Steuern auf das Grundeigenthum zu erhöhen und keinem einzigen Grundbeſitz davon eine ausnahmsweiſe Befreiung zuzugeſtehn, den Durchgangs-Verkehr zu begünſtigen, die Induſtrie zu befreien, und den Handel, der nur im Schatten der Freiheit gedeihen kann, über alle Schranken hinaus zu heben und zu fördern. Denn der Handel verlangt von den Königen nichts weiter, als daß ſie ihm nichts Böſes zufügen ſollen.*)

*) Sämmtliche Aeußerungen Mirabeau's ſind aus der Lettre à Frédéric Guillaume II. entnommen.

Ich habe mit der größten Andacht zugehört, sagte Noldé. Dies ist ein ganzes Zeughaus von neuen Waffen, das im Kopf des Grafen Mirabeau sich aufgethürmt hat. Ich werde darüber noch während meines Rittes nach Charlottenburg meinen verwunderten und entzückten Gedanken nachzuhängen haben. Denn als gehorsamer Unterthan der Kaiserin von Rußland muß ich immerhin ein leises Frösteln empfinden, wenn die Freiheitsideen schon in solcher Fülle über mich hinwegstreichen und mir wird wie dem jungen Maikater zu Muthe, der nicht ohne schreckliches Niesen in die Sonne sehen kann.

Ihr wißt, daß ich es gern leiden mag, wenn Ihr Possen treibt, während ich als Idealist schwärme, entgegnete Mirabeau, ihm die Hand reichend. Und doch habt Ihr Kurländer das revolutionnäre Fieber so gut in allen Gliedern, wie nur irgend ein anständiger Franzose heutzutage. Ja, ich bin überzeugt, daß Euere Familie Euch nur deshalb so dringend nach Kurland zurückbegehrt, weil sie dort am besten mit Euerer Hülfe eine Revolution machen zu können glaubt.*) Aber ich lasse Euch nicht wieder von mir, denn Ihr werdet der Erhebung Frankreichs einst bessere Dienste leisten können, als es im Lande der Czaren und Czarinnen für's Erste möglich sein wird.

Die beiden Freunde trennten sich jetzt in der heitersten und herzlichsten Stimmung. Noldé ging, um sich sein Pferd zu besorgen, während Mirabeau unmittelbar nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, wohin ihn besonders die Sorge für seine Freundin Henriette, die seit einigen Tagen wieder kränklich und leidend war, trieb.

---

*) Vgl. die Andeutungen über den Baron Noldé in der Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre LII.

VII.

Eine Audienz bei Herrn von Bischoffswerder.

Mirabeau war den Tag über zu Hause geblieben, da er nichts Neues unternehmen und Niemand sehen wollte, bevor er nicht durch Noldé eine Nachricht aus Charlottenburg empfangen hatte. Zugleich fesselte ihn die Sorge für die kranke Henriette, für die er seinen neuen jüdischen Freund, den Doctor Hertz, mit dem er in einen sehr innigen Verkehr getreten war, hatte herbeiholen lassen. Henriette litt, wie schon früher in London und zum Theil auch in Paris, an der Brust, und bei ihrer ungemein zarten Natur hatte der Arzt die ängstlichste Schonung zur Pflicht gemacht.

Im Laufe des Vormittags hatte Mirabeau auch bereits das Antwortschreiben Friedrich Wilhelms des Zweiten auf seine an den König gerichtete Denkschrift empfangen. Ein königlicher Lakai überbrachte ihm folgenden, vom 20. August 1786 datirten Brief:

„Herr Graf von Mirabeau, Ihr mit einem Mémoire begleitetes Schreiben vom 17. d. M. ist mir sehr wohl übergeben worden; ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Aufmerksamkeit, mir das letztere zuzustellen, und für die verbindlichen Dinge, welche Sie die Güte haben, mir bei dieser Gelegenheit zu sagen; halten Sie sich überzeugt, daß Alles, was von Ihnen kommt, mir Vergnügen macht, und ich bitte Gott, Sie in seinen gnädigen Schutz zu nehmen.

Friedrich Wilhelm.*)

Und das ist Alles? sagte Mirabeau lachend, indem er den Brief vor sich hin auf den Tisch warf. Alles,

*) Bei Montigny IV. 345.

was von mir kommt, wird dem König Vergnügen machen! Das ist ja recht schön, und beweist mir zugleich, wie unverbesserlich diese Herren von Gottes Gnaden auf alten wie auf neuen Thronen sind. Sie messen Alles nur danach ab, was ihnen Vergnügen macht, und an ihrem Vergnügen gehen sie rettungslos zu Grunde. Das tel est mon bon plaisir ist die theatralische Versenkung der Könige. Die ganze Nation stürzt in diese Versenkung hinunter, und zuletzt die Herrscher des Vergnügens selbst. Und sogar die Reformideen Mirabeau's haben dem König von Preußen Vergnügen gemacht. Das wäre herrlich, wenn es nicht schlimm wäre. Ich hoffte, sie würden ihm erst Schmerzen und dann Ueberzeugung geben. Da sie ihm aber leider Vergnügen gemacht haben, ist Hopfen und Malz daran wenigstens für Preußen verloren! —

Jetzt hielt ein Reiter vor der Thür, den man in ungestümer Eile hatte heransprengen hören. Baron Noldé stieg ab und trat mit einer Gebärde, die nicht das erwünschte Ergebniß seiner Sendung anzukündigen schien, zu Mirabeau in das Zimmer.

Ich bringe recht tolle Nachrichten aus Charlottenburg, rief Noldé dem ihm erwartungsvoll entgegenblickenden Mirabeau zu. Bei der Rietz geht Alles drunter und drüber, und ich verließ sie eben unter Heulen und Zähneklappern. Bischoffswerder und Wöllner haben ihre Entfernung beim König durchgesetzt. Das neue System kündigt sich in der That zuerst durch den Sturz der bürgerlichen Maitresse an. Die Rosenkreuzer glauben mit aristokratischem Fleisch besser operiren zu können. Das Fräulein von Voß tritt an die Stelle der Rietz und wird zur Gräfin von Ingenheim gemacht. Die neue Maitresse ist aber, wie man denken kann, zugleich kirchlich, sie ver-

langt die Einsegnung des Priesters, und die Königin ist für die Intrigue gewonnen, denn sie hat ihre Einwilligung erklärt, und bei dem Consistorium in Berlin wird ein Gutachten nachgesucht, um die Doppelheirath für zulässig zu erklären und das blonde Fräulein an die linke Hand des Königs zu bringen. Der Königin soll dafür die Bezahlung ihrer Schulden und eine Erhöhung ihres Nadelgeldes versprochen worden sein. Für den Bruder der neuen Maitresse ist das Portefeuille eines Staatsministers in Aussicht gestellt.

So wissen wir, woran wir sind, erwiederte Mirabeau ruhig, und ich werde jetzt sogleich Toilette machen, denn meinen Besuch bei Herrn von Bischoffswerder kann ich nun keine Minute länger aufschieben.

Er schellte seinem Kammerdiener und gab demselben bestimmten Auftrag, sich ungesäumt mit ihm zu beschäftigen.

Und was macht das gute Thier, die Rietz? fragte Mirabeau, indem er sich vor den Spiegel stellte und seinen Anzug musterte. Haben Sie ihr meinen Trost bestellt? Ich glaube noch immer, daß sie dem König unentbehrlich sein wird, denn jeder Zoll und jedes Glied an ihr ist das Ideal einer Maitresse, wie kein zweites mehr gefunden werden kann. Selbst unser französisches Sultanat hat nie eine ähnliche Kost aufzuweisen gehabt, und Louis Quatorze und Louis Quinze würden alle Maintenon's und Pompadour's im Stich gelassen haben, wenn sie ein einziges Mal die universale Bedeutung einer Wilhelmine Rietz erkannt hätten.

Um das zu beurtheilen, bin ich nicht Kenner und nicht Eingeweihter genug, erwiederte Baron Noldé lächelnd, aber ich kann versichern, daß die Rietz mich in ihrem natürlichen Schmerz jammerte, der zuweilen

auch durch eine allerliebste Wuth abgelöst wurde. Sie hat gewiß ihre großen Verdienste um den König. Zuerst hieß es, daß sie Berlin wenigstens auf zehn Meilen in der Runde verlassen müsse, und nun begann das arme Geschöpf, ihre schönen Arme verzweifelt ringend, sich mit dem Einpacken ihrer Sachen zu beschäftigen. Dann kam plötzlich eine Contreordre vom König, wonach sie auf ihrer Villa in Charlottenburg bleiben solle, und nun hüpfte sie schon wieder lachend und trällernd durch alle Zimmer umher und ich mußte rasch einen Walzer mit ihr versuchen. Sie schiebt übrigens ihr ganzes Unglück auf Wöllner, und meint, daß der Streich keineswegs von Bischoffswerder ausgegangen sei.

Das ist leicht möglich, erwiederte Mirabeau, denn dieser Wöllner war früher Landprediger und soll den theologischen Zopf noch so stark im Nacken hängen haben, daß er selbst dem König mit dem Tugendbegriff zu Leibe zu gehen wagt. Prinz Heinrich, der diesen Wöllner zuerst emporgebracht und ihn zum Rath bei seiner Rentkammer in Rheinsberg berief, erzählte neulich bei einem vertrauten Souper die wunderlichsten Geschichten von seinem wahrhaft kannibalischen Tugendeifer. Das Streben dieser Leute ist, den Staat zur Kirche, das Leben zu einem mit Bibel und Gesangbuch versehenen Gefängniß, den Menschen zu einer polizeilich wohlgeölten Bet-Maschine zu machen. Gelingt es ihm und Seinesgleichen wirklich, den preußischen Staat zu bearbeiten, so wird die Alternative, in welcher dieser Staat beständig schwebt, nämlich entweder schmählich zu Grunde zu gehen oder der Musterstaat von Ordnung und Freiheit zu sein, bald entschieden werden. Wöllner ist aber zugleich ein guter Landwirth und soll dem König schon als Kronprinzen Vorträge über Staatswirthschaft gehalten

haben. Eine gesunde Oekonomie scheint ihn denn auch zu der Ansicht bewogen zu haben, daß man den Acker der königlichen Leidenschaften und Begierden nicht gleich gänzlich unbestellt und brach liegen lassen darf, sondern ihn zuerst noch mit einiger Vorsicht behandeln muß. Eine neue aristokratische und kirchlich gesinnte Maitresse mag ihm darum schon als ein Fortschritt erscheinen, und Bischoffswerder, obwohl er selbst Maitressen aller Art hat, wird nachgegeben haben, da ihm sein Bundes- und Ordensgenosse Wöllner wahrscheinlich das flammende Schwert der Rosenkreuzerei vorgehalten hat.

Mirabeau hatte jetzt seine Toilette vollendet und trat an das Fenster, um zu sehen, ob sein Wagen bereits vorgefahren wäre. Dann nahm er noch von seinem Schreibtisch ein kleines gedrucktes Heft, welches er mit einem eigenthümlichen Lächeln zu sich steckte.

Es ist meine Schrift über Cagliostro und Lavater, welche ich dem Herrn General von Bischoffswerder als hommage d'auteur überreichen will, sagte Mirabeau zu dem ihn neugierig ansehenden Noldé. Es soll mir eine bequeme Anknüpfung für meinen Besuch bei ihm sein, und ich denke ihn dadurch im Gespräch sogleich auf das Glatteis seiner eigenen Richtung zu führen. Denn was ist dieser Bischoffswerder anders, als unser Cagliostro, wenn auch vielleicht in einem mehr spießbürgerlichen Stil und mit weniger Genialität der Gaunerei, als sie der italienische Abenteurer an sich zum Besten zu geben vermag. Mein Freund, es sind jetzt überall dieselben Blasen, die aus denselben Ursachen dem mit Fäulniß geschwängerten Boden entsteigen. Ich habe in Cagliostro ein Werkzeug der Jesuiten gesehen, und was werden die preußischen Cagliostro's, diese Bischoffswerder und Wöllner, hier

anders sein? Uebrigens höre ich, daß die Rosenkreuzerei, deren Obere ohne Zweifel Bischoffswerder und Wöllner für Preußen sind, seit einiger Zeit hier bedeutend um sich gegriffen hat. In Berlin und Potsdam soll es schon eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern dafür geben, und man spricht mir von Umtrieben der Rosenkreuzer, die sogar im Volke sichtlich geworden sein sollen. Treiben Sie sich doch ein wenig umher, Noldé, und erstatten Sie mir einen Bericht, ob die Sache wirklich auch schon unter den gemeinen Leuten zu spuken anfängt. Denn bisher scheinen es bei Cagliostro sowohl wie bei dem frommen Bischoffswerder nur die vornehmen Kreise gewesen zu sein, die man mit der Geisterseherei und mit den geheimen Tincturen und Kräften zu gängeln gesucht hat. Das Verjüngungs-Elixir, welches Herr von Bischoffswerder schüttelt, scheint vorzugsweise auf vornehme und regierende Herren berechnet zu sein, denen er die Potenz damit erleichtern will, und darin wird gewiß das größte Geheimniß seines Antheils an den Regierungsgeschäften bestehen. Die Leute aus dem Volke haben diese politische Nachhülfe nicht nöthig, und auch ich habe mich in dieser Beziehung, wie in so mancher andern, immer zum Volke gerechnet. Ich will nun aber doch sehen, was ich sonst von dem Herrn von Bischoffswerder profitiren kann. —

Unter diesem Gespräch war Mirabeau schon die Treppe hinabgeschritten, und nahm dann von Noldé, der ihn bis an den Wagen geleitete, freundlichen Abschied.

Der General von Bischoffswerder befand sich im königlichen Schlosse, wo er, während der Anwesenheit des Königs in Berlin, die ihm bestimmten Gemächer einnahm. In seinem Vorzimmer fand Mirabeau eine

Menge von Personen anwesend, die mit Begierde dem Moment entgegenzuharren schienen, wo der Mann, dem die einflußreichste und mächtigste Stellung in den neuen Verhältnissen zugeschrieben wurde, sie zu einer flüchtigen Audienz annehmen möchte.

Mirabeau hatte blos durch den diensthuenden Kammerdiener seine Karte zu dem General hineintragen lassen und sah mit ruhiger Zuversicht dem ihn erwartenden Bescheid entgegen. Es dauerte auch nicht lange, so erschien der Kammerdiener wieder mit der höflichen Einladung, sofort zu dem Herrn General einzutreten, der den Besuch des Herrn Grafen mit Vergnügen empfangen werde.

Mirabeau folgte mit raschen Schritten durch die ihm geöffnete Thür des anstoßenden Zimmers, und stand dem General von Bischoffswerder gegenüber, der, die beiden Händen über der Mitte seines Körpers gefaltet, mit einer Haltung, in der ein gewisses Wohlwollen sich ausdrückte, dem Eintreten Mirabeau's entgegensah.

Mirabeau, der leicht von Persönlichkeiten überrascht wurde, die er sich anders gedacht, konnte bei dieser Begegnung zuerst eine Art von Betroffenheit nicht unterdrücken. Das Uebermaaß der Beleibtheit, das er sich gegenüber wahrnahm, und welches der Gestalt des Generals zuerst den Anblick eines räthselhaften und unheimlichen Klumpens gab, erregte im höchsten Grade das Erstaunen Mirabeau's. Bald erheiterte ihn aber auch wieder dieses Bild eines dicken Leibes, wie er ihn noch nie gesehen zu haben sich erinnerte, und er sagte sich zu seinem Trost, daß jede Situation sich erleichtere, in der man es mit einem so ungeheuerlich wohlbeleibten Manne zu thun habe, weil in diesem Behagen des Fetts leicht jede bösartige Absicht verschwimmen müsse.

Der General that aber jetzt einige Schritte ihm entgegen und entfaltete dabei eine Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegung, die mit seinem starken Körper in dem überraschendsten Contrast stand, und Mirabeau erinnerte sich, wie er oft gehört habe, daß Herr von Bischoffswerder nicht blos ein frommer und mit Geistern verkehrender Mann, sondern auch ein gewandter Jäger und einer der kühnsten Reiter und Pferdebändiger sei.

Der General nöthigte ihn mit einer verbindlichen Handbewegung, auf einem Divan Platz zu nehmen, während er selbst einen weiten Lehnsessel, der dem Divan gegenüber stand, mit vieler Anmuth und Würde einnahm. Seine kleinen grauen Augen ruhten dann einen Augenblick lang blinzelnd und lauernd auf Mirabeau. Erst nach einer Pause fragte er ihn mit einer Stimme, die einen ungemein sanften und harmonisch gezogenen Klang hatte, womit er denn dem Herrn Grafen dienen könne?

Diese Anrede geschah in französischer Sprache, aber Mirabeau stutzte, als dieser Accent sein Ohr berührte. Er erinnerte sich jedoch zugleich, davon gehört zu haben, daß Herr von Bischoffswerder von Geburt ein Sachse war, und man hatte ihm oft gesagt, daß es gerade diesem Volksstamme der Deutschen am schwersten werde, das Französische rein und verständlich auszusprechen.

Ich wünschte Euerer Excellenz eine Schrift überreichen zu dürfen, deren Druck soeben beendet ist, nahm Mirabeau mit dem größten Anstrich der Unbefangenheit das Wort. Es ist meine Schrift über Cagliostro und Lavater, und da es sich dabei um gewisse Umtriebe handelt, von denen in diesem Augenblicke Frankreich und Deutschland gleichmäßig heimgesucht zu werden scheinen, so glaubte ich der guten

Sache der Menschheit zu nützen, wenn ich meine Andeutungen vorzugsweise in Ihre Hand zu legen wagte. Diese Ihre Hand ruht in der Hand des hoffnungsvollsten Königs, und wird der Politik Preußens gewiß bald ihren eigentlichen Nachdruck leihen.

Bischoffswerder empfing die Schrift mit einer zuvorkommenden Bewegung und legte sie, nachdem er ihr Titelblatt flüchtig angeblickt, neben sich auf den Tisch nieder.

Ich werde gewiß sehr viel daraus lernen können, sagte er dann mit dem Ausdruck einer fast demüthigen Bescheidenheit. Denn ich gestehe, daß mir beide Erscheinungen eigentlich gänzlich fremd sind.

Dann sank er wieder mit seiner gewichtigen Figur in die Tiefe des Lehnstuhls zurück, schien jedoch jetzt einige Anzeichen innerer Unruhe an sich blicken zu lassen, die Mirabeau zu Anfang nicht an ihm bemerkt hatte. Mirabeau fixirte ihn scharf, und bemerkte mit seinen Alles erspähenden Augen, daß ein leiser Schweiß auf der Stirn des Generals sich anzusetzen begann.

Er wittert den Wolf, der in den Schaafstall einbrechen will, dachte Mirabeau bei sich selbst. Es soll mich wundern, wie er meinen Stößen Stand halten wird.

Uebrigens habe ich gar keinen Einfluß, nahm der General wieder mit einem frommen Aufschlagen seiner Augen das Wort. Ich strebe blos nach dem Verdienst, der getreueste Diener Seiner Majestät zu sein, und das ist Alles.

Er schlug bei diesen Worten mit der Hand auf die Brust und ließ die Ordenskreuze und Sterne zittern, die an seiner militairischen Gala-Uniform, die er noch von der Ceremonie des heutigen Morgens her trug, befestigt waren.

Ja, in keinem Lande der Welt findet man so viel Treue und Hingebung für das herrschende Königshaus, als in Preußen, sagte Mirabeau mit einem gewissen enthusiastischen Anlauf. Ich werde der preußischen Treue ein eigenes Kapitel widmen in meinem großen Werke über die preußische Monarchie, an dem ich hier arbeite.

Ich habe von Ihren Vorarbeiten und Studien ungemein viel Rühmliches gehört, sagte Bischoffswerder mit einer von neuem entgegenkommenden Freundlichkeit. Diese kleine Schrift über die Herren Cagliostro und Lavater ist wohl schon eine Probe daraus?

Mirabeau sah ihn erstaunt an, und bemühte sich durch ein Erforschen seiner Gesichtszüge den eigentlichen Sinn dieser Frage zu enthüllen. Bischoffswerder aber blickte mit der größten Unbefangenheit und Ruhe zu ihm herüber, und Mirabeau erinnerte sich, gehört zu haben, daß Fragen dieser Art durchaus in der Manier des Generals lagen, indem er es liebte, sich ganz unwissend und beschränkt anzustellen und selbst den Schein einer gewissen Einfalt nicht zu verschmähen.

Oh, Herr General, erwiederte Mirabeau darauf, die Abhandlung über Cagliostro hat durchaus noch keine Beziehung auf Preußen. Ich weiß es nicht, ob es auch schon preußische Cagliostro's giebt, wiewohl man allerdings annehmen kann, daß solche Hampelmänner der Gaukelei und der Intrigue jetzt überall in der Welt auftauchen werden. Wo die Geister verrathen werden, sind immer zugleich die Geisterbeschwörungen an der Tagesordnung. Der Cagliostro, von dem ich in meiner Schrift handele, hat es allerdings in dieser Kunst ganz besonders weit gebracht. Bei ihm kann man sich die Geister aus allen Jahrhunderten bestellen, und er hat den römischen Kaiser

Marc Aurel, die große Semiramis, Heinrich IV. und alle möglichen Herren und Potentaten erscheinen lassen. Nur dazu hat er es noch nicht gebracht, den deutschen Philosophen Leibnitz und den großen Kurfürsten von Brandenburg zu citiren.*)

Bischoffswerder zuckte einen Augenblick leise zusammen, sah aber bald wieder eben so gleichgültig und friedlich aus, wie immer, und sagte, indem er seine Hände fester ineinander faltete: Es kommt Alles darauf an, ob man den rechten Glauben in sich trägt. Für Den, der glaubt, ist kein Ding unmöglich. Wer aber mit argem Herzen Wunder will, hat sich selbst sein Gericht gegründet. Ich bin überzeugt, Herr Graf, daß Ihr in einem andern Sinne gewiß nicht über jenen Euren Cagliostro gesprochen haben werdet. Und was meint Ihr denn von dem Herrn Diaconus Lavater? Haltet Ihr ihn für einen ächten Christen?

Ich halte ihn blos für einen Neidhammel Cagliostro's, versetzte Mirabeau rasch. Dieser Lavater wäre für sein Leben gern ein Cagliostro geworden, für den er auch in seinen Schriften die größte Verehrung ausdrückt und den er bekanntlich gegen den Vorwurf des Betruges vertheidigt hat. Aber Lavater, wieviel Schönes auch in ihm ist, würde doch viel bedeutender dastehn, wenn er sich hätte dazu entschließen können, ein Betrüger im großen Stil zu werden. So aber schlägt ihm, und den Adepten seiner Art, die deutsche Ehrlichkeit jeden Augenblick in den Nacken, und er ist nur ein süßlich verzückter Christ, wo er ein Ritter und Held der Gaunerei, wie Cagliostro, sein könnte. Darum glaube ich auch, daß er stets mehr sich als

*) In einer Geister-Soirée, welche Bischoffswerder und Wöllner kurze Zeit vorher dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm veranstalteten, ließen sie auch Leibnitz und den großen Kurfürsten vor dem geängstigten Prinzen auftreten.

Andere betrogen hat, wenn er Wunder zu thun versuchte. Lavater hat zum Oeftern dieselbe Meinung ausgesprochen, wie Ew. Excellenz, daß jeder wahre Christ Wunder zu verrichten vermag. Aber, da ihm diese stets sehr schlecht gerathen sein sollen, so möchte ich in Ihrem Sinne Ihre Frage dahin beantworten, daß ich diesen Lavater durchaus nicht für einen ächten Christen halten kann.*)

O wie freut es mich, daß wir so übereinstimmen, Herr Graf, rief Bischoffswerder mit einem so innigen und fast zärtlichen Ausdruck seiner Stimme, als ob noch die größte Annäherung zwischen ihm und Mirabeau stattfinden könnte. Nicht wahr, Lavater ist kein ächter Christ? Es fehlt ihm zum ächten Christen besonders auch dies, daß er kein Preuße ist. Man muß Preuße sein, und ganz besonders muß man preußischer Soldat sein, um sich im wahrsten Sinne des Wortes einen Christen nennen zu können. Denn nur im Dienst Seiner Majestät des Königs kann man das reine Evangelium Christi bekennen und ausüben.

Ich war bisher der Meinung, daß Eure Excellenz aus Sachsen stammen, sagte Mirabeau mit einer tiefen Verneigung.

Aus dem Sachsen kann ein Preuße werden, wie aus dem Saulus ein Paulus, und werden wir den Paulus nicht immerhin für einen ächten Paulus halten müssen? versetzte der General mit dem Anflug einer schwärmerischen Extase. Bin ich kein alter Preuße, so setze ich mein Verdienst darein, daß Gott geruht hat, den ersten Neu-Preußen aus mir machen zu wollen.

Wenn Lavater ein schlechter Christ ist, begann

---

*) Mirabeau Lettre sur Cagliostro et Lavater (Oeuvres IV. 498).

Mirabeau wieder, so ist er jedenfalls ein guter Jesuit, wie es alle diese Teufels-Beschwörer und Geister-Citirer heutzutage sind, welchen Namen sie auch tragen mögen. Ew. Excellenz werden mich aber darin noch gnädigst berichtigen oder bestätigen können. Denn ich habe in meinem Brief über Cagliostro und Lavater, der jetzt die Ehre hat, auf Ew. Excellenz Tisch zu liegen, die Behauptung aufgestellt, daß Lavater ebenfalls ein Schüler Schrepfer's gewesen. Mein Besuch, den ich heute gewagt, Herr General, hat auch noch den Zweck, darüber aus Ihrem authentischen Munde eine Belehrung zu empfangen.

Bischoffswerder zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete. Dann sagte er so harmlos als möglich: Woher glauben Sie, daß ich über das Verhältniß Lavater's zu Schrepfer eine Auskunft zu geben vermag?

Weil Schrepfer auch in Sachsen gelebt hat, wo er die Verbindung des Rosenkreuzer-Ordens mit der Freimaurerei bewerkstelligt haben soll, erwiederte Mirabeau ganz unbefangen. Es wäre ja auch möglich gewesen, daß Ew. Excellenz in Ihrer Jugend auch einmal in dem Caféhause verkehrt hätten, welches Georg Schrepfer in Leipzig hielt. Man nimmt wohl gern einmal seinen Café in einem öffentlichen Local ein, und unterhält sich dabei auch mit Leuten, mit denen man sonst ganz und gar nichts zu thun hat. Denn das habe ich nie geglaubt, daß Ew. Excellenz auch zu den Schülern Schrepfer's gehören, wie hier und da wohl in einigen Zeitungen und Monatsschriften gesagt worden ist.

Ich habe ihn einige Male in Leipzig gesehen, erwiederte Bischoffswerder, in ein ernstes Nachsinnen sich verlierend. Es interessirte mich an ihm, daß er früher preußischer Husar gewesen und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Darum besuchte ich auch

ſein Caféhaus in Leipzig, denn ich ſchwärmte ſchon als junger Menſch für Alles, was mit dem Namen Preußens auch nur in der entfernteſten Verbindung ſtand.

Sein Café, den er reichte, ſoll ſchwächer geweſen ſein, als ſein Geiſterbeſchwörungs-Apparat, ſagte Mirabeau. Denn als Cafétier ſoll er einen jämmerlichen Banquerott gemacht haben, während er im Reich der Geiſter und Geſpenſter einen laufenden Credit hatte, und die Geſtorbenen ohne allen Rückhalt ihm ihre ehemaligen Leiber zu jeder beliebigen Benutzung borgten. Man ſagt, daß er nicht nur beſondere Hohlſpiegel dabei angewandt, ſondern auch einen mit Milchflor beſpannten Rahmen erfunden habe, auf dem ſich die Geiſter bei ihm mit dem größten Vergnügen einfangen ließen. Der vornehme Herr, welcher Schrepfer's Apparat geerbt, ſoll damit bei weitem glänzendere Geſchäfte gemacht haben, und wird gewiß nicht nöthig haben, ſich wegen ſeiner Schulden zu erſchießen, wie dies Freund Schrepfer im Leipziger Roſenthal gethan haben ſoll.

Mirabeau ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß auch dieſe Hindeutung, die er ſelbſt einigermaßen unverſchämt finden mußte, nicht den geringſten Eindruck auf den Herrn von Biſchoffswerder zu machen ſchien. Derſelbe behauptete mit einer gewiſſen Meiſterſchaft ſeine unbefangene und unveränderte Haltung, und ſchien ſich bei Allem, was Mirabeau berühren wollte, durchaus nicht perſönlich betheiligt zu finden. Nur zuweilen blickte er mit einer ſehr bemerkbaren Sehnſucht auf das Zifferblatt einer Pendeluhr hin, die über dem Marmorſims des Kamins ſtand.

Und wann wird Ihr Buch über die Monarchie Preußens erſcheinen, Herr Graf? fragte Biſchoffs-

werder darauf, das Gespräch ablenkend, mit einer gleichgültigen Stimme.

Es bedarf noch erst bedeutender Vorarbeiten dazu, erwiederte Mirabeau. Ich bin zu diesem Ende auch mit einem braunschweigischen Major, Herrn von Mauvillon, in Verbindung getreten, der mir bei der Redaction Hülfe leisten wird. Ich lernte diesen dazu sehr geeigneten Mann am braunschweigischen Hofe kennen, wo ich mich in der letzten Zeit öfter aufhielt. Aber es fehlt noch sehr viel zur Vollendung dieser Arbeit, die ich gern unter den besondern Schutz des Herrn von Bischoffswerder gestellt sehen möchte. Vielleicht finde ich dann auch nicht mehr so große Schwierigkeiten, die Königlichen Staatsarchive für meinen Zweck benutzen zu dürfen.

Denken Sie Ihre Arbeit in demselben Sinne zu halten, in dem Ihr Mémoire abgefaßt ist, welches Sie vor einigen Tagen Seiner Majestät dem Könige übersandten? fragte Bischoffswerder mit einem strengeren und schärferen Ton seiner Stimme.

Ah, Ew. Excellenz haben mein Mémoire gelesen? fragte Mirabeau mit aufleuchtenden Augen, indem er sich in seiner lebhaften und dann leicht zutraulichen Weise zu Bischoffswerder hinüberbeugte.

Es wurde mir von Seiner Majestät zugestellt, mit dem Allerhöchsten Auftrage, einen Bericht darüber zu erstatten, erwiederte der General. Da ich nun aber den Vorzug genieße, mich persönlich mit Ihnen zu unterhalten, Herr Graf, so darf ich mir wohl noch einige Fragen zu meiner richtigern Orientirung erlauben. Was verstehen Sie eigentlich unter der Nationalgarde, welche Sie für Preußen empfehlen, und durch die Sie die sogenannten Mängel unsers bisherigen Recrutirungs-Systems beseitigen zu können glauben?

Was ich darunter verstehe? rief Mirabeau verwundert. Ich verstehe darunter die Abschaffung der Militair-Sklaverei, die Euer Königreich entvölkert und aussaugt, und die ersetzt werden soll durch eine nationale Bildung des Heeres, welche die Formen der Freiheit an sich trägt. Ist es denn nöthig, daß, wenn man ein Volk in den Krieg führen will, es wie eine verächtliche Heerde Vieh, das zur Schlachtbank geschleppt wird, hingetrieben werde? Es ist ja bei weitem leichter, den Kriegsdienst des Volkes so einzurichten, daß er als eine Sache des Nationalruhms und des Nationaleifers erscheint, und Ihr werdet daran ein ungeheures Bollwerk für die Sicherheit des Staates gewinnen. Fangt damit an, daß Ihr Eure Bauern zusammenkommen laßt, um in ihren Kirchspielen solche nationale Compagnieen zu bilden, die sich am Sonntag in den Waffen üben können, und diese nationalen Compagnieen ernennen unter sich mit Stimmenmehrheit die Grenadiere, deren Wahl dann eine Auszeichnung ihrer Mitbürger ist. So beginnt Ihr die nationale Kriegspyramide von unten auf zu gipfeln, und Ihr werdet einen kräftigen Wunderbau entstehen sehen, an den sich alles Andere im Staat und in der Gesellschaft anlehnen kann.*)

Das würde man bei uns in Preußen nicht national nennen, erwiederte Bischoffswerder mit ruhigem Ernst. In Preußen kann nur dasjenige national sein, was unmittelbar aus den Händen des Königs hervorgeht und auf den ausdrücklichen Befehl der Obrigkeit gebildet wird. Wen der König recrutiren läßt, der ist auch schon ein nationaler Soldat bei uns. Auf das Wesen der frei wählenden Compagnie-Versammlungen werden wir uns in Preußen nie einlassen kön-

*) Lettre à Frédéric Guillaume II. (Berl. 1787.) p. 24.

nen. Auf eine so frivole Weise beschließt man bei uns nichts.

Wie, rief Mirabeau lebhaft, kann man denn besser und würdiger etwas beschließen, als in einer Versammlung, in der Einer für Alle und Alle für Einen stehn? Im Gegentheil, mein Herr, jeder Beschluß ist frivol, der nur von einem Einzelnen im Staat ohne Mitwirkung Aller ausgeht. Erlauben Sie mir, Ihren erleuchteten Blick einen Moment auf unser Frankreich hinüberzulenken. Ich weiß nicht, wer es einmal gesagt hat, daß Frankreich das schönste der Königreiche sei, nach dem des Himmels. Dies ist gewiß wahr, aber dies schöne Königreich wird seit längerer Zeit von den tiefsten Leiden und Zerrüttungen heimgesucht. Die finanziellen Verlegenheiten, welche zugleich der Ausdruck der politischen Verwahrlosung sind, steigen in unserm Lande von Tag zu Tag höher. Nichts als eine Versammlung, die in ihrem freien Schooße über die Lage Frankreichs berathschlagt und entscheidet, kann den Staat retten. Dies ist meine und meiner Freunde Ansicht seit geraumer Zeit gewesen, und wir haben sie in Paris schon vielfach geltend zu machen gesucht. Wenn man noch Bedenken trägt, eine National-Versammlung aus den Generalständen des Landes zu berufen, so wird man wohl bei uns nicht mehr lange mit einer Versammlung der Notabeln zögern dürfen, die aus gewissen bevorzugten Elementen des Landes, wiewohl immer auf einer freien nationalen Grundlage, zusammengesetzt werden müßte. Ich habe darüber erst vor einigen Tagen die dringendsten Vorstellungen an das französische Ministerium von hier aus gerichtet, und wie ich an der Erweckung dieser Idee einen großen Antheil gehabt, so habe ich jetzt auch den Plan im Einzelnen ausgearbeitet, und Herrn von Calonne bereits eine ser-

tige Vorlage für die Einberufung einer Notablen-Versammlung unterbreitet. Preußen wird vielleicht alle diese Dinge nicht nöthig haben, wenn es sich bei Zeiten in seinem Innern eine freie, das Civil wie das Militair neugestaltende Organisation zu geben vermag.

Ich danke Ihnen sehr für diese ungemein interessante Mittheilung, Herr Graf, sagte der General mit einer leichten Verneigung. Für unsere Verhältnisse ist diese Mittheilung zugleich entscheidend. Denn wir sind hier Deutsche, und denken an französische Sitten und Manieren kein Zugeständniß mehr zu machen. Wer sich fortan noch bei uns Mühe geben will, Preußen mit Frankreich in eine innigere Allianz zu bringen, der drischt wahrlich leeres Stroh, Herr Graf. Preußen muß jetzt deutsch werden und sein, so deutsch, wie es noch nie gewesen ist, und unser jetziger allergnädigster Herr, der König Friedrich Wilhelm, kann und wird nur ein deutscher Monarch sein, eben weil er im eminentesten Sinne des Wortes ein preußischer König und Herr sein wird. Die Affectation mit Frankreich hat ausgespielt, und der König übernimmt eine seiner würdige, selbstständige Rolle. Er würde ja zu einem bloßen Nachahmer des religionslosen Friedrich herabsinken, wenn er statt deutsch und national zu sein, wieder nur gallisch und ausländisch sein wollte. Da sei Gott vor!

Ist es möglich, rief Mirabeau erstaunt, daß das Andenken des großen Königs, dem kaum die Augen gebrochen sind, schon zurücktritt und aufhören muß, die leitende Norm für den Staat und seine Zukunft zu sein? Ueberleben doch selbst einen mittelmäßigen Künstler oft seine Werke, und Preußen sollte weiter bestehen können, ohne von dem Geist Friedrichs des Großen zu zeugen? In der That, das ist zum Erschrecken! Aber freilich, mir ist in diesen Tagen schon

im Publikum und in der Gesellschaft Manches aufgefallen. Es scheint hier plötzlich eine große Gleichgültigkeit und Abneigung gegen diesen ausgezeichneten Monarchen hervorzutreten, und noch ehe seine Gruft sich geschlossen hat, hört man hinter ihm her Rabengekrächze von Feinden, die plötzlich wie aus einer schwarzen Wolke herniedergefallen sind.

Schelten Sie diese wackeren Leute nicht, die Gott dem Herrn die Ehre geben wollen! rief Bischoffswerder mit einer feierlichen Salbung. Es giebt ja doch nichts Höheres, als unsere geoffenbarte Christusreligion, und nur in ihr ist König, wer König ist, und Diener wer Diener ist. Wer außerhalb der Christusreligion geherrscht hat, hat nicht geherrscht, und wir gehen weiter zu dem, der uns im Glauben und in der Gnade halten wird, damit wir nicht straucheln, sondern fein säuberlich feststehn und die christliche Obrigkeit in allen unsern Gliedern schmecken. König Friedrich ist todt, aber wir werden seine Früchte in uns ersticken, denn wir haben uns dem christlichen Regiment verschrieben.

Dann hat mein Mémoire wohl auch in seinem religiösen Theil nicht den Beifall Eurer Excellenz gefunden? fragte Mirabeau den General, dessen Lippen in diesem Augenblick ein stummes Gebet hin- und her zu bewegen schienen.

Ihr seid ein Freund der Juden! entgegnete Bischoffswerder mit einem bedauernden Achselzucken. Ich habe leider nur aus Ihrem Mémoire ersehen müssen, daß Sie keine andere Religion kennen, als die Toleranz, und Sie fordern, daß eine solche Toleranz wo möglich in einem noch unbeschränkteren Maaßstabe, als unter der Regierung des verstorbenen Königs, in den Staaten Seiner Majestät eingeführt und ausgesprochen werde. Sie verlangen dies sofort

durch ein Edict bestätigt zu sehen, welches den Juden alle bürgerliche Freiheit und Rechte gewähre. Was haben Sie für Gründe dazu, unsern Erbfeinden Thür und Thor des christlichen Staats öffnen zu wollen?

Was ich für Gründe dazu habe? fragte Mirabeau mit einem sehr ausdrucksvollen Lächeln. Keine andern, als die ich in meiner Denkschrift schon auseinandergesetzt habe. Der Staat wird an den Juden gute und nützliche Bürger gewinnen, seine Bevölkerung und seine Capitalien werden durch die Hereinnahme der Juden in den Staatsverband steigen. Ich beschwöre Sie, Herr General, verwenden Sie, wenn es Ihnen möglich ist, allen Ihren Einfluß bei dem Könige dahin, daß eine allgemeine Toleranz in seinen Staaten ausgesprochen werde, denn nur auf ihrem Grunde wächst Freiheit, Wohlstand und Glück für Staat und Gesellschaft! Möge der König Friedrich Wilhelm dadurch von vornherein den nachtheiligen Schein entkräften, den man auf ihn gebreitet hat, indem man ihn mit der fanatischen Secte der Rosenkreuzer zusammengeworfen und ihn als den Narren dieser intoleranten Geisterbeschwörer betrachtet.*)

Herr Graf von Mirabeau, erwiederte Bischoffswerder mit einer mühsamen, kaum noch Stich haltenden Fassung, Seine Majestät der König hat die Grundsätze, nach denen er regieren wird, gewiß schon auf das Reiflichste erwogen, denn er ist ein gottesfürchtiger, für das Glück seiner Unterthanen besorgter Herr. Aber unter diesen ächt christlichen Grundsätzen kann die Toleranz keine Stelle finden, denn Toleranz und jüdischer Schacher sind ganz Ein und dasselbe. Wer Toleranz will, treibt Schacher mit seiner ewigen Seligkeit, denn diese ist ihm feil für den Marktpreis

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 52.

des Tages. Wer selig werden will, der muß intolerant sein, denn die Duldsamkeit gegen die Ungläubigen und Schlechten ist das Böse selbst und darum unselig. Die Toleranz ist das erste Daraufgeld, welches wir von den Juden empfangen, die sich den christlichen Staat kaufen wollen. Und ich dachte, die Grafen Mirabeau wären aus einem alten aristokratischen Geschlecht? Kann ein alter Edelmann für die Juden kämpfen?

Oh, erwiederte Mirabeau, laut lachend, ein alter Edelmann kann noch viel mehr, er kann auch gegen sich selbst kämpfen. Ich habe dies in Frankreich gelernt, und ich kann es auch in Preußen nicht vergessen. Denn die ächte Aristokratie wird doch jetzt am Ende darin bestehen müssen, daß sie aller ihrer Sondervortheile und Privilegien zum Besten des Ganzen entsagt, und dem Volke zurückgiebt, was dem Volke gehört. Ich habe darum auch in den Reformen des Steuerwesens, die ich für Preußen vorzuschlagen gewagt, darauf hingewiesen, daß die Grundsteuer erhöht werden müsse, daß aber fortan kein Grundstück irgend einer Art Steuerfreiheit und Ausnahmerechte genießen dürfe. *)

Ich habe es bemerkt, entgegnete Bischoffswerder. Die preußische Ritterschaft wird es aber nicht dulden, daß der Staat seine Hände in ihre Taschen steckt. Die Ritterschaft ehrt den Staat dadurch, daß sie ihm nichts zahlt. Ihr wollt hinsichtlich Gottes tolerant und hinsichtlich der Ritterschaft intolerant sein? Mein Herr, die Sache des Evangeliums und die Steuerfreiheit der Rittergüter ist eine und dieselbe heilige Sache. Eines muß mit dem Andern stehen und fallen, denn vom privilegirten Ritterstande fließt ein

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 72.

Segen aus durch das ganze Land, der alle Verhältnisse veredelt und zum Besten kehrt. Ich habe dies recht an meinem Freunde, dem jetzigen Geheimen Ober-Finanzrath und Intendanten des königlichen Bauwesens, Herrn Wöllner, gesehen. Denn was wäre wohl aus Wöllner geworden, wenn er nicht die Tochter eines Rittergutsbesitzers, des Herrn von Itzenplitz auf Groß-Behnitz, geheirathet hätte? Ich habe diesen Segen sichtlich an ihm heranwachsen sehen. Denn nur durch die intime Verbindung mit dem Ritterstande, und dazu mit einer Familie, wie die der Itzenplitze, konnte er innerlich und äußerlich diese Weihe empfangen, die ihn vom niederen Landprediger bis unter die vertrautesten Diener Seiner Majestät des Königs emporsteigen ließ. Dies ist ein Beispiel, mein Herr, wie sich ein Preuße bildet. Alles Andere werden wir von uns abweisen müssen.

Ich muß es zufrieden sein, versetzte Mirabeau, indem er mit einer ungeduldigen Bewegung von seinem Sessel aufsprang, und sich anschickte, seinen Abschied von Herrn von Bischoffswerder zu nehmen.

Während sich dieser zögernd erhob, fügte Mirabeau hinzu: Ein Staat kann seine Bestimmung ebenso leicht verfehlen, als ein einzelner Mensch. Zuweilen glaubt man, daß ein Staat seiner Größe entgegenreift, und wenn man eines Tages näher zusieht, gewahrt man an ihm schon die Fäulniß, die vor der Reife eingetreten ist.*) Möchten die Lenker und Staatsmänner Preußens doch wenigstens eingedenk bleiben, daß Preußen dazu berufen ist, ein großer Staat zu sein.

Preußen hat gar nicht nöthig, groß zu sein, erwiederte Herr von Bischoffswerder, nachdem er seine

---

*) „Pourriture avant maturité“ das berühmte Wort Mirabeau's in Bezug auf Preußen.

gewaltig beleibte Figur mit einiger Mühe wieder aufgerichtet hatte. Es soll groß vor dem Herrn werden, das ist wahr, aber Preußen bedarf keiner weitern Ausdehnung seiner Macht, und es wird am glücklichsten und mächtigsten sein, wenn es nichts besitzt, als die Schaafställe seiner Mark Brandenburg. Leben Sie wohl, Herr Graf!

Mit diesen Worten sah sich Mirabeau von dem Herrn von Bischoffswerder entlassen. Er stürzte in größter Eile durch den Vorsaal und die Treppe hinunter, um seinen in dem inneren Hofe des Königlichen Schlosses haltenden Wagen zu erreichen. Erst im Wagen begann Mirabeau wieder Athem zu schöpfen. Indem er sich halb lachend, halb ärgerlich in den Sitz zurückwarf, flüsterte er mit sich selbst: Der zurechtgewiesene Narr bei dieser Sache bin am Ende ich. Denn wer debattirt mit einem Herrn von Bischoffswerder? Das thut nur ein politischer Schwärmer wie Mirabeau, dem immer wieder der politische Kamm schwillt, und der doch noch einmal an die Mohrenwäsche sein ganzes Leben einsetzen wird. —

Sechstes Buch.

1789.

VI.

Mirabeau's Tuchladen.

Es war an einem kalten Februartage des Jahres 1789, als Mirabeau in großer Eile und mit sichtlicher Aufregung aus einem Hause hervortrat, welches in der alten provençalischen Stadt Aix, wo er sich seit Anfang dieses Jahres befand, am Marktplatz gelegen war. Er warf sich den Mantel erst über die Schulter, als er sich schon draußen auf der Straße befand und ihn die empfindliche Winterkälte daran erinnerte, daß er in dem leichten Frack, den er trug, einer Gefahr für seine Gesundheit ausgesetzt sein könnte. In seinem Gesicht aber stand eine brennende Gluth, und auf seiner hohen Stirn hatte der Zorn eine drohende Ader hingezeichnet.

Wie, mein lieber Bruder, hat denn die Adelsversammlung ihre heutige Sitzung schon beendigt? fragte eine Dame, die Mirabeau im Vorüberstürmen, ohne sie zu bemerken, ziemlich unsanft am Arme gestreift hatte, und die ihn jetzt mit fröhlichem Lachen am Mantel festhielt.

Mirabeau erkannte seine Schwester, Frau von Saillant, die in Aix lebte, und mit der er seit seinem

Aufenthalt in dieſer Stadt das innige und vertraute Verhältniß, welches ihn ſtets an dieſe Schweſter gefeſſelt, auf eine faſt zärtliche Weiſe erneuert hatte.

Die Sitzung iſt noch nicht beendigt, aber Mirabeau iſt für dieſe ſchöne Adelsverſammlung der Provence auf immer beendigt worden, entgegnete er mit einem tragikomiſchen Ausdruck. Du ſollſt erfahren, meine Schweſter, daß die vornehmen Herren vom Adel und der Geiſtlichkeit mich in dieſem Augenblick ſo gut wie hinausgeworfen haben, und Du kannſt nun an mir ſehen, wie ein Hinausgeworfener ſich ausnimmt, denn je mehr ein Solcher noch den Anſtand und allen ſeinen Stolz zu bewahren gewußt hat, was mir hoffentlich noch gelungen iſt, um ſo kläglicher muß er ſich eigentlich darſtellen.

Es war wohl zu fürchten, daß es ein ſolches Ende nehmen würde, verſetzte Frau von Saillant mit der heiteren und nicht leicht zu trübenden Miene, welche für Mirabeau ſtets etwas beſonders Tröſtliches gehabt. Ich habe gleich Deinen Muth bewundert, mit dem Du hier in Aix ankameſt, um in eine Verſammlung von Männern einzutreten, die Deine natürlichen Gegner ſind, und denen Dein ganzes bisheriges Leben und Wirken ins Geſicht geſchlagen hat. Und nun haſt Du es wirklich dahin gebracht, daß ſie Dich hinausgeworfen haben? Aber es iſt kalt, Gabriel. Begleite mich nach Hauſe und erzähle mir dort bei einer Taſſe Chocolade den ganzen Hergang, der Dich betroffen hat.

Nein, liebe Caroline, ich danke Dir, verſetzte Mirabeau. Einer, der von Adel und Geiſtlichkeit zur Thür hinausgeworfen worden, hat nicht Zeit, Chocolade zu trinken, ſondern muß auf ſeine Genugthuung bedacht ſein. Ich habe daher heut noch außerordentlich viel zu thun. So viel will ich Dir noch im Vorübergehen ſagen, daß es mein ehemaliger Schwieger-

vater, der Marquis von Marignane, gewesen ist, der dort oben auf meine Ausschließung von der Versammlung angetragen hat. Er stand auf und entwickelte, daß ein Formfehler vorliege, durch welchen Graf Mirabeau verhindert werde, ferner Mitglied einer Versammlung zu bleiben, die sich neulich ausdrücklich zu einer Versammlung der Besitzer von Lehnsgütern erklärt habe und lediglich auf dieser Grundlage ihre Berathungen fortsetzen wolle. Da dies eine abgekartete Sache war, und man unter diesem feigen, einfältigen und gesetzwidrigen Vorwande meine Opposition aus dem Schooß der Versammlung los werden wollte, so war es natürlich, daß dieser Antrag des Herrn von Marignane einstimmig angenommen wurde, und mir blieb nichts übrig, als meinen Hut zu nehmen und den Saal zu verlassen. So bin ich nun glücklich hier vor der Thür angelangt, und schüttele hiermit den Staub des Adels von meinen Füßen. Für diese Herren von der Adels-Corporation soll damit eine gefährliche Wendung eintreten, denn sobald ich es aufgegeben habe, mich von meinem Stande zum Abgeordneten für die Versammlung der Reichsstände wählen zu lassen, gehöre ich ausschließlich dem Volke und dem dritten Stande an, und bin gewiß, daß er mich im Triumphe als seinen Repräsentanten in den Sitzungssaal zu Paris tragen wird, zu dessen Eröffnung nun bald der große Tag herangekommen ist!

Und warum faßtest Du nicht gleich den Entschluß, Gabriel? fragte Frau von Saillant, indem sie ihre geistvollen Blicke theilnahmsvoll auf dem bewegten Antlitz ihres Bruders ruhen ließ. Du hättest Dir damit hier in diesem altmodischen Nest, wo Alles von Vorurtheilen wimmelt und wo so viel persönliche Eingenommenheit gegen Dich herrscht, viele Unannehmlichkeiten ersparen können. Und auch mir einen großen

Schmerz. Denn Du weißt, daß ich aus treuer Liebe zu Dir, und nicht minder zu Emilie von Marignane, Deiner geschiedenen Gattin, nie aufgehört habe, an Euerer Wiedervereinigung zu arbeiten. Emilie liebt Dich noch, ihr ganzes Leben ist nur ein Bangen und Trauern um Dich, und seitdem Du hier in Aix in ihrer Nähe erschienen bist, sitzt sie draußen auf Schloß Marignane und träumt in ewigen Gedanken an Dich den Traum der ersten Liebe mit glühenden Wangen und verweinten Augen. Anfangs erfüllte mich Dein Erscheinen hier am Orte mit den glänzendsten Hoffnungen für meine Pläne. Nun aber ist Alles wieder schlimm, und schlimmer als bisher, geworden. Du hast durch Deine Opposition, mit der Du in diese Adelsversammlung der Provence getreten, den Zorn des alten Herrn von Marignane wieder auf das Heftigste gegen Dich aufgereizt. Du weißt, daß er die eigentliche Ursache Deiner Scheidung von Emilie geworden, als Du Dich damals in unverlöschter Liebe zu ihr mit der Gattin wiedervereinigen wolltest. Und jetzt, wo sein Widerstand endlich zu besiegen gewesen wäre, hat sich dieser neue Zankapfel der Wahlen zwischen Euch geworfen, und ich fürchte, ich habe abermals umsonst für Euer Glück gearbeitet.

Du bist immer eine liebenswürdige Träumerin gewesen, Caroline, erwiederte Mirabeau, die Hand seiner Schwester zärtlich streichelnd. Und Du weißt doch, daß ich von Deiner Güte, die mir Emilie von Marignane wieder zuführen will, jetzt weniger als je Gebrauch machen kann. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Männer handeln, entbehren, kämpfen und sich opfern sollen, wer denkt da an Freien und Heirathen, an alte und neue Frauen. Ich versichere Dich, Caroline, als ich den Entschluß faßte, hierher nach Aix zu kommen, dachte ich mit keiner Sylbe daran, daß

Schloß Marignane eine halbe Lieue von hier entfernt liege. Ich bin einfach der Einladung gefolgt, welche die Staats-Syndici erließen, und durch die alle Eigenthümer in der Provence, zu denen ich doch unserer Familiengüter wegen auch gehöre, zu der hier anberaumten Adelsversammlung einberufen wurden. Es handelt sich ja um die Wahlen, um die Wahlen zu den Reichsständen, mit denen Louis XVI. jetzt sein Heil versuchen will, nachdem er die schwache Krücke der Notabeln-Versammlungen wieder von sich werfen mußte.

Hättest Du mit Emilie von Marignane vereint bleiben können, erwiederte Frau von Saillant mit einem schmerzlichen Seufzer, so wärest Du auch Besitzer von Lehnsgütern in der Provence gewesen, und diese höchst fatale Unannehmlichkeit, daß man Dich aus der provençalischen Adelsversammlung ausschließt, hätte gar nicht vorkommen können. Ich bin überzeugt, daß meine theure Freundin Emilie in Verzweiflung gerathen wird über diese Nachricht.

Die Herren Lehnsvettern sind es ja von jeher gewesen, welche ihre Wiedervereinigung mit mir gehindert haben, entgegnete Mirabeau. Und was die Adelsversammlung anbetrifft, so bin ich froh, daß ich sie jetzt von meinen Schultern geschüttelt habe. Ich gestehe, daß ich es einen Augenblick lang für das Geeignetste hielt, mich im Stande des Adels zum Abgeordneten für die Reichsstände wählen zu lassen. Ich habe den Adel immer nur für den eigentlichen Anführer des Volks im Kampf um Freiheit und Recht gehalten. Denn so sehr ich auch das Volk und den dritten Stand liebe und seine Sache stets zu der meinigen machen werde, so finde ich doch auch Manches an ihm, was mich zurückstößt. Die Thorheiten dieses Standes haben mich oft verdrossen. Er ist ganz ohne

Plan und Licht, er ereifert sich oft mit der größten Wuth über kleine Dinge, in denen er Unrecht hat, und in den wichtigsten Sachen, in denen er Recht hat, giebt er mit einer feigherzigen Gemüthlichkeit nach. Aber seit einer Viertelstunde ist meine Stellung ganz und gar entschieden.

Inzwischen hatte sich plötzlich ein starker Schneefall erhoben. Das Wetter begann unangenehm zu werden, und da Mirabeau seinen Wagen, den er erst um die gewöhnliche Schlußzeit der Versammlung bestellt, noch nicht erwarten durfte, so schlug er seiner Schwester vor, mit ihm in einen dem Ständehause gegenüber gelegenen Tuchladen einzutreten, mit dessen Besitzer Mirabeau seiner Gewohnheit nach seit einiger Zeit Bekanntschaft geschlossen hatte.

Es schien auch der Frau von Saillant, obwohl sie anfangs einiges Bedenken zeigte, bequem, dort das sehr stürmisch werdende Unwetter so lange abzuwarten, bis ein Wagen herbeigeschafft sein würde.

Die vornehme Marquise von Saillant wird nun auch schon durch ihren Bruder, den demokratischen Grafen Mirabeau, encanaillirt, und muß mit ihm in einem Tuchladen unterstehen, sagte Mirabeau lachend, indem er sie an seinem Arm in das Magazin geleitete. Aber Du bist auch immer eine volksfreundliche Seele gewesen, meine Caroline. Schon im Hause unseres Vaters vereinigte mich die tiefste Sympathie mit Deinem edlen, heiteren Geist. Und ich glaube, Du hast mich immer geliebt, wie und wo mich auch mein Schicksal seitdem umhergestoßen haben mag. Deinen Briefen, Deinem Rath verdanke ich so manche Aufrichtung in schwerer Stunde. Nicht wahr, ich werde auch ferner auf Dich rechnen können, wenn ich jetzt mit dem Volke in den großen und unberechnenbaren Kampf ziehe?

Frau von Saillant drückte ihm mit zärtlicher Innigkeit die Hand. Sie begaben sich in den Hintergrund des Tuchladens, da am Eingang desselben wegen des heftig hereinwehenden Schnees nicht auszudauern war. Der Besitzer des Magazins, der in einem an den Laden stoßenden kleinen Zimmer mit seiner Familie zu Mittag aß, hatte das Eintreten der Fremden noch nicht bemerkt, und Mirabeau wollte seinem Freunde Le Tellier, mit dem er sonst im Vorbeigehen schon manches vernünftige Wort über den Stand der Wahlen gewechselt, keine Störung verursachen.

Indem sie miteinander durch das kleine, dürftig ausgestattete Gewölbe, das keinen sehr blühenden Verkehr in sich zu tragen schien, auf und nieder schritten, begann Frau von Saillant von Neuem das Thema zu berühren, das ihr unaufhörlich am Herzen zu liegen schien. Sie erzählte von dem tiefen Seelenleiden ihrer Freundin Emilie, die, seitdem sie sich von Mirabeau getrennt habe, ihres Lebens nicht mehr froh geworden sei, und nur noch in der Beschäftigung mit Mirabeau und seinem Andenken ihre Tage schmerzlich selig hinfriste. Oft komme sie zu ihr von Marignane hereingefahren, um mit ihr über Mirabeau zu sprechen und eine neue Briefzeile, die vielleicht von ihm angekommen sei, mit ihren Lippen und ihren Thränen bedecken zu dürfen. Auch heut werde Emilie sicherlich kommen. Dies pflege dann zwischen sechs und sieben Uhr Abends zu sein. Frau von Saillant deutete leise und mit bewegter Stimme die Bitte an, daß Mirabeau ihr doch heut um dieselbe Zeit seinen Besuch schenken möchte.

Nein, liebe Caroline, erwiederte Mirabeau ernst, laß uns davon nicht weiter reden. Was einmal getrennt war, muß sich nicht wieder zusammenfügen

wollen. Es sind dann doch keine frischen und festen Organe mehr da, mit denen man sich finden und halten kann. Was hätte ich vor sechs Jahren darum gegeben, wenn Frau von Mirabeau, nachdem die lettres de cachet meines Vaters mich von ihr gerissen, sich verzeihend und mit neuem Herzen wieder zu mir geneigt hätte. Mir lag an ihr, auch um deswillen, weil ich manches Unrecht an ihr wieder gut machen wollte. Aber der Marquis, ihr Herr Vater, und die lehngutbesitzende Sippschaft insgesammt, erlangten das Uebergewicht über alle ihre Herzensentschlüsse, und Emilie trat sogar feindlich gegen mich auf. Seitdem ist sie nur ein Relief von Stein an dem Aschenkrug meiner Erinnerungen geworden. Wer kann wieder zum Leben erwärmen, was Stein geworden ist? Und seltsam, daß ihre Gestalt jetzt gerade an dem Hauptscheidewege meines Daseins sich wieder vor mir aufstellen will! Will sie mich mit ihren Lehnsgütern hinweglocken von der hohen und großen Bahn, auf die mich mein Schicksal jetzt unwiderstehlich hinanzieht? Nein, dies feudale Liebchen küsse ich nicht mehr. Mag sie weinen um mich, denn jetzt gehe ich ihr erst verloren. Meine rechtmäßige Gemahlin ist das Volk, mit dem ich mich nun durch den heiligsten und feierlichsten Act der Welt trauen lassen werde. Denn ich werde mich von dem Volke wählen lassen.

Könnte in der That ein solches Verhältniß, wie es Dich mit einer gewissen Frau von Nehra verbinden soll, stark genug sein, um Dich einer Emilie, die so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit, die Geist, Rang und Reichthum besitzt, für immer abwendig zu machen? fragte Frau von Saillant. Mein theurer Bruder, ich kenne Deine Frau von Nehra nicht, ich habe sie nie gesehen, aber ich setze voraus, daß alles Gute wahr

iſt, was Du mir in Deinen Briefen von ihr erzählt haſt. Perſonen dieſer Art haben aber immer ihren Moment, wo die Männer mit ihnen fertig werden. Ein ſolches Mädchen, und wenn ſie eine Göttin ſelbſt wäre, iſt auf dieſe Weiſe zuletzt doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Griſette. Der Bund mit der Gattin iſt aber die Allianz der ebenbürtigen Geiſter, die ſich gegenſeitig ihr Glück garantirt haben!

Nein, meine gelehrte und geiſtreiche Schweſter, erwiederte Mirabeau lebhaft, nein, da biſt Du in einem entſchiedenen Irrthum befangen. Caroline, Du haſt in Deinem Leben viel gedacht, Du biſt im Kloſter faſt wie eine Gelehrte erzogen worden und verſtehſt ſogar Latein*), Du magſt auch Deinen verſtorbenen Mann hinlänglich lieb gehabt haben, aber die Tiefe einer freien und feſſelloſen Liebe konnteſt Du in allen dieſen Verhältniſſen nicht ergründen lernen. Dieſe Frau von Nehra, dieſe Henriette, iſt ein unveräußerlicher Beſtandtheil meines Selbſt, ja ſie iſt der beſſere und ewigere Zuſammenhang meines Weſens geworden. Sie liebt mich nicht nur, ſondern ſie dient mir auch; ſie dient mir nicht nur, ſondern ſie beherrſcht mich auch. Sie iſt mein Freund und Bruder, denn wir ſchlagen uns zuſammen ritterlich durch die ganze Welt, ſie iſt mein Agent, denn ſie beſorgt mir alle meine Geſchäfte, ſie rennt für mich, wohin es auch ſein mag, mit der wunderbaren Schnelligkeit eines Rehs und mit der biedern Treue eines Pudels. Von London reiſte ſie allein und faſt krank über das Meer nach Paris, um die Kabinets-Ordre, die mich noch immer zur Verfügung meines Vaters geſtellt, beim Miniſterium zur Aufhebung zu bringen, und es gelang ihr. Als ich vor zwei Jahren von Berlin nach Paris

*) Montigny Mémoires I. 270.

zurückkehrte, mußte ich die liebe Freundin in der preußiſchen Hauptſtadt zurücklaſſen, weil ein heftiges Bruſtleiden ſich von Neuem bei ihr entwickelt hatte, aber ich wußte gleich, daß mir das kein Glück bedeuten würde und daß ich ohne ihren Genius an meiner Seite nur auf neue Beſchwerden und Ungemach in Paris zu rechnen hätte. Und ſo geſchah es. Ich hatte es gefühlt, daß meine politiſche Wirkſamkeit in Berlin zuletzt für mich unwürdig zu werden anfing, und glaubte, daß man mich in Paris endlich für eine ſolche Rolle belohnen würde, die dem Gouvernement doch jedenfalls manche nützliche Erkenntniß verſchafft. Ich glaubte auf die Stelle des Secretairs bei der bald zu eröffnenden Notabeln-Verſammlung Anſpruch erheben zu können. Aber man lohnte mich auf die erbärmlichſte Weiſe ab, denn man hatte nie die Abſicht gehabt, mir gerecht zu werden. Die Notabeln Verſammlung hatte ſich nicht bewährt, ſie hatte nicht den Muth finden können, in den finanziellen Sturz des Landes mit einer ſtarken politiſchen Hand einzugreifen. Calonne verliert ſein Portefeuille und tänzelt auf die Flucht von dannen, weil ſeine Gläubiger ihm zugleich auf den Hacken ſitzen. Nun bekommen wir gar einen Geiſtlichen, den Erzbiſchof von Toulouſe, Herrn Loménie de Brienne, zum Finanzminiſter, einen Mann, der einigen Antheil an den philoſophiſchen Ideen des Jahrhunderts hat, der aber doch aus ſeinen Ideen keine Francs und aus ſeinen halb vergeſſenen Kirchenliedern keine Sous ſchlagen kann. Da laſſe ich meine kühne und alle Masken abreißende Schrift über die Agiotage, mit Winken für die Notabeln-Verſammlung *), erſcheinen, um zugleich einem neuen Miniſterium Necker, das ich mehr als den Teufel fürchtete, Thür und Thor

*) Dénonciation de l'agiotage, au roi et aux notables.

bei der öffentlichen Meinung zu verſchließen. Aber meine Schrift iſt ſo ſtark gerathen, daß das Gouvernement meine perſönliche Sicherheit bedroht, und eine neue lettre de cachet, die ſiebzehnte meines Lebens, hinter mir herjagt. Ich ergreife die Flucht und begebe mich nach Tongres, wo ich mich einſtweilen verberge. Wer aber gelangt zu mir als mein Retter und Helfer? Es iſt meine Freundin Henriette, die auf die erſte Nachricht, welche ich ihr gegeben, aus ihrem Krankenbett in Berlin entſteigt, ſich plötzlich wieder für geſund und ſtark erklärt und mir die Dienſte ihrer Liebe anbietet. Sie eilt ohne Raſt von Tongres nach Paris, ſie niſtet ſich wieder im Vorzimmer des Miniſters von Breteuil ein, ſie nimmt alle möglichen Leute für mich in Anſpruch, und wankt und weicht nicht eher mit ihrer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, als bis ſie die lettre de cachet gegen mich rückgängig gemacht und mich wieder aus meinem Exil erlöſt hat! Und in dieſem Augenblick nimmt ſie unermüdlich alle meine Angelegenheiten in Paris wahr, indeß ich mich hier bemühte, den provençaliſchen Adel demokratiſch zu machen und mich von ihm zum Saal hinauswerfen zu laſſen.

In dieſem Augenblick trat der Beſitzer des Tuchladens, Herr Le Tellier, in das Magazin, um den Grafen Mirabeau, deſſen Stimme er jetzt vernommen hatte, zu begrüßen. Es war ein kleiner beweglicher Mann, mit den dunkeln pfiffigen Augen des Provençalen, der aber in ſeinem Ausſehen alle Anzeichen verkümmerter Verhältniſſe an ſich trug.

Wir haben Euch wohl durch unſere laute Unterhaltung in Eurem Familien-Diner geſtört, Meiſter Le Tellier? fragte Mirabeau, ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß freundlich erwiedernd. Wir nehmen die Gaſtfreund-

schaft in Eurem Laden in Anspruch, bis das Schneegestöber aufgehört hat.

Mit dem Diner sieht es nicht sonderlich bei uns aus, erwiederte Herr Le Tellier mit trauriger Stimme. Fünf Kinder und keine Einnahmen im Geschäft, da könnte man mich eben so gut Monsieur Deficit nennen, als man in Paris die schöne Königin Marie Antoinette jetzt als Madame Deficit feiert.

Die Pariser sind witzig in ihrem Elend, erwiederte Mirabeau lachend, aber man zeigt sich in Paris wenigstens bemüht, neues Brot zu backen, und die Eröffnung der großen Bäckerei, die unter der Firma der Reichsstände arbeiten wird, ist vor der Thür. Da müßt Ihr Euch tüchtig vertreten lassen, Ihr Herren des dritten Standes, denn wenn diese Arbeit gelingt, soll in Frankreich hinfort Keiner mehr um sein Diner besorgt sein, und wenn er auch noch einmal so viel Kinder an seinem Tische hätte, als hier mein Freund Deficit.

Wir rechnen hier in der Provence auf den Grafen Mirabeau, versetzte der Inhaber des Tuchmagazins. Zwar hat es uns leid gethan, daß Ihr da drüben mit dem Adel und Clerus tagt, da die Absichten dieser privilegirten Herren offenkundig dahin gehen, dem Volke schon bei den Wahlen seinen Platz streitig zu machen und es nicht in der gehörigen Anzahl in der neuen Reichsversammlung zuzulassen. Ihr seid freilich selbst ein vornehmer Herr, aber man rühmt Euch doch immer nach, daß Ihr es mit dem Volke haltet, und daß Euer Herz nicht aus demselben zähen Pergament ist, wie Euer Adelstitel.

Nein, darauf könnt Ihr, Du und Deine Freunde, Euch heilig verlassen, rief Mirabeau mit einer feierlichen Gebärde. Und wenn ich jener Versammlung in dem Ständehause da drüben beiwohnte, so geschah es nur, um im Interesse des dritten Standes und

ſeiner unveräußerlichen Rechte gegen die Beſchlüſſe dieſer Clique mich aufzulehnen. Denn was wollen dieſe Leute? Sie wollen die Verordnung des Königs umſtoßen, der mit richtiger und taktvoller Erkenntniß der Situation in ſeinem Reglement angeordnet hat, daß der dritte Stand ſeine Deputirten zu der Reichsverſammlung in gleich ſtarker Zahl abordnen ſolle, wie die beiden andern Stände, Adel und Geiſtlichkeit, zuſammen genommen. Darum trat ich in ihre Mitte, um ſie aus ihrem eigenen Stande heraus ein freies Wort des erwachenden Volksgeiſtes hören zu laſſen. Es iſt aber noch leichter, tauben Ohren als böſen Herzen zu predigen. Ich ließ ſie endlich die Gerte meines Zornes empfinden, und da ich ſie bei ihrer Gerechtigkeit und Klugheit nicht faſſen konnte, ſuchte ich ihnen Furcht und Schrecken in die Adern zu treiben. Aber der Stand iſt dieſen Leuten Alles, und ſie würden ſelbſt gegen den Himmel proteſtiren, wenn ſie dort nicht nach Ständen ſelig werden können. So werden ſie jetzt auch den Beſchluß faſſen, gegen jenes treffliche und wahrhaft volksfreundliche Reglement des Königs einen Proteſt auszudrücken, und damit ſie ſich durch mich nicht länger darin geſtört ſehen, haben ſie mir heut einfach die Thür gewieſen und den Grafen Mirabeau an die Luft geſetzt. So ſeht Ihr mich nun hier, Meiſter Le Tellier, in Eurem Tuchladen. Ausgeſtoßen von meinem eigenen Stande, muß ich mich jetzt nach etwas Beſſerem umſehen, und beneide Euch wahrlich darum, daß Ihr hier ein ſo hübſches Geſchäft habt und einem Magazin vorſteht. Ein ſolches Geſchäft muß ſehr angenehm zu halten ſein, man weiß doch, warum man lebt und ſieht die Reſultate vor ſich, wenn man jeden Tag ſo und ſo viel Ellen Tuch ausgeſchnitten hat. Wollt Ihr mich zu Euerem Compagnon in dieſem Geſchäft annehmen, Herr Le Tellier?

Das würde Euch sehr theuer zu stehen kommen, Herr Graf, entgegnete Le Tellier mit einer schlauen Miene. Da müßtet Ihr einige Capitalien hineinstecken, wenn wieder etwas aus dem Magazin werden soll. Ihr werdet schon längst bemerkt haben, wie traurig und verlassen es hier aussieht, die Vorräthe sind nicht mehr recht vollständig, und wenn Ihr meine Ballen öffnet, werdet Ihr finden, daß wir die feineren und kostbareren Tuche kaum noch führen. Mein Gott, der Absatz ist schlecht gewesen, unsere Provinz verarmt, und es fehlt an Mitteln, um zur rechten Zeit die Einkäufe zu machen.

So trete ich vom heutigen Tage als Compagnon in Euer Geschäft, Meister Le Tellier, sagte Mirabeau, indem er ihm ganz ernsthaft die Hand reichte. Ueber meine Einlagen werden wir uns binnen Kurzem verständigen. Doch zahle ich heut gleich tausend Francs baar, um eine neue Laden-Einrichtung zu bestreiten. Denn etwas besser muß sich unser Geschäft künftig auch von außen darstellen, mein lieber Freund Le Tellier. Jetzt kommt die Zeit, wo Alles erneuert, alle Kisten und Kasten revidirt, alle Aushängeschilder abgeputzt, alle Firmen nachgesehen und berichtigt werden müssen. Auch unsere Firma müssen wir ändern, Freund. Aber nehmt zuerst das Geld.

Mirabeau zog sein Portefeuille heraus, suchte aber lange in demselben nach und schien dann in einiger Verlegenheit bei sich nachzusinnen. Frau von Saillant bemerkte lächelnd diese Pause, die bei Mirabeau eintrat, und reichte ihm dann, ohne die Aufforderung abzuwarten, deren sie sich in solchen Fällen von ihrem Bruder zu versehen pflegte, ihre mit Goldstücken gefüllte Börse dar.

Nachdem sich Mirabeau derselben ohne Weiteres bedient und dem ihn zweifelhaft anblickenden Le Tel-

lier die verheißene Summe eingehändigt hatte, sagte er zu ihm: Unsere neue Firma soll „Graf Mirabeau und Le Tellier“ heißen. Ehe wir diese aber in einer schönen glänzenden Tafel aufstellen lassen, wollen wir heut ein Interims-Placat anbringen, das aber auf der Stelle vor der Thür angeheftet werden muß. Habt Ihr vielleicht noch ein schwarzes Brett oder etwas Aehnliches, worauf man mit Kreide einige gut in die Augen fallende Worte setzen könnte?

Le Tellier, der zu begreifen schien, um was es sich handeln mochte, nickte ihm freudig zu, und beeilte sich, aus einem Winkel des Magazins eine solche Tafel nebst einem Stück Kreide herbeizuholen.

Mirabeau nahm die Kreide und schrieb mit großen Buchstaben auf die Tafel: „Hier verkauft Graf Mirabeau Tuch, um alle Stände neu einzukleiden.“

Diese Tafel wollen wir draußen auf einer Stange unmittelbar vor dem Laden befestigen, sagte er dann, damit sie allen Vorübergehenden gleich in die Augen falle.

Le Tellier jauchzte vor Vergnügen über diesen kostbaren Streich, wie er es nannte, laut auf und sprang mit der ihm eigenen Beweglichkeit nach allen Seiten umher, um Alles, was zu der Ausführung dieses Auftrages nöthig war, sofort herbeizuschaffen. In einigen Minuten wurde vor der Thür eine Stange aufgerichtet, an welcher die Tafel mit der auffallenden Inschrift festgenagelt wurde.

Das ist über alle Maaßen vortrefflich, Herr Graf, jubelte Le Tellier unaufhörlich. Wenn nun die Herren Grafen und Barone aus dem Ständehause hier vorbeikommen, werden sie die Inschrift lesen, und vor Schrecken darüber mit allen ihren Stammbäumen wackeln, sodaß wir uns vor Lachen den Bauch werden halten müssen. Sie werden gleich verstehen, was das

heißen soll, von Mirabeau neu eingekleidet zu werden. Denn die Tuchjacke, die ihnen Graf Mirabeau anzieht, wird ihnen etwas eng schließen, und wird von der Volksjacke nicht mehr sehr verschieden sein, nicht wahr, Herr Graf?

Du bist ein ganz ausgezeichneter Compagnon, entgegnete Mirabeau, ihm gemüthlich auf die Schulter klopfend. Du weißt ganz genau, worauf es ankommt, und wir werden gewiß gute Geschäfte zusammen machen. Allerdings wird es sich zunächst um eine Tuchjacke handeln, die für alle Stände gleich und aus demselben Stoff zugeschnitten werden soll. Und diese Jacke wird zunächst nur aus grobem Tuch bestehen können, denn Mirabeau und Le Tellier werden ja fürerst gar keine andere Sorte auf ihrem Lager haben. Das grobe Tuch ist aber zu Anfang gut, denn zuerst werden doch die höhern Stände, welche die eigentlichen Uebelthäter sind, lernen müssen, wie es thut, die harte Volksjacke auf dem Leibe zu tragen. Machen wir aber dann erst flotte Geschäfte, mein lieber Compagnon, so schaffen wir uns auch nicht minder die feinsten und kostbarsten Stoffe an, denn das Volk soll dann auch empfinden, was es heißt, ein feines und zartes Tuch auf seinem vielgequälten und wunden Leibe zu tragen. Dann machen wir alle Menschen gleich fein, nachdem wir erst alle gleich grob gemacht haben. Was meint der Herr Compagnon dazu? —

Die Marquise von Saillant mahnte aber jetzt an den Aufbruch, da ihr die fortgesetzte Unterhaltung im Tuchladen nicht mehr behaglich zu sein schien, und draußen das Schneegestöber soeben einem bessern, fast sonnenklar werdenden Wetter gewichen war. Mirabeau bot ihr seinen Arm, und sagte beim Weggehen zu Le Tellier: Verkündigt allen Euren Freunden,

und ich weiß, Ihr habt deren sehr viele in den Cafés und Estaminets von Aix, daß ich Mitbesitzer Eures Tuchladens geworden bin. Wer von den Herren aus dem Volke hier bei uns kaufen will, soll zwanzig Procent auf die Waare gutgerechnet bekommen. Bald wird das Volk noch bei weitem mehr Prozente auf sich selbst herausbekommen, denn wie lange wird es dauern, so ist es das gewinnbringendste Geschäft, Volk zu sein. Sagt aber Euren Freunden auch, daß ich hier im Geschäft alle Morgen von zwölf bis zwei Uhr anwesend sein werde. Wer dann kommt, dem will ich gern Rede stehn über jede Geschäftsfrage, die er nur irgend an mich zu richten haben wird. —

Als Mirabeau seine Schwester eben zu dem Magazin hinausführen wollte, erblickte er draußen auf der Straße verschiedene Personen, die im Vorübergehen vor dem Laden stillstanden und bereits die an der Tafel ausgestellte Inschrift mit der größten Verwunderung zu lesen schienen.

Wir wollen uns noch einen Augenblick an diesen Gesichtern belustigen, sagte Mirabeau leise, indem er mit Frau von Saillant wieder in den Laden zurücktrat. Das sind ja schon meine ehemaligen Kollegen aus der Adelsversammlung. Die Sitzung ist aus, und einige schlendern hier vorbei, wo ihnen meine Inschrift wie Gift in alle ihre Eingeweide fährt. Sie versuchen zu lachen und zu spötteln, aber eigentlich schüttelt sie doch das Fieber dabei. Die edlen und hohen Herren haben nun gewiß ihren Protest gegen das großsinnige Wahlreglement des Königs beschlossen, und kommen, stolz auf die alten Privilegien des provençalischen Adels, heruntergeschritten. Und sieh, da kommt auch mein würdiger Schwiegervater, der Marquis von Marignane, heran. Eben als er in seine stolze, mit dem prächtigen Wappen-

schild gezierte Carosse steigen wollte, hat er den Auflauf vor dem kleinen Tuchladen gesehn, und hat nun auch die Herablassung, von einer Tagesneuigkeit in Aix Notiz zu nehmen. Ihm folgt sogar der pomphafte Erzbischof von Aix, Herr von Boisgelin, und setzt mit seinem unverwüstlichen Wohlbehagen seine Brille auf, um die Tafel zu lesen. —

In diesem Augenblick bemerkte Mirabeau auch seinen Wagen, der um die gewöhnliche Zeit, wo der Schluß der Sitzungen stattfinden sollte, ihn abzuholen kam. Mirabeau winkte seinen Bedienten herbei, und bedeutete ihn, den Wagen vor dem Tuchmagazin vorfahren zu lassen. —

Jetzt ist es Zeit, daß wir einsteigen, sagte Mirabeau, indem er seine Schwester zum Wagen geleitete, und sie mitten durch die Gruppe der vor der Thür umherstehenden Personen führte. Frau von Saillant war tief erröthet, da die Begegnung mit mehreren Bekannten ihres Kreises, an denen sie bei dieser Gelegenheit vorüberschreiten mußte, sie in die größte Verlegenheit zu setzen schien.

Auch der Marquis von Marignane stand noch in einer lebhaften Unterhaltung mit dem Erzbischof von Boisgelin an derselben Stelle, und konnten vor Verwunderung, nicht blos den Grafen Mirabeau, sondern auch dessen Schwester plötzlich vor sich zu erblicken, kaum zur Darbringung eines Grußes für die letztere gelangen. Indeß siegte jetzt die chevalereske Höflichkeit über sein Erstaunen, während Mirabeau, ohne seinen Hut zu lüften und irgend Einem der Umherstehenden die geringste Beachtung zu schenken, mit einer seiner souverainsten Mienen an ihnen vorüberging. *)

---

*) Der vielbestrittene Tuchladen Mirabeau's in Aix wird jeden-

II.

Brot und Fleisch.

Mirabeau befand sich an der Table d'hôte des Hôtels, in welchem er in Aix wohnte, und an der in dieser Zeit die Zahl der Besucher, die durch die Anwesenheit Mirabeau's herbeigezogen wurden, sich auf eine so außerordentliche Weise vermehrt hatte, daß zu dem gewöhnlichen Speisesaal noch mehrere andere Zimmer hatten geöffnet werden müssen. Vor den Thüren des Hôtels aber stand gewöhnlich um diese Zeit eine bewegte Volksmenge versammelt, die nur auf den Augenblick wartete, wo Graf Mirabeau herauszutreten pflegte und sich mit einigen Zurufen und Erkundigungen, die er nie an sie zu richten unterließ, nicht selten auch mit einer förmlichen Anrede, ihnen zuwandte.

Graf Mirabeau war in Aix, wie auch in den benachbarten Städten der Provence, namentlich in Marseille, wo er hin und wieder einen Tag zuzubringen pflegte, bereits der gefeierte Liebling des Volks geworden. Sein Einfluß und seine Beliebtheit waren in den mittleren und untern Volkskreisen in dem Maaße gestiegen, als er mit den höheren Klassen

---

falls seinen Theil historischer Wahrheit soweit behaupten können, als ihm in dieser Darstellung eingeräumt worden ist. Chateaubriand (Mémoires d'outre tombe II. 33.) die Mémoires de Condorcet (II. 318.) und die Anecdotes du règne de Louis XVI. (VI. 267.) geben selbst die genauesten Einzelnheiten über dies Tuchgeschäft Mirabeau's an, wonach er täglich für mehr als 300 Louisd'or Tuch ausgeschnitten und am ersten Tage sogar für 15000 Frcs. Waare abgesetzt habe. Dies mag allerdings ebenso sehr ins Reich der Fabeln gehören, als die Bezweiflung und Lächerlichmachung des Factums selbst, worauf Montigny und Andere sich förmlich versessen haben, durchaus ohne haltbare Gründe versucht worden ist.

und seinen nächsten Standesgenossen in ein mehr und mehr offenes Zerwürfniß getreten war, und sich zum Gegenstand ihrer immer gehässiger werdenden Verfolgungen gemacht hatte. Sein Rath und sein Zuspruch wurden bei allen Gelegenheiten vom Volke eingeholt, man klagte ihm Noth und Verlegenheit aller Art, und Mirabeau wohnte jetzt nicht nur allen Bürgerversammlungen bei, in denen über die bevorstehenden Wahlen berathschlagt wurde, sondern er ging auch in die Häuser der armen Leute, mit denen er auf eine sich ebenso gleichstellende als hülfreiche Weise zu verkehren wußte.

Heut hatten sich an der Table d'hôte verschiedene Gerüchte aus Marseille verbreitet, die von einem dort ausgebrochenen Volksaufstand, veranlaßt durch die steigende Theuerung in den nothwendigsten Nahrungsmitteln, erzählten. Einige Personen hatten auch auf eine bedenkliche Gährung hingedeutet, die in einem gewissen Stadttheil von Aix, der vorzugsweise von der ärmsten und leidendsten Volksklasse bewohnt wurde, seit Kurzem bemerkbar geworden sei und vielleicht mit den in Marseille entstandenen Unruhen in einem Zusammenhang stehe.

Als Mirabeau das vernahm, begab er sich vor die Thür hinaus, wo er in der umherstehenden Volksmenge einige Leute aus jenem Quartier, die ihm persönlich sehr wohl bekannt waren, bemerkt hatte. Er wurde draußen mit einem jubelnden Zuruf und mit unzähligen: Es lebe Graf Mirabeau! empfangen, und wollte sich eben mit einigen Arbeitern, die ihm längst verdächtig erschienen waren, in ein näheres Gespräch einlassen, als der helle Ton einer Extrapost, welcher die Straße herunter erklang, ihn auf eine eigenthümlich gemahnende Weise aufmerksam machte.

Der Wagen kam mit großer Eile herangefahren

und machte sich durch die vor dem Hôtel angesammelte Menge Bahn, indem er dann vor der Thür des Gasthauses und in der unmittelbaren Nähe Mirabeau's stillhielt. Mirabeau hörte jetzt seinen Namen mit einer leisen aber wohlbekannten Stimme rufen, und war äußerst überrascht, als er jetzt im Innern der Extrapost Frau von Nehra erblickte, welche ihm ihre Arme entgegenstreckte, um von ihm bewillkommt und aus dem Wagen gehoben zu werden.

Mirabeau begrüßte sie herzlich, obwohl mit dem etwas beklommenen Gefühl, daß ihrer unerwarteten und in keiner Art verabredeten Ankunft in Aix irgend etwas Unwillkommenes oder Schlimmes zum Grunde liegen könne. Dann geleitete er sie an seinem Arm eiligst in das Hôtel, um sie in seine Zimmer hinaufzuführen, während die Freunde und Verehrer Mirabeau's auf der Straße mit höchst verwunderten Gesichtern zurückblieben.

Diese schöne Dame wird seine Frau sein, die ihm aus Paris nachgelaufen kommt, sagte ein Arbeiter mit einem pfiffigen Ausdruck. Und dazu werden wir ihm heut Abend ein Ständchen bringen, nicht wahr, Meister Le Tellier?

Wenn Ihr Eure Seide so schlecht wickelt, als diese Ahnung, die Euch beschleichen will, schlecht und schief gewickelt ist, so wird man Euch bald aus der Fabrik weisen, erwiederte Herr Le Tellier, der seit einiger Zeit überall bemerkt wurde, wo nur irgend eine Ansammlung der untern Volksklassen auf den Straßen von Aix oder in gewissen Häusern und Localen stattfand. Graf Mirabeau, fügte er mit gewichtiger Sicherheit hinzu, hat gar keine Frau, außer einer geschiedenen, die hier auf Schloß Marignane wohnt, und der wir nächstens, mit allen unsern Freunden, einen recht schönen Besuch abstatten wollen.

Wie meint Ihr das, Meister Le Tellier? fragten Mehrere, die ihn mit lauernden und geheimnißvollen Mienen umringten. Ja, ja, Ihr habt Recht, bald wird die Zeit kommen, wo wir gegen die stolzen Schlösser der Umgegend losgehn, denn da kann man sich doch noch besser ankleiden, als in Eurem Tuchladen, aus dem sich jetzt Mancher von uns für Rechnung des Grafen Mirabeau ein Paar neue Hosen geholt hat.

Wenn ich Euch zu einer Wallfahrt nach Schloß Marignane auffordern werde, Freunde, rief Le Tellier lächelnd, so wird es sich für's Erste noch um keinen Sturm auf das alte Schloß handeln, sondern wir wollen blos in Masse hinziehn, und uns die schöne und stolze Gräfin von Mirabeau auf den Altan des Schlosses herausrufen. Erscheint sie dann, wie nicht anders zu erwarten steht, in Todesängsten vor uns, so wollen wir Schmach und Schande über sie rufen, daß sie sich gegen einen Mann, wie den Grafen Mirabeau, der ein Wohlthäter des Volkes und ein Erretter Frankreichs ist, so abscheulich vergehen konnte. Wir werden sie vor uns niederknieen lassen, und sie soll uns mit einem heiligen Eid geloben, daß sie ihn fußfällig um Verzeihung bitten, und ihm alle ihre Güter, die sie jetzt besitzt, und die sie ihm durch die Scheidung entzogen hat, freiwillig herausgeben soll. Zu dieser festlichen Ceremonie sollt Ihr auch ganz neue Jacken aus dem Tuchladen von Mirabeau und Le Tellier haben.

Eine brüllende Freude wurde bei diesen Worten unter dem Trupp laut, der dann, mit seinem Anführer Le Tellier an der Spitze, sich in eine Nebengasse verlor.

Inzwischen hatte Mirabeau, nachdem die ersten zärtlichen Begrüßungen mit Frau von Nehra beendet

waren, den Zweck der Reise, welche sie so plötzlich und ganz allein zu ihm unternommen, zu erforschen gesucht.

Es sind in Paris neue Intriguen gegen Dich im Werke, erzählte Henriette in athemloser Hast. Man fürchtet die Rolle, die Du hier in der Provence zu spielen angefangen, und über welche die übertriebensten Berichte beim Ministerium sowohl wie am Hofe vorliegen sollen. Ich hörte von den unterrichtetsten Leuten, daß das Gouvernement Alles daran setzen will, Deine Wahl zum Deputirten für die Nationalversammlung zu verhindern. Chamfort, der Alles erfährt, hat richtig herausgebracht, daß man Deine Geheime Geschichte des Berliner Hofes zu einer peinlichen Anklage gegen Deine Person benutzen will oder bereits benutzt hat, um Dir dann als einem Verurtheilten und Bestraften die Fähigkeit zu benehmen, Dich hier in der Provence wählen zu lassen. Da glaubte ich zu Dir hereilen zu müssen, mein Freund, um Dir diese drohende Gefahr anzuzeigen. Willst Du mich nicht haben, so kehre ich heute gleich wieder nach Paris zurück, denn ich bin jetzt ungemein rüstig und meine Brust geht wieder ganz gesund. Du sollst mir aber nur sagen, welche Wege ich in dieser Sache einschlagen soll, denn geschehen muß etwas, und zwar sogleich, aber ich wagte ohne Deine Zustimmung nichts zu unternehmen.

Mirabeau ging mit stürmischen Schritten im Zimmer auf und nieder. Auf seiner Stirn lagerte ein gewaltiger Zorn, der wie eine flammende Wetterwolke sein Haupt umschwebte.

Also zu einer Untersuchung wollen mich diese Schufte jetzt ziehen lassen, rief er mit seinem heftigsten Ton, und zwar wegen eines Buches, das gar kein Buch von mir ist, und welches das Ministerium durch

seine Agenten hat zusammen stoppeln, und aus den Depeschen, welche ich damals aus Berlin an Vergennes und Calonne geschrieben, hat zum Druck herrichten lassen, ohne daß ich gefragt und benachrichtigt worden wäre? Und noch mehr, diese spitzbübischen Intriguanten haben mir meine Depeschen verfälscht, indem sie Stellen gegen den jetzigen König von Preußen hineingesetzt haben, die gar nicht von meiner Hand herrühren, und die im höchsten Grade beleidigend für diesen Monarchen sind. Ich ließ dies damals hingehen, weil mir die Sache ziemlich gleichgültig war, und weil diese Berichte über den preußischen Hof für mich wie ein Paar abgelegte Beinkleider waren, die man sich nicht mehr vor Gesicht kommen läßt. Ich hätte gleich wittern können, daß es auf mich abgesehen war, und daß man mir damit eine Falle bauen wollte, in der man sich bei Gelegenheit einmal den Mirabeau einfangen zu können dachte. Und wie ist man denn in der Sache eigentlich zu Werke gegangen? Was hast Du gehört?

Die Staatsanwaltschaft hat das Buch dem Parlament von Paris förmlich denuncirt, sagte Henriette, indem ihre schönen ehrlichen Augen von dem glühendsten Eifer für den Freund funkelten. Die Anklage lautet auf eine Verletzung des Völkerrechts und auf eine, wie es ausgedrückt sein soll, den französischen Adel entehrende Beleidigung der erhabensten Personen eines befreundeten Hofes.

Das sind sehr gut ausgedachte Redensarten, rief Mirabeau, mit dem Fuße stampfend, und solche Fußangeln glaubt man mir, den man damals mit einer Besoldung des Königs nach Berlin geschickt hat, legen zu können! Wenn man aber etwa behaupten wollte, daß der König Friedrich Wilhelm oder der Prinz Heinrich von Preußen eine Beschwerde gegen mich am

französischen Hofe eingereicht hätten, so ist dies geradezu eine Lüge! Unser alter Freund Noldé, der noch immer in Berlin verweilt und aus den besten Quellen schöpft, schrieb mir erst neulich, daß man sich dort am Hofe mit ziemlicher Gelassenheit in Alles gefunden habe, was die Geheime Geschichte des Berliner Hofes Verletzendes über jene Herren gebracht. Es ist also eine rein französische Hof-Intrigue, die gegen mich losgelassen werden soll, und die ohne Zweifel von diesem provençalischen Adel hier angeschürt worden.

Das mag sein, erwiederte Henriette, aber ich muß Dir zugleich sagen, mein geliebter Freund, daß es die Königin Marie Antoinette ist, die sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders als Deine Gegnerin erwiesen haben soll. Sie hat, wie mir der Herzog von Lauzun erzählte, jetzt mit allen Deinen Feinden in Paris gemeinschaftliche Sache gemacht, um Deine Wahl zum Abgeordneten zu verhindern. Man nennt Dich am Hofe von Versailles jetzt immer nur den „plebejischen Grafen," und das ist doch ganz abscheulich, Mirabeau! Es muß dagegen etwas gethan werden, und wir Alle, die wir in Paris zu Dir gehören, verlangen von Dir nur ein einziges Wort, um zu wissen, wie Du die Sache ansiehst, und danach zu handeln.

Meine Herren Ritter aus der Provence haben also hinter die Königin zu kommen gewußt, sagte Mirabeau. Denn den Ehrentitel des plebejischen Grafen habe ich mir wohl hier erst in der Provence ganz vollständig verdient. Dieser Titel ist gut, denn er zeigt die Wege an, die mir das Schicksal in der nächsten Zeit zu wandeln befiehlt. Mein Umgang mit dem Pöbel von Aix und Marseille hat also seinen scharfen Geruch schon bis in die Gemächer der Königin verbreitet, und alle ihre Parfüms sind dadurch der armen Marie Antoinette sicherlich überläubt wor-

den. Mein Gott, der Umgang mit dem Pöbel ist doch nicht schlimmer, als der mit den Hofleuten. Die Herren aus dem Pöbel sind doch einmal die Gladiatoren der Freiheit, und wenn sie nackt und schmutzig sind, wird die Freiheit sie einst kleiden und putzen. Und was habe ich denn der Königin Marie Antoinette sonst gethan? Ich habe sie im Stillen bewundert und bemitleidet, das ist mein einziges Verhältniß zu der schönen Frau gewesen. Und nun liegt ihr daran, meine Wahl zu verhindern, während ich ihr vielleicht als Mitglied der National-Versammlung einst die größten Dienste leisten könnte!

Es wird das Beste sein, daß Du sogleich mit mir nach Paris kommst, nahm Henriette wieder das Wort, indem sie mit einer dringlich bittenden Gebärde seine Hand an ihr Herz zog. Glaube mir, Du wirst durch Dein persönliches Erscheinen dort Alles am besten lösen und zu unsern Gunsten wenden können. Denn wo man Dich sieht, kann man Dir nicht widerstehen, und Du kannst Alle, die Du so recht mit Deinen besten Augen anblickst, nach Gefallen Dir zugethan und willfährig machen.

Nein, Yet-Lie, in der Politik giebt es keine besten Augen, sondern da herrscht immer und immer nur der böse Blick, erwiederte Mirabeau lächelnd. Ich werde mit Dir nach Paris gehen, aber nicht um den Leuten dort gute Worte zu geben, denn dafür ist die Zeit jetzt vorüber, sondern ich werde ihnen ihre Fäden, die sie gegen mich spinnen, zerreißen, und ihnen die Fetzen dieser ganzen Intrigue ins Gesicht schleudern. Ich werde ihnen drohen, öffentlich gegen sie aufzutreten und das Ministerium gewissermaßen als Mitverfasser des Buches über den preußischen Hof beim ganzen europäischen Publikum zu denunciren, wenn sie nicht meine Person bei ihren leichtsinnigen

Anklagen aus dem Spiele lassen wollen. Mit dem Buche selbst mögen sie machen, was sie wollen, das ist mir gleichgültig.

So laß uns noch in diesem Augenblick die Abreise nach Paris bestimmen, denn es ist gewiß keine Zeit mehr zu verlieren, entgegnete Henriette, indem sie ihren Reisehut, den sie beim Eintritt in das Zimmer abgelegt hatte, rasch ergriff, um ihn wieder über ihre blonden Locken zu stülpen.

Mit solcher außerordentlichen Geschwindigkeit wird es sich nun freilich wohl nicht vollbringen lassen, erwiederte er, indem er sie mit Freude über ihren liebenswürdigen Eifer betrachtete. Die schöne Gräfin Yet-Lie wird gewiß recht müde sein, und wird sich erst hier eine Nacht bei mir ausruhen müssen. Auch muß ich erst noch von meinen guten Freunden hier in Aix Abschied nehmen und ihnen den bestimmten Tag meiner Rückkehr versprechen, damit sie nicht etwa kopfscheu wegen meiner plötzlichen Abreise werden und unsere Wahlmanoeuvres hier inzwischen ihren sichern Fortgang nehmen.

Ich bin zwar herzlich müde, versetzte Henriette, indem sie ihre Sachen abzulegen begann, aber ich wünschte doch, daß Du Dich auf der Stelle entschließen könntest, wieder mit mir abzureisen. Ich muß Dir gestehen, ich mag gar nicht gern, daß Du hier in Aix bist, und ich bin die ganze Zeit über recht traurig in Paris gewesen. Wolltest Du mir einen rechten Gefallen thun, so kehrst Du nicht wieder hierher zurück. Du kannst Dich ja in Paris auch zum Abgeordneten wählen lassen, denn wenn Du mit dem Adel nichts mehr zu thun haben willst, so kannst Du auf das Volk auch in Paris rechnen, eben so gut wie in Aix.

Und was mißfällt Dir denn an Aix, meine Yet-Lie? fragte er sie, ihr forschend ins Gesicht blickend.

Die Stadt mag ganz gut sein, aber die Gräfin von Mirabeau wohnt hier! erwiederte Henriette mit dem leisesten Ton, indem plötzlich ein dunkles Roth auf ihren Wangen aufstieg. Und in der Nacht, als Du von Paris abgereist warst, träumte mir, daß ich Dich in einem großen Gedränge verloren hätte. Und als ich armes verirrtes Kind Dich wieder erblickte, sah ich Dich auf einem goldenen Thron, an der Seite einer schönen, vornehmen, stolzen Dame, die Dein Haupt in ihrem Schooße barg. Und ich konnte nicht mehr zu Dir hingelangen, denn so oft ich mich nähern wollte, schreckten die gewaltig herrschenden Blicke dieser Dame mich wieder von Dir zurück.

Bei diesen Worten hielt Henriette schluchzend inne. Ein heftiger Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen hervor.

Auch bei Dir spukt das Märchen von meiner Frau? rief Mirabeau fast unwillig. Es giebt also doch wahrhaftig Dinge, die in der Luft schweben, und den leeren Raum über unserem Haupte bevölkern, die plötzlich da sind und von uns bemerkt und erhört sein wollen, ohne daß wir wissen, wie und warum! Ich kam nach Aix, ohne an etwas Anderes zu denken, als an die Wahlen, und seitdem ich hier bin, summt man mir beständig das Lied von meiner geschiedenen Frau in die Ohren. Meine Schwester singt davon, einige alte Freunde hier singen davon, und nun kommst auch Du noch aus Paris und singst davon. Es ist aber Alles nur eitel Gesang, was ihr da singt und summt. Ich will Dir etwas sagen, Yet-Lie. Die schöne stolze Dame, in deren Schooß Du mein Haupt gesehen, war die Freiheit, denn sie wird nun bald ihren goldenen Thron besteigen, und wird mich mit sich erhöhen, wie Alle, deren Dasein bisher herabgedrückt und entwürdigt gewesen. Nie aber werde ich

darüber meine Gefährtin, meinen theuren Liebeskameraden Yet-Lie, vergessen. Wir bleiben vereinigt, und die neue Zeit, welche kommt, wird uns nur fester binden. Verstoße Du mich nur nicht von Deinen schönen Augen, denn ihren Segen werde ich brauchen auch in den Zeiten der Unruhe und des Streits, die jetzt herannahen.

Henriette küßte ihm mit einem dankbar lächelnden Blick die Hand. In diesem Augenblick trat der Kammerdiener Mirabeau's ein, und übergab einen Brief, der so eben durch einen Expressen, welcher von dem Grafen von Caraman gekommen, abgegeben worden sei.

Mirabeau erbrach dies Schreiben in hastiger Erwartung, und, nachdem er es durchgelesen, begab er sich zu Frau von Nehra, die in ängstlicher Spannung am Fenster gestanden, und den in dem Brief etwa enthaltenen Nachrichten entgegengesehen hatte.

Ich werde in den nächsten Tagen noch nicht mit Dir nach Paris reisen können, Henriette, sagte Mirabeau eilig. Dies Schreiben ist von dem Commandanten der Provinz, dem Grafen von Caraman, an mich gekommen, der sich in diesem Augenblick in Marseille befindet. Die dort ausgebrochenen Volksunruhen sind von der bedeutendsten Art geworden. Das Volk hat sich in großen Schaaren bewaffnet, um für Brot und Fleisch eine Herabsetzung des Preises zu erlangen. Förmliche Gewaltthätigkeiten sind bis jetzt nur gegen einzelne Bäcker- und Schlächterläden vorgekommen, doch hat man den Wagen des Herrn von Caraman auf der Straße verfolgt, und den würdigen Mann mit Drohungen aller Art belästigt. Caraman hat mehrmals mit der ihm eigenen Festigkeit beschwichtigende Anreden an die Volkshaufen gehalten, aber es gelang ihm nicht, die Stimmung zu bessern. Der Maire hat sich flüchten müssen, und man sieht mit

großer Besorgniß dem Schlimmsten entgegen. Am meisten Beunruhigung und Gefahr ist aber dadurch in die Stadt geworfen worden, daß einige Magistratspersonen, um sich vor dem Andrange der wüthenden Massen im Stadthause zu retten, eine Herabsetzung des Brotes auf zwei Sous das Pfund und des Fleisches auf sechs Sous versprachen. Dies Versprechen mußte eingehalten werden, und wurde sogleich durch die Trompeten der Stadt als eine in der That sehr gefährliche Friedensnachricht in die aufgeregte Bevölkerung hinausgeschmettert. Da aber das Brot, welches das Volk jetzt für zwei Sous haben will, drei und einen halben Sous werth ist, und das Fleisch auch für einen Sous unter seinem eigentlichen Werth verkauft werden muß, so wird es bald an den nothwendigsten Nahrungsmitteln in Marseille gebrechen, oder die Stadt muß aus ihren Mitteln den Ausfall an die Verkäufer decken, was ihr bei den ungeheuren Summen, die dabei herauskommen, nur auf sehr kurze Zeit möglich sein kann. Der Graf von Caraman fordert mich nun auf das Dringendste auf, daß ich auf der Stelle nach Marseille kommen möchte, um nicht nur meinen Rath zu geben, auf den er einigen Werth legen will, sondern auch um meinen guten Einfluß bei dem Volke von Marseille geltend zu machen. Es ist wahr, das Volk vertraut mir dort, und hat mir, so oft ich in Marseille erschienen bin, die größten Zeichen seiner Anhänglichkeit gegeben. Ich werde also, noch ehe ich mit Dir nach Paris reise, nach Marseille gehen, und Du wirst mich hier so lange erwarten, Henriette.

Henriette wagte einige Vorstellungen dagegen zu machen, indem sie ihm die Dringlichkeit seines Erscheinens in Paris, wo so Viel für seine Person auf dem Spiele stehe, ans Herz legte. Aber Mirabeau

sagte. es sei dringender, sich dahin zu begeben, wo das Volk leide, und durch eine falsche Behandlung seiner Bedürfnisse noch stärkeren Leiden ausgesetzt werden könne. Wenn ich die Ordnung in Marseille wieder hergestellt habe, fügte er hinzu, und das wird mir gelingen, dann will ich vor das Ministerium in Paris hintreten, und es fragen, mit welchem Recht und in welchem Interesse es eine volksthümliche Wirksamkeit, wie die meinige, zu hemmen und zu verfolgen meint? Ich will ihm zeigen, daß ich ein Volkstribun geworden bin, daß sich aber Staat und Gesellschaft dabei wohlbefinden werden. Du aber, liebe Henriette, sollst unterdessen hier die Bekanntschaft meiner Schwester, der Marquise von Saillant, machen, und ich werde Dir einige Worte für sie zurücklassen. Sie hat es längst gewünscht, Frau von Nehra zu sehen, und Ihr werdet Euch Beide gewiß auf das Innigste miteinander befreunden, ich weiß es. —

Mirabeau beeilte sich dann, seinen Dienern sogleich die nöthigen Aufträge zu den Reisevorbereitungen zu geben, die auf der Stelle ausgeführt werden mußten. Schon in einer halben Stunde war Mirabeau reisefertig, und legte die geringe Entfernung von Aix nach Marseille so rasch zurück, daß er noch vor Anbruch der Nacht den Gestaden des mittelländischen Meeres sich näherte und in die Straßen der noch keineswegs beruhigten und dem Frieden wiedergegebenen Stadt einfuhr.

Schon beim ersten Anblick der nächtlichen Straßen, durch welche er sich langsam hinfahren ließ, bemerkte Mirabeau, daß die Lage der Dinge noch keineswegs befriedigend sei. Zahlreiche Bürger-Patrouillen bewegten sich durch die Stadt auf und nieder, und schienen mit der größten Strenge die Ordnung der Straßen aufrecht erhalten zu wollen, was ihnen von

Zeit zu Zeit durch einzelne Volkshaufen, die lärmend und ſingend einhergezogen kamen, ſtreitig gemacht wurde. Aus der Haltung dieſer letzteren entnahm Mirabeau, daß ſie noch in dieſer Nacht etwas im Schilde führten und ein jedenfalls gewaltthätiges Unternehmen in der Stadt beabſichtigten. Die Bürger-Patrouillen, die unbewaffnet erſchienen, verſuchten bei einer Begegnung mit dieſen Leuten, wie es ſchien, nur die Mittel ernſter und eifriger Ueberredung, der aber von den zuſammengerotteten Schaaren nur ſcheinbar nachgegeben wurde, indem ſie aus der einen Straße ſich zurückzogen, um bald in noch ſtärkerer Anſammlung auf anderen Straßen und Plätzen wiederzuerſcheinen.

Mirabeau, der einen ſcharfen Sinn für Bewegungen dieſer Art hatte, erkannte bald, daß die Volkshaufen nach einem beſtimmten Plan zu Werke zu gehen ſchienen. Mit ſeinem feinen Ohr für die Volksſtimmen, erlauſchte er, daß im Publikum die Beſorgniß verbreitet war, es möchten die eingetretenen Ermäßigungen für Brot und Fleiſch wieder zurückgezogen werden, da die wohlhabenden Bürger ſich geweigert, ſo ſtarke Zuſchüſſe zu der Stadtkaſſe zu zahlen, als der Mehraufwand zur Deckung des Preisunterſchiedes erfordert hatte. Die Aufregung drückte ſich aber bereits in ſehr heftiger und tumultuariſcher Weiſe gegen einzelne hervorragende Perſonen aus, unter denen Mirabeau den Namen des Herrn de la Tour, des Intendanten der Provinz und den eines gewiſſen Rebuffet, der ſich als Pächter der Stadtzölle einen beſonders verhaßten Namen gemacht haben mochte, häufig nennen hörte.

Nachdem Mirabeau zuerſt in einem Gaſthofe abgeſtiegen war, und ſich kaum einige Minuten zu ſeiner Erholung gegönnt hatte, ließ er ſich ein Pferd beſorgen, auf dem er noch, ungeachtet der ſchon vorgerück-

ten Nachtſtunde, einen Ritt durch die Stadt und durch gewiſſe ihm ſehr wohlbekannte, beſonders von Matroſen und Arbeitern bewohnte Theile derſelben unternehmen wollte. Bevor er aber in dieſe, jetzt gefährlich wogende Reviere hinabſtieg, wollte er ſich bei dem Militair-Commandanten Grafen von Caraman melden, um denſelben zu überzeugen, wie eifrig ſeiner Aufforderung durch ihn entſprochen worden ſei.

Mirabeau traf den alten würdigen Herrn, mit dem er ſchon in Aix geſellſchaftlich zuſammengeweſen war, ſehr verzagt und in der übelſten Laune. Zwar zeigte er ſich erfreut, daß Mirabeau ſogleich herübergekommen war, aber er verhehlte ſeine Angſt nicht, daß die Ereigniſſe dieſer Nacht, denen er mit der größten Beſorgniß entgegen zu ſehen ſchien, die ſchlimmſte Geſtalt zeigen möchten. Beſonders ſchien er darüber im Zweifel, wie weit die Anwendung der Truppen gegen das Volk ſchon jetzt gerathen ſein dürfte. Die in Marſeille ſtehenden Regimenter waren in ihren Kaſernen eingeſchloſſen, und harrten vorbereitet des Augenblicks, wo ſie in Thätigkeit geſetzt werden ſollten. Herr von Caraman begehrte in dieſen Zweifeln den unumwundenen Rath Mirabeau's, nachdem er ihm mit großer Klarheit und Schärfe die Lage der Dinge auseinandergeſetzt hatte.

Laſſen Sie die Truppen in ihren Kaſernen bleiben, was auch in dieſer Nacht ſich ereignen möge, ich beſchwöre Sie darum! rief Mirabeau lebhaft und mit der dringlichſten Gebärde. Ich werde mich dieſe Nacht nicht zur Ruhe begeben, ſondern auf meinem Pferde in den Straßen bleiben. Es wird mir bald gelingen, meine alten Freunde in Marſeille, die am Hafen wohnen, wieder aufzufinden, und durch ſie werde ich an den eigentlichen Heerd des Aufſtandes gelangen. Durch das Einſchreiten der Truppen würde die Sache

sogleich einen Umfang gewinnen, den ich von vornherein abzuschneiden bemüht sein will. Die Militairgewalt ist das unglücklichste Werkzeug gegen einen Volksaufstand, besonders wenn derselbe erst in seiner Entwickelung begriffen ist. Einen Volksaufstand kann man mit wirklichem Erfolg nur bezwingen, wenn man sich in seine inneren Gründe einläßt, und ihn mit Gerechtigkeit und Offenheit auf seine Prinzipienfrage zurückführt. Ich kenne das Volk von Marseille, es sind die bravsten und prächtigsten Jungen darunter, und mit manchem derselben verbindet mich eine wahre Freundschaft. Ich werde mir diese, die mich im Hafen so oft spazieren gefahren haben, wieder herauslangen, und auf offenem Marktplatze mit ihnen eine Disputation über die Lebensmittelpreise abhalten. Ich werde ihnen beweisen, daß die niedrigen Preise nachtheiliger sind wie die hohen, und daß, wenn sie bei dem Brot zu drei und einem halben Sous sich nicht haben satt essen können, sie bei dem Brot zu zwei Sous Hungers sterben werden. Denn wenn man eine Sache unter ihrem Werthe haben will, hört man zuletzt auf, sie zu haben. Ich werde meinen Freunden sagen, und das müßt Ihr mir schon gestatten, Herr Commandant, daß das Brot erst billig, groß und richtig werden kann durch die Versammlung der neuen Reichsstände in Paris, und daß das Volk seinen Vertretern, die es sich frei und selbstständig wählen wird, überlassen muß, auch die Angelegenheiten seines Magens in Ordnung zu bringen. Glaubt Ihr, daß dies etwas helfen wird, Herr Graf?

Der Commandant zuckte die Achseln, und sagte dann nach einer Pause: Man muß Alles versuchen, und wir haben auf Euch die größten Hoffnungen gesetzt, Herr Graf von Mirabeau. Man wird es in Paris zu würdigen wissen, was Ihr hier im Inter-

esse der Ordnung thut. Ich kann es Euch im Vertrauen sagen, daß man in Paris von mir begehrt, auf alle Eure Schritte in der Provinz ein wachsames Auge zu haben. Ich bin nicht der Mann für solche Aufträge. Hättet Ihr aber meine Bitte abgelehnt, hier als unser Vermittler und Helfer zu erscheinen, wozu Eure Verbindungen mit dem Volke Euch so vorzugsweise befähigen, so würde mir das schon einige Bedenken eingeflößt haben. Jetzt aber danke ich Euch von ganzem Herzen, Herr Graf. —

Mirabeau drängte die Empfindlichkeit zurück, welche ihn bei dieser Aeußerung des Commandanten fast beschleichen wollte. Zwar empfand er es mit einigem Unwillen, daß man ihn eigentlich auf die Probe habe stellen wollen, indem man ihn zur Beschwichtigung und zur Versöhnung der erregten Volksmassen herberufen, aber er hielt es seiner selbst für angemessener, sich in seinen Absichten nicht beirren zu lassen, sondern in seinem Sinne zu handeln.

Er stürzte fort, und versprach, noch im Lauf dieser Nacht Bericht über die eintretenden Vorgänge entweder selbst zu überbringen, oder durch eine vertraute Person einzusenden.

Nachdem er sich wieder in den Sattel seines Pferdes geschwungen, lenkte er die Schritte desselben auf dem kürzesten Wege und im eiligsten Trabe dem Meereshafen zu. Durch das Gewinde kleiner und dunkler Straßen das Meer zu finden, würde ihm auch ohne seine genaue Kenntniß des Ortes jetzt leicht geworden sein, da er nur dem donnernden Getöse, mit welchem das stürmende Meer in dieser Nacht gegen seine Ufer schlug, entgegenzureiten brauchte.

Als er am Hafen anlangte, bemerkte er bei dem dämmernden Licht, welches der Leuchtthurm verbreitete, anfangs nur wenige dunkle Gestalten, die sich hier in

unruhiger Bewegung auf- und niederschlichen, und von den schwarzen Schatten der Schiffe kaum zu unterscheiden waren. Ein unaufhörliches Geflüster von Stimmen schien ihn aber bald hier bald dort zu locken, und er vernahm einzelne Ausrufungen um sich her, die ihm bemerkenswerth genug erschienen, um sein Ohr zu fesseln. Da brach der Mond durch die über dem Meere zusammengehäuften Sturmwolken mit einem siegreichen Licht hervor, und überstrahlte den ganzen Hafenplatz. Mit Verwunderung sah Mirabeau jetzt daß er mit seinem Pferd mitten in einem großen Volkshaufen hielt, der sich wie ein Knäuel von allen Seiten zusammengeschoben hatte, und in dessen innerste Kreise der Reiter allmählig eingedrungen, vielleicht auch nicht ohne einige Absicht von Seiten der still und lauschend umherstehenden Menge eingelassen worden war. Wenigstens schienen ihm das die höhnischen und frech herausfordernden Gesichter zu beweisen, denen er sich jetzt plötzlich ganz nahe gegenüber sah, und die von allen Seiten dicht auf ihn einzudringen schienen.

Es ist doch nichts mit unserm Fang! rief eine grobe, lachende Stimme aus dem Haufen. Der sieht weder wie reitende Polizei, noch wie ein versprengtes Mitglied der ehrsamen Bürger-Patrouille aus. Es könnte eher ein davongelaufener Hofcavalier aus Paris sein, der hierher geritten kommt, um sich in's Meer zu stürzen, weil er es wahrscheinlich nicht überleben kann, daß die ganze Hofwirthschaft nun bald kläglich zu Grunde gehen wird!

Ein brüllender Beifall der Menge folgte diesen Worten. Mirabeau aber glaubte die Stimme, die ihm einen so ungünstigen Empfang hier bereiten wollte, erkannt zu haben. Er blickte sich noch einmal nach

dem Sprecher um, und rief dann mit ſtarker, Alle übertönender Stimme: Laurent! Laurent, komm her zu mir!

Der mit dieſem Namen Angerufene ſtürzte ſogleich mit einem lauten Freudenſchrei herbei, und indem er ſich mit einer blitzſchnellen Bewegung an den Hals des Pferdes hinaufſchwang, um Mirabeau's Geſicht genauer zu erkennen, rief er dann jubelnd: Ja, wahrhaftig, der Ton dieſer Stimme hat mich nicht getäuſcht. Geſellen, das iſt Graf Mirabeau, der hier angekommen iſt! Er iſt ein Freund des Volks, und ſtößt zu uns, um uns beizuſtehn und anzuführen. Hollah, jetzt können wir triumphiren!

Die kleine unanſehnliche Figur des Mannes, der alſo geſprochen, drehte ſich bei dieſen Ausrufungen mit den pfeilgeſchwinden Bewegungen einer Eidechſe unter ſeinen Genoſſen umher, denen er leiſe einige Worte zuflüſterte, die ſich raſch unter ihnen weiter verbreiteten. Sein Geſicht ſchien ganz und gar mit ſchwarzem Ruß gefärbt, wodurch ſich ſeine Beſchäftigung als Auslader auf den Kohlenſchiffen des Hafens charakteriſirte. Doch ſchien das Anſehn, welches er in dieſer Verſammlung genoß, weit über Rang und Stellung Laurent's hinauszugehen, und ſein Wort gab in derſelben ſichtlich den Ausſchlag, wie ſich auch in dieſem Augenblick durch die Bereitwilligkeit zeigte, mit der man ſeiner geheimen Aufforderung nachkam, und ein donnerndes Lebehoch für Mirabeau, das weit in das Meer hinaushallte, ausbrachte.

Mirabeau lüftete ſeinen Hut, und indem er ſich im Sattel ſeines Pferdes höher emporhob, ſagte er mit ſeiner klangvollen, bis in den entfernteſten Winkel vernehmbaren Stimme: Meine Freunde, denn ſo nenne ich Euch von ganzem Herzen, indem ich mich von Euch willkommen geheißen ſehe! So oft ich nach

Marſeille komme, zieht es mich ſogleich hierher, um mit meinen alten Freunden, den Herren Hafen-Arbeitern, ein gutes Wort über die öffentliche Lage der Dinge auszutauſchen. Ihr werdet aber leicht einen weit beſſern Anführer finden können, als mich, wenn es einſt darauf ankommt, gegen Eure Feinde, die auch die meinigen ſind, die offene Volksſchlacht zu ſchlagen. Aber dieſer Augenblick iſt jetzt noch nicht erſchienen, und ich beſuche Euch auch nicht, um Euch anzuführen, ſondern um Euch von jeder Unternehmung, die Ihr noch im Schilde führt, zurückzuhalten. Denn es bekümmert mich tief, zu ſehen, daß Ihr Euch im Unrecht befindet mit Allem, was Ihr ſeit einigen Tagen hier in Marſeille gethan, und was Ihr, wie mir ſcheint, noch ferner zu thun gedenkt. Aber man täuſcht ſich oft über ſein eigenes Intereſſe, doch ich, der ich über Eure Intereſſen ſtets auf das Ernſtlichſte nachgedacht habe, weiß es ganz beſtimmt, daß Ihr Euch durch falſche Anſichten über die Preiſe von Brot und Fleiſch in die Irre habt verlocken laſſen. Und indem Ihr Unrecht habt, wollt Ihr noch dazu Unrecht thun, und bedroht die Sicherheit Euerer Stadt mit Gewaltthätigkeiten, durch die Euch Brot und Fleiſch bald noch theurer kommen werden, als Ihr ſie je bezahlt habt!

Ein dumpfes Grollen, das ſich auf mehreren Seiten dieſer Volksverſammlung zu erheben begann, war die erſte Antwort auf die Anrede Mirabeau's. Dann riefen mehrere Stimmen mit unheimlichen Drohlauten: Wer giebt Euch das Recht, uns zu tadeln und zu ſchelten? Wenn Ihr Euch in unſere Angelegenheit mengen wollt, ſo müßt Ihr auch wiſſen, wie uns zu Muthe iſt. Was weiß ein Graf davon, wieviel Brot und Fleiſch dem armen Manne koſten!

Stille! Stille! gebot Laurent mit der heftigſten

Anſtrengung ſeiner Lunge, indem er auf einen Pfahl geſprungen war, um von dieſem aus mit größerem Nachdruck ſeine Genoſſen anreden zu können. Das iſt keiner von den Grafen, die nicht wiſſen, wie den armen Leuten zu Muthe iſt! Das iſt Graf Mirabeau, der ungeachtet ſeines vornehmen Geſchlechts gern mit dem Volke von einem und demſelben Tiſche ißt, und der Euch genau auseinanderſetzen wird, wie viel Brot und Fleiſch koſten müſſen. Hört ihm aufmerkſam zu, denn er iſt ein Freund aller Hafen-Arbeiter von Marſeille, und er weiß es uns ganz genau zu ſagen, was uns Noth thut.

Mirabeau wollte eben wieder ſeine Stimme erheben, als ſich in dieſem Augenblick von den an den Hafen angränzenden Straßen her ein neues, wildes Getöſe, das einen ſich heranwälzenden Volkshaufen anzukündigen ſchien, vernehmen ließ. Darüber erhob ſich auch in der Menge, in deren Mitte Mirabeau auf ſeinem Pferde ſtand, eine jubelnde Bewegung, und man wandte ſich der neu herandringenden Schaar zu, deren jauchzende und tumultuariſche Ausrufungen zu erkennen gaben, daß von ihr ſoeben irgend ein beſonderes Unternehmen in der Stadt ausgeführt worden ſei.

Mirabeau rief ſeinen Freund Laurent zu ſich heran, um von ihm etwas Näheres zu erfahren. Laurent berichtete, daß dieſer Trupp von hier ausgeſchickt worden ſei, um einige Magazine in der Straße Vive Neuve einzuſchlagen und zu zerſtören, und auch gegen das Haus des Zollpächters Rebuffet Gewaltthätigkeiten auszuüben. Es ſeien die verwegenſten Kerle der Stadt dazu auserſehen geweſen, die jetzt auch mit der Nachricht zurückgekehrt wären, daß Alles wohl gelungen ſei, und daß man dem verhaßten Rebuffet die Fenſter mit Steinen eingeworfen, ihm alle ſeine Meubles zer-

trümmert und ſein ganzes Haus ausgeräumt und verwüſtet habe. Ein Gleiches ſei dem Hauſe des Intendanten de la Tour geſchehen.

Mirabeau ſah mit Verdruß, daß er die Zügel, die er zur Meiſterung des wilden Volkshaufens ſchon in den Händen zu haben geglaubt, wieder verloren habe. Mißmuthig drückte er ſeinem Pferde, das in dem wachſenden Tumult jetzt unruhig zu werden begann, die Sporen in die Weichen, indem er es der Menge, die ſich jetzt mit einer auffallenden Bewegung weiter hinunter zu dem Hafen begab, nachzog, um dieſelbe nicht aus den Augen zu verlieren.

Plötzlich ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß in dem Haufen eine Menge brennender Fackeln emporgetaucht waren, die ihr grelles, ſeltſam drohendes Licht über die ganze Gegend warfen. Raſch ſchien ſich auch die Zahl dieſer Fackeln noch zu vermehren, indem eine nach der andern angezündet und, wie es ſchien, nach einer gewiſſen Verabredung vertheilt wurde. Dann erſcholl ein leiſes Pfeifen und Rufen, und Mirabeau glaubte zu verſtehn, daß man Laurents begehrte, den ſeine Genoſſen bei allen ihren Unternehmungen an der Spitze zu ſehen gewohnt waren, und der noch bei Mirabeau, das Roß deſſelben am Zügel geleitend, zurückgeblieben war.

Laurent ſchien ſich durch einige Wohlthaten, die ihm Mirabeau früher erwieſen, an ſeinen Gönner gefeſſelt zu fühlen, und wollte daher auch nicht aus ſeiner Nähe weichen, obwohl er den ſich nach ihm ſteigernden Ruf der übrigen Geſellen vernahm.

Ihr habt wohl noch etwas ſehr Schlimmes vor, Ihr gefährlichen Kerle? fragte Mirabeau ſeinen Begleiter, der ſtumm und in ſich gekehrt vor ihm herſchritt.

Freilich, entgegnete Laurent, indem er mit ſeinen

ſeltſam blitzenden Augen zu Mirabeau emporblickte, es iſt darauf abgeſehen, den Hafen in Brand zu ſtecken, und dazu kommen jetzt ſchon überall die Fackeln hervor. Das liebe Meer ſoll ſich auch einmal baden, aber in Flammen, und meint Ihr nicht, daß das einen prächtigen Anblick geben wird. Den Leuten in der Stadt, die ſo viel Geld haben, aber nichts zu unſerer Erleichterung geben wollen, ſoll Angſt werden, indem ſie ſehen, daß wir zum Aeußerſten entſchloſſen ſind. Es kann allerdings noch eine tolle Nacht werden, Herr Graf. Mitten im Wirrwarr denken wir auch die Gefängniſſe der Stadt zu öffnen, in denen ſo viel brave Leute aus dem Volke ſchmachten.

Welche Tollheit, Laurent! rief Mirabeau, indem er mit der größten Beſtürzung dieſe Abſichten vernahm. Geh' hin, und ſuche Deine Genoſſen von dieſem Plan abzubringen, der ebenſo unglücklich als verbrecheriſch iſt, und Euch ſelbſt nur Schaden bringen kann. Du warſt doch ſonſt ein vernünftiger Menſch, mit dem ſich ein ordentliches Wort über die ganze Welt reden ließ, und wie häufig haben wir zuſammen philoſophirt, wenn ich Dich mit in das Meer hinausnahm, und Du für den Kahn ſorgteſt, während ich unter Dir in der Welle ſaß und badete. Nun fordere ich von Dir, daß Du all Dein Anſehn bei Jenen aufbieteſt, und ſie zurückbringſt von dem wahnſinnigen Vorſatz, der zugleich ſo viel Leben und Eigenthum unſchuldiger Leute gefährden kann!

Ich vermag nichts, entgegnete Laurent kleinmüthig. Wenn Ihr aber noch einmal zu ihnen ſprechen wollt, ſo vergeßt nicht, daß wir wirklich Nothleidende ſind, und daß man uns wenigſtens einen Troſt für die Zukunft geben muß, wenn wir nicht offenen Krieg anfangen ſollen mit Allen, die uns jetzt drücken und übervortheilen!

Mirabeau gab jetzt seinem Pferde heftiger die Sporen und ritt dann mit einem stürmischen Ansatz mitten in den tobenden Haufen hinein, der seine unheilvollen Anschläge eben genauer verabreden wollte.

Löscht Eure Fackeln wieder aus, meine theuren Freunde! rief er ihnen zu, indem er zugleich von seinem Pferde heruntersprang, und die Zügel desselben in die Hände eines der wildesten Gesellen legte, der sich in der Ueberraschung, die ihm widerfuhr, ganz gutwillig in den ihm damit zuertheilten Auftrag schickte. Dann ging Mirabeau unter ihnen umher, um die Gesichter zu mustern und mit den Einzelnen, die ihm danach aussahen, sich in ein Gespräch einzulassen, oder ihre Zustimmung für seine Ansicht, daß man den heiligen Streit für die Rechte des Volkes nicht so beginnen dürfe, unter herzlichem Schütteln der Hände zu gewinnen.

Und darf ich Euch nun auseinandersetzen, meine theuern Freunde, warum Ihr Euer Brot und Fleisch nicht billiger erhalten könnt? fragte Mirabeau, indem er sich auf einen nahe am Ufer des Meeres liegenden Stein stellte und von diesem aus die ihn mit ihren Fackeln umdrängende Menge überschaute.

Das nächtliche Meer begann in diesem Augenblick mit einer gewaltigen Sturmfluth aufzurauschen. Die Wogen warfen sich mit brausendem und zischendem Ungestüm an das Gestade, und schütteten ihren weißen Schaum auch über den Stein hin, den Mirabeau sich zu seiner Rednertribüne genommen hatte. Die von den Winden gejagten Wolken thürmten sich mit einer gleich einem schwarzen Riesenschleier dahinflatternden Masse über dem Horizont auf. Die Versammlung stand jetzt im tiefsten Schweigen umher und lauschte, was Graf Mirabeau ihr sagen würde.

Was das Brot anbetrifft, meine theuren Freunde,

begann Mirabeau wieder, so giebt es für dasselbe zwei Hauptpunkte, die man zuerst in's Auge fassen muß. Erstens kommt es darauf an, daß es überhaupt Brot giebt, und zweitens, daß es nicht zu theuer ist.

Ein ungeheures Beifallsgemurmel durchlief bei diesen Worten die Menge. Bravo! Bravo! schrie es von allen Seiten. Graf Mirabeau hat Recht! Darauf allein kommt es an!

Mirabeau mußte lächeln über diese Bereitwilligkeit der Gemüther, die ihm schon entgegenzufliegen begannen. Mit einer ernsten und feierlichen Miene aber fuhr er fort: Nicht wahr, meine Freunde? Schon bei dieser Hauptsache, mit der ich anfangen mußte, nämlich, daß das Brot überhaupt vorhanden sein muß, und daß es nicht zu theuer sein darf, habt Ihr mir Recht gegeben. Aber auch darin, hoffe ich, werdet Ihr mir Recht zuertheilen, wenn ich Euch sage, daß das Brot nicht billiger gegessen werden darf, als es kostet. Und hier muß ich Euch mit der Offenheit eines aufrichtigen Freundes sagen: Es kommt nicht blos darauf an, daß das Brot, welches Ihr esset, nicht zu theuer sei, sondern es kommt auch darauf an, daß das Getraide, aus welchem bekanntlich das Brot gemacht wird, billig sei!

Ja, das Getraide muß billig sein! rief es in dem sich immer dichter um den Redner drängenden Haufen. Es lebe Graf Mirabeau! Wie fein und treffend diese Bemerkung ist! Er ist ein wahrer Freund des Volkes, dieser Mirabeau!

Das Getraide ist aber jetzt nicht billig, meine Freunde! begann Mirabeau wieder mit ruhigem Ernst. Ihr seid gerechte und vernünftige Männer; sprechen wir uns ein wenig über diesen Punkt miteinander aus. Das Getraide ist jetzt überall theuer, und wie

ſollte es zugehn, daß es gerade in Marſeille wohlfeil wäre? Denn rings um uns her ſind die Ernten ſchlecht geweſen oder mittelmäßig, Gott hat es ſo gewollt, und in einem andern Jahre wird er uns dafür den Ueberfluß ſchenken. Auch tragen die Kriegsereigniſſe in fernen Gegenden eine Schuld an dem Mangel. Ihr wißt ja, meine würdigen Freunde, das Getraide, welches Ihr verſpeiſt, kommt nicht aus dieſer Eurer Gegend hier. Ein Weniges kommt aus andern Theilen Frankreichs, der größte Theil aber aus Amerika und Afrika. Das Getraide Afrika's kaufen aber jetzt die Türken hinweg, die ſich in einem Kriege befinden, und ebenſo macht es der Krieg Neu-Englands mit Algier, daß jetzt weniger Schiffe aus dieſen Gegenden zu Euch gelangen. Da aber das Korn in andern Ländern noch bei weitem theurer iſt, als bei uns, ſo kommen viele der Kaufleute, die uns ſonſt ihr Getraide gebracht haben würden, gar nicht mehr hierher, und verkaufen es lieber da, wo es am theuerſten iſt. Wie aber wollt Ihr den, der theures Getraide kauft, nöthigen, daß er Euch billiges Brot daraus backe? Er würde ja lieber aufhören, überhaupt Getraide zu kaufen, und wir könnten darüber vor Hunger ſterben. Was meint Ihr dazu, meine Freunde? Habe ich den Gang Euerer eigenen Gedanken jetzt richtig wiedergegeben?

Es erfolgte ein neuer, noch ſtärkerer Ausbruch des Beifalls. Der kleine Laurent hatte ſich auf das Pferd Mirabeau's geſchwungen und rief, auf dem Sattel ſtehend, mit einer kreiſchenden, weithin dringenden Stimme herunter: Das Getraide iſt jetzt theuer, weil es die Türken ſo theuer machen, und wir in Marſeille hier können nicht dafür. Graf Mirabeau lebe nochmals hoch, und abermals hoch, daß er uns dies ſo herrlich auseinandergeſetzt hat!

Kaum aber hatte er dieſe bei ſeinen Genoſſen höchſt einflußreichen Worte geſprochen, als er durch eine unruhige Bewegung, welche das Pferd machte, von dem Sattel heruntergeworfen wurde und mit einem lauten Seufzer des Schreckens einem ſeiner Freunde unten in die Arme fiel. Dieſer Vorfall riß die ganze Verſammlung zu einem nicht enden wollenden Gelächter hin, welches in ſeiner Ausgelaſſenheit ebenfalls darauf hindeutete, daß die aufgeregten und gewaltſamen Entſchlüſſe, gegen welche Mirabeau die ganze Kunſt ſeiner Rede aufwandte, ſchon zurückzutreten anfingen.

Nachdem es wieder ſtiller geworden war, begann Mirabeau von Neuem: Jeder Menſch, der arbeitet, iſt ſeines Lohnes werth. Auch die Bäcker müſſen für ihre Mühe bezahlt werden, denn das Getraide verwandelt ſich nicht von ſelbſt in Brot, es muß gebacken werden. Ihr ſeid Alle Arbeiter, und ich rechne mich zu Euch, denn kann es eine größere Ehre für uns geben, als daß wir arbeiten, Jeder nach ſeinen Kräften? Und wollen wir gerade die Bäcker aus dem heiligen Stand der Arbeiter ausſtoßen, indem wir ſie nöthigen, weniger zu verdienen, als ihnen zukommt? Und irgend Einer wird doch den Verluſt tragen müſſen, der entſteht, wenn Ihr ein Brot, welches drei und einen halben Sous koſtet, für zwei eſſen wollt. Soll aber die Gemeinde den Ausfall decken, ſo frage ich Euch, wer iſt denn die Gemeinde? Die Gemeinde, das iſt nicht etwa ein fabelhafter Drache, der in einer Höhle wohnt und goldene Eier ausbrütet. Die Gemeinde, das ſeid Ihr ja ſelbſt, und wen man von Euch bisher noch nicht in die Gemeinde hineingerechnet hat, der ſoll künftig doch ein berechtigtes Glied derſelben ſein. Dafür bürgt Euch Mirabeau, der in Paris, ſobald die neuen Reichsſtände tagen, das Wort

für Euch, für alle Eure Rechte, für Euer Brot und Fleisch, nehmen wird. Denn mit dem Fleisch ist es gerade so, wie mit dem Brot. Muß ich Euch das auch noch auseinandersetzen, oder wollt Ihr mir jetzt glauben, und wollt Ihr Geduld haben, wie wir es Alle haben müssen, bis die bessere Zeit gekommen ist, und bis der König und die ganze Nation ihre Wiedergeburt zur Freiheit vollbracht haben werden? Dann werden Brot und Fleisch so billig sein, als wenn Ihr sie hier aus dem brausenden Meere Euch mit der Hand herausgeschöpft hättet. Heut aber werft Eure Fackeln und Eure Pechkränze in das Meer hinab, denn Ihr wollt ja noch Geduld haben, wie ich aus Euren braven Mienen ersehe, Ihr wollt wieder die alten Preise zahlen, zu denen die Behörde zurückkehren muß, wenn nicht Alles drunter und drüber gehen soll, und Ihr wollt, mit Einem Wort, redlich in Eurer Armuth und groß und gut in Eurer Bedrängniß sein!

Nach diesem Wort entriß Mirabeau einem der nächststehenden Leute die Fackel und schleuderte dieselbe mit mächtigem Arm weit in das Meer hinaus, so daß sie mitten in den Wogen knisternd und zischend verlöschte. Der Erste, welcher diesem Beispiel folgte, war Laurent, und bald entstand ein Wetteifer, mit dem sich Alle scherzend und jubelnd bemühten, ihre Fackeln so geschickt als möglich zu werfen, und damit eine bestimmte Stelle im Meere, wo ein gemeinsames friedliches Grab für diese erst so drohenden Brände gefunden werden sollte, zu erzielen. Es währte kaum einige Minuten, so war wieder eine vollständige Dunkelheit am Strande eingetreten, und Mirabeau vermochte die Gestalten, mit denen er soeben noch verkehrt hatte, nicht mehr deutlich zu erkennen.

Er tappte sich zu seinem Pferde hin, das längst ungeduldig seines Reiters geharrt zu haben schien.

und die Annäherung desselben scharrend begrüßte. Indem er sich nun eilig auf den Rücken des Thieres hinaufschwang, war es ihm, als sei es schon menschenleer und einsam um ihn her geworden. In dem Augenblick aber, als das Pferd jetzt pfeilgeschwind mit Mirabeau davonjagte, vernahm er plötzlich wieder jubelnde Stimmen, die hinter ihm her seinen Namen riefen und sich mit den Wogen des Meeres rauschend vermischten.

Mirabeau ritt in die Stadt zurück, um zuerst dem würdigen Grafen von Caraman seinen Bericht zu erstatten. Der Commandant schlief aber, und Mirabeau wollte den alten Herrn nicht wecken lassen, da er jetzt selbst für die Ruhe von Marseille bürgen zu können glaubte. Dann spornte er sein Pferd weiter und begab sich auf die Präfectur der Stadt, um die Getraidevorräthe, die noch in Marseille lagerten, ermitteln zu lassen. Mit der größten Mühe brachte er die dazu nöthigen Beamten zusammen, aber das günstige Ergebniß der von ihm angestellten Ermittelungen schien ihn für alle seine Anstrengungen zu belohnen. Es fand sich, daß die Getraide-Vorräthe noch ansehnlich genug waren, um auf drei Monate und länger keinen Ausfall der Lebensmittel befürchten zu dürfen. Mirabeau ritt in sein Hôtel zurück, nicht um sich Ruhe zu gönnen, sondern um einen Aufruf, den er in seinem Namen an das Volk von Marseille richten wollte, niederzuschreiben. Dann bestieg er wieder sein Pferd und ritt, mit dem Blatt in der Hand, in eine Druckerei, um seine Proclamation, die schon mit dem anbrechenden Licht des Tages an allen Straßenecken von Marseille angeschlagen sein sollte, drucken zu lassen. Auch hier mußte er erst das dazu nöthige Personal zusammentreiben, indem er sich nach verschiedenen Straßen zu begeben hatte, um die Setzer und Drucker, die

noch schliefen, auf die Beine zu bringen. Mit der Unermüdlichkeit seines Eifers hielten seine riesenhaften Körperkräfte so sehr gleichen Schritt, daß er, nachdem auch dies Geschäft vollendet, noch einen Spazierritt zum Hafen hinunter unternahm, um den erwachenden Morgen am Meeresstrande zu begrüßen, und in der frischen Luft seine einzige Erholung zu schöpfen. Einige Male im Hafen auf und ab reitend, bemerkte er zugleich, daß die Hafen-Arbeiter, die seit einigen Tagen gefeiert hatten, sich heut wieder in der größten Regelmäßigkeit und Ruhe an ihre Arbeiten begaben. Mehrere unter ihnen erinnerten ihn an die wilden Gesichter der verwichenen Nacht, und er sah an ihren theils lächelnden, theils beschämten Grüßen, daß er sich nicht getäuscht. Andere standen mit dem Ausdruck einer fast abergläubischen Verwunderung still, indem sie es nicht begreifen zu können schienen, daß derselbe Reiter auf schwarzem Rosse, dessen wunderbarem Einfluß sie in der Nacht unterlegen waren, noch immer auf derselben Stelle an ihrem Strande verweile und sie mit seinen Adlerblicken fortgesetzt zu beaufsichtigen scheine. Mirabeau bemerkte lächelnd, daß sie sich bei seinem Anblick nur um so eiliger an ihre Arbeitsstätten begaben, um, wie es schien, ihren guten Willen vor seinen Augen zu beweisen.

Als Mirabeau jetzt an eine der Straßenecken gelangte, welche zunächst am Hafen lagen, sah er, daß sein Aufruf an das Volk von Marseille dort bereits angeschlagen war. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, welche blitzend auf das ziemlich große und umfängliche Druckblatt fielen, hatten auch den vorbeiziehenden Arbeitern die Schrift gezeigt, die vorzugsweise zu ihrer Kunde bestimmt war.*) Als Mi-

*) „Avis de Mirabeau au peuple de Marseille“ bei Montigny V. 411.

rabeau näher herzukam, war schon ein ganzer Trupp von Arbeitern beschäftigt, den Anschlag zu lesen und seine Glossen, die aber meist sehr günstig klangen, darüber laut werden zu lassen.

Seine Anwesenheit war bald bemerkt worden, und einer der Arbeiter trat, ehrerbietig grüßend, an seinen Steigbügel heran, und sagte: Das habt Ihr gut gemacht, Herr Graf, und wir danken Euch Alle dafür! Es steht nun erst recht Alles fest, indem Ihr die goldenen Worte, die Ihr uns in dieser Nacht gesagt, nun auch mit diesen schönen großen Lettern für uns zum Andenken habt drucken lassen.

Mirabeau erkannte seinen Freund Laurent, der ihm mit seiner feinen trompetenden Stimme diese Anerkennung spendete.

Als aber Mirabeau jetzt nach einigen herzlichen Worten, die er an die Arbeiter richtete, weiter reiten wollte, faßte Laurent noch einmal an den Zügel des Pferdes, und bat um ein Wort der Aufklärung für sich und die Uebrigen. Ist es Euer Ernst, sagte er dann, daß Ihr uns in Euerer Rede, die dort an der Mauer klebt, soviel vom König sprecht, und uns noch ganz besonders auffordert, diesen guten Mann nicht zu betrüben, sondern, wie es hier zum Schluß Eures Aufrufes heißt: „seiner Güte und Liebe für uns eingedenk zu sein, und schon bei dem Gedanken an die Freude, welche wir ihm durch unsere Ordnung und Folgsamkeit machten, Thränen des Entzückens zu vergießen.“ Auch in der Nacht erwähntet Ihr gegen uns den König, was Vielen von uns sehr aufgefallen ist.

Wie konnte Euch das auffallen? sagte Mirabeau mit einem ernsten und gewichtigen Ausdruck. Der König steht an der Spitze der Nation, wie das Haupt an der Spitze der Glieder. In dieser stürmischen

Nacht, als ich Euch Alle so vor mir herumwogen sah mit Euern Fackeln, bin ich wieder etwas monarchisch geworden. Das heißt, Ihr dürft nicht mißverstehen, meine Kinder. Ich glaube, wenn König und Volk sich lieben, so müsse das ein sehr gutes und nützliches Verhältniß geben. Zu einer solchen Liebe gehört aber Viel. Wenn das Volk den König in seine Mitte hereinzieht, so kann es an ihm einen Freund haben, auf den es sich oft mehr verlassen darf, als auf sich selbst. Denn haben wir es nicht oft schon als eine Wohlthat erkannt, unsere regellos umherschweifenden Triebe durch den festen Willen eines Freundes gebunden zu sehen, eines Freundes, der eben darum unser Freund ist, weil er ein Theil unsrer selbst ist, und unser Wille immer in dem seinigen aufblüht. Darum sage ich Euch: liebt den König und ruft ihn unaufhörlich an in Euren Nöthen, denn er muß Euch lieben, wie sich selbst, und seine Interessen sind mit den Eurigen unauflöslich verbunden!*)

Nachdem dies schweigend mit angehört worden, setzte Mirabeau unter höflicher Begrüßung der Menge seinen Weg fort. Vereinzelte Ausrufungen: es lebe der König! klangen hinter ihm her. Nachdenklich ritt Mirabeau wieder in die Mitte der Stadt zurück. Er wollte jetzt seinen Besuch bei dem Grafen von Caraman machen, den er nunmehr wachend zu finden hoffte, und stieg vor dem Hause des Commandanten ab.

Der Graf trat ihm mit einem sehr bestürzten und sorglichen Gesicht entgegen, während Mirabeau einen freudigen Dank auf demselben erwartet hatte.

Sie wissen noch nicht, wie gut es in Ihrem Marseille steht? fragte Mirabeau mit einem etwas gereizten Ton.

---

*) Aus der Proclamation Mirabeau's an das Volk von Marseille.

Ich weiß Alles, erwiderte Graf Caraman. Sie haben ausgezeichnet gewirkt, Herr Graf, und wir verdanken Ihnen die Wiederherstellung der Ruhe in unserer Stadt. Auch der Sinn, in dem Sie es thaten, wird gewiß in Paris mit Beifall und Anerkennung bemerkt werden, denn Sie haben bei dieser Gelegenheit zugleich die Liebe des Volkes zu unserm guten König zu stärken gewußt. Man wird Ihnen dies in Paris sehr hoch anrechnen, und ich werde das Meinige dabei nicht unterlassen. Aber es sind neue sehr betrübende Nachrichten eingelaufen, die mich wahrhaft in Schrecken setzen. In Aix ist dieselbe Katastrophe ausgebrochen, und es scheint dort nicht minder schlimm hergehen zu wollen als in Marseille. Gleichzeitig wird aus Toulon gemeldet, daß die Truppen des Königs dort sehr empfindlich vom Volke gemißhandelt worden sind. Ich fürchte, wir gehen unglücklichen Zeiten entgegen.

Nein, Herr Graf, erwiderte Mirabeau lebhaft und zuversichtlich, die Zeiten, welche kommen, sind nicht unglücklich, aber die Zeiten, welche gehen, werfen ihren unglücklichen und lasterhaften Schatten noch auf unsere Häupter! Nach Aix, wo ich lauter gute Freunde unter dem Volke habe, werde ich zur Stunde eilen, obwohl ich seit meiner Abreise von dort noch nicht geruht und seit meiner Ankunft in Marseille buchstäblich noch nicht vom Pferde heruntergekommen bin. Aber ich werde die Ruhe auch in Aix herstellen, und zwar noch heut, Ihr könnt Euch ganz sicher darauf verlassen.

Man will aber gerade Euch eine Schuld an dem Aufstande in Aix beimessen, sagte der Commandant, indem er Mirabeau mit einem halb mißtrauischen Blick von der Seite betrachtete. Mir wird aus Aix angezeigt, daß Euer Verkehr, den Ihr dort mit dem Volke unterhaltet, ein sehr aufregender gewesen, und

daß die Leidenschaften der Masse von Euch angestachelt und nach einem bestimmten Ziel hingelenkt worden seien.

Das haben die Herren Lehngutsbesitzer der Gegend angezeigt, ich glaube es! erwiderte Mirabeau lachend. Diese verblendeten und kurzsichtigen Herren haben mir ja die Rolle des Volkstribunen aufgenöthigt, aber wenn ich diese Rolle gegen sie spiele, so geschieht es erst recht im Interesse der Wahrheit und Ordnung. Adieu, Herr Commandant, ich werde die Ehre haben, Ihnen heut Abend noch, spätestens morgen früh einen zufriedenstellenden Bericht aus Aix einzusenden. —

Nach dieser Verabschiedung eilte Mirabeau in sein Hôtel zurück und ließ sich Postpferde bestellen. Er wollte, um noch rascher einzutreffen, den Weg von Marseille nach Aix im Steigbügel zurücklegen, und flog bald auf einem guten und starken Renner in stürmischer Hast über die Landstraße dahin.

Es war Markttag, und der Verkauf der Lebensmittel in den Hallen sollte eben beginnen, als Mirabeau in Aix anlangte. Bei Betrachtung der Volkshaufen, die in den Straßen umherstanden, erkannte Mirabeau mit seinem Scharfblick sogleich, daß es auf einen Markttumult abgesehen sei, um den hohen Fleisch- und Brotpreisen, die auch in Aix jetzt das höchste Mißvergnügen erregt, den offenen Widerstand des Volkes entgegenzustellen. Auch Truppen begegneten ihm in den Straßen, die an einzelnen Stellen mit einer bestimmten Ordre aufgestellt zu sein schienen.

Mirabeau eilte zuerst zu dem obersten Befehlshaber der in Aix stehenden Truppen, und wirkte bei diesem durch seine nicht ruhende Ueberredungskraft aus, daß sämmtliche Truppen von den öffentlichen Plätzen zurückgezogen wurden. Unter Hinweisung auf das, was so glücklich in Marseille vollbracht worden, gelang es

ihm, daß man die Sicherheit der Stadt und des Marktes ihm anvertraute, und ihn an der Stelle aller Militairgewalt eine Bürgermiliz bilden ließ, die er mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit in den Straßen entstehen zu lassen wußte.

Mirabeau begab sich zu einigen der namhaftesten Bürger, mit denen er vertraut geworden, in die Häuser, nahm mit seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit ihre Hülfe zur Bildung von Bürger-Piquets in Anspruch, und nachdem er diese kleinen Schaaren veranlaßt hatte, sich ihre eigenen Anführer zu ernennen, vertheilte er sie theils an den Thoren, theils im Innern der Stadt, und konnte sich in kurzer Zeit schon als den Herrn von Aix betrachten. Nichtsdestoweniger begannen an einzelnen Theilen der Stadt Unruhen auszubrechen, weil das Volk die freie Zufuhr des Getraides auf den Markt hindern und sich im Voraus der damit herankommenden Wagen bemächtigen wollte.

Mirabeau erschien dort zu Fuß und mischte sich unter die am meisten drohenden Volkshaufen, indem er sich mit jedem Einzelnen in ein Gespräch einließ, und ihnen das Versprechen abnahm, vernünftig und gerecht sein zu wollen. Dann redete er wieder ganze Schaaren an, und ließ sich von ihnen, was einen besonders schmeichelhaften Eindruck auf sie hervorzubringen schien, ihr Ehrenwort geben, daß sie keinen Versuch mehr machen wollten, den Frieden zu stören. Dann lief er von Posten zu Posten, um unaufhörlich seine Aufmunterungen und Anordnungen zu geben, und jeder sich noch darbietenden Schwierigkeit entgegenzuwirken. Auf die Anzeige, daß mehrere Gemeinden der Umgegend den Einwohnern von Aix zur Hülfe herbeizögen, stürzte er auf die Landstraße hinaus, ging ihnen entgegen, und zwang sie blos durch sein Wort, welches er an sie richtete, auf der Stelle wieder umzukehren.

Ebenso sehr als die unwiderstehliche Gewalt, welche Mirabeau, man wußte nicht wie, ausübte, war es der fast rührende Eindruck seiner persönlichen Aufopferung und begeisterten Hingebung, wodurch die Gemüther des Volkes zu ihm hingelenkt und an seine Winke und Worte gefesselt wurden. Man umstand ihn zuletzt auf dem Markt in unabsehbaren Schaaren und hatte alles Andere, den Markt, die Preise von Fleisch und Brot, den gewaltsamen Widerstand, vergessen, nur ihn, den Freund des Volkes, ihren Vater, wie ihn viele Arbeiter heut treuherzig nannten, wollten sie noch sehen und hören. Männer, Frauen und Kinder drängten sich so dicht als möglich an ihn, und benetzten seine Hände und seine Kleider mit ihren Thränen, indem sie allen seinen Schritten folgten und ihn unaufhörlich ihren Gott, ihren Retter nannten, der, wenn er immer bei ihnen wäre, ihnen zu ihrem Recht verhelfen und sie vor Gewalt und Hunger schützen würde.*)

Während sich dies auf den Straßen von Aix zutrug, kamen mehrere Herren vom Adel, mit Waffen versehen, scheltend und lärmend herbei, indem sie sich den von der Bürgerschaft gebildeten Piquets näherten, und das Verlangen aussprachen, daß man ihnen die Offiziersstellen in dieser Bürgergarde einräumen solle, die ihrem Range und ihrer Würde gebührten. Unter diesen befand sich auch der Marquis von Marignane und einige andere Herren, die bei dem Ausschluß Mirabeau's aus der Adels-Versammlung der Provence sich damals besonders thätig bewiesen hatten.

Mirabeau ordnete seinen Freund und Compagnon, den Tuchmacher Le Tellier, an sie ab, und ließ ihnen

---

*) Nach einer Schilderung, welche Mirabeau selbst von dieser Scene entworfen. Montigny V. 305.

agen, daß sie sich wieder dorthin begeben möchten, wo sie die letzten vierundzwanzig Stunden der Unruhe und Gefahr verweilt, nämlich in den Versteck ihrer Häuser und in die Keller, wo sie ihre Schätze in Sicherung gebracht hätten.

Dann, nachdem Mirabeau sein Werk für vollendet halten durfte, begab er sich in sein Hôtel zurück, um seine Freundin Henriette, die er noch nicht wiedergesehen, zu begrüßen. Sie trat ihm mit leuchtenden Augen entgegen, und neigte sich in tiefer Verehrung vor ihm, indem sie unaufhörlich seine Hände küßte.

Das Gerücht hat es mir schon zugetragen, was Du Großes und Schönes vollführt, Mirabeau, sagte sie, und ich wollte mich eben auf die Straße hinunter begeben, um mich unter die Schaaren zu mischen, welche Dir jauchzend danken und Dich bewundern. Aber nun bist Du da, und ich möchte vor Dir niederknieen dürfen!

Nein, mein Schatz, erwiederte er, sie in seinen Armen auffangend, jetzt kommt eine bessere Zeit, wo kein Mensch mehr vor dem andern niederknieen darf, weil alle sich gleich sind durch das Maaß ihrer Liebe und ihrer Freiheit. Auch haben wir keine Zeit mit uns selbst zu verlieren, Yet-Lie, denn jetzt, nachdem ich hier fertig bin, will ich auf der Stelle mit Dir nach Paris reisen. Was ich hier gethan, wird mir vielleicht helfen, meine Angelegenheiten jetzt besser in Ordnung zu bringen.

Wie, rief Henriette, Du willst daran denken, so gleich wieder abzureisen, und hast Dir seit sechsunddreißig Stunden keine Ruhe, vielleicht nicht einmal Nahrung gegönnt?

Es ist wahr, entgegnete Mirabeau, ich habe seitdem fast immer zu Pferde gesessen, und meine Nahrung hat nur in einem zufällig erwischten Glase Rothwein

und einem Weißbrot bestanden. Aber ich fühle mich noch immer kräftig und unternehmungslustig wie ein junger Gott, und sehe nicht ein, wozu man die kostbare Zeit mit Ruhen und Schlafen vergeuden soll, während die Feinde in Paris mir den Weg zur Nationalversammlung abschneiden wollen. Nein, im Gegentheil, Yet-Lie, wir haben jetzt die größte Eile, dorthin zu kommen. Die Extrapost muß in einer halben Stunde vor der Thür stehen.

Daraus wird nichts, entgegnete Henriette mit der festen und fast herrischen Entschiedenheit, mit der sie in gewissen Momenten Mirabeau gegenüber zu treten wußte. Du bleibst hier, mein Freund, und morgen früh zur guten Stunde wird unsere Extrapost vor der Thür halten. Deine Kräfte sind doch erschöpft, Du magst sagen, was Du willst, und wenn Du Dich nicht schonst, wirst Du krank werden, und kannst im Bett liegen, während die National-Versammlung, auf die Du all Dein Dichten und Trachten gerichtet hast, ihre Sitzungen abhält. Mit Einem Wort, ich lasse Dich heut nicht mehr abreisen.

Du gefällst mir in diesem Trotz, wie immer, versetzte Mirabeau, indem er sie mit zärtlichen Blicken betrachtete, und lediglich aus diesem Grunde will ich noch die Nacht hier bleiben. Du wirst aber sehen, daß meine Kräfte keineswegs erschöpft sind. Da Du es jedoch nöthig findest, soll auch noch ein gutes Souper unserer Nachtruhe vorangehen. Brot und Fleisch der übrigen Menschen haben mir allerdings seit sechsunddreißig Stunden genug zu schaffen gemacht, und ich hätte es wohl verdient, nun auch an meine eigene Nahrung zu denken. Willst Du mir Brot und Fleisch geben, Yet-Lie, Du, deren Liebe mir stets stärkender gewesen, als alle Nahrung der Welt?

Henriette erwiederte erröthend: Du bedarfst wahr-

lich der Ruhe, mein Freund. Morgen, nicht allzu früh, werden wir nach Paris aufbrechen. — —

III.

Der Abgeordnete des dritten Standes.

Mirabeau hatte nur einige Wochen in Paris zugebracht. Es war ihm durch einige seiner Freunde gelungen, rasch eine Verständigung mit dem Ministerium zu Stande zu bringen. Das Buch über die geheime Geschichte des berliner Hofes war zwar dem Urtheilsspruch des Pariser Parlaments erlegen, welches sein Erkenntniß dahin ausgesprochen, daß es öffentlich durch Henkershand verbrannt werden solle. Aber die Person des Verfassers war gänzlich aus dem Spiel gelassen worden, und Mirabeau konnte, ohne daß es weiter etwas für ihn zu fürchten gab, Paris wieder verlassen, um in die Provence, wo er jetzt für die National-Versammlung gewählt zu werden hoffte, zurückzukehren.

Henriette hatte den Freund mit Schmerz und Unruhe von sich scheiden sehen, denn ihr war die Verpflichtung auferlegt worden, in Paris bei dem kleinen Coco zu bleiben und dort die Rückkehr Mirabeau's zu erwarten.

Mirabeau beschleunigte seine Reise, die ihn zuerst wieder nach Aix führen sollte, mit einer außerordentlichen Hast, denn der Tag der Wahlen war vor der Thür, und er hielt es für nöthig, vorher noch einmal zu den Wählern des dritten Standes zu sprechen, um alle Intriguen, die während seiner Abwesenheit ein-

gegriffen haben konnten, durch sein letztes Wort abzuschneiden.

Ungefähr fünf Poststationen vor Aix, an einem kleinen Ort, wo Mirabeau die Pferde zu wechseln hatte, sah er sich durch eine plötzlich eintretende Erkrankung seines Kammerdieners Boyer aufgehalten. Mirabeau liebte diesen Kammerdiener zu sehr, um ihn in einem hülflosen Zustande zurückzulassen und er glaubte um so mehr bei dem gefährlich Erkrankten zurückbleiben zu müssen, als der Zustand desselben sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte.

Während Mirabeau sich in dem kleinen entlegenen Posthause alle mögliche Mühe gab, für den Leidenden, der an einer Cholera darniederlag, Hülfe zu schaffen, belauschte er, rathlos und verzweifelt vor der Thür stehend, ein Gespräch, welches zwischen dem Postmeister und seiner Frau innerhalb des Zimmers unvorsichtig laut geführt wurde.

Der Courier ist nach Aix abgegangen, sagte der Postmeister, um das Eintreffen des Grafen Mirabeau bei uns vorauszumelden. Sie haben ihm große Ehren zugedacht, mit denen man ihm entgegenkommen und ihn feierlich einholen will. Nun weiß ich aber wahrlich nicht, was ich thun soll, und habe mir schon lange den Kopf darüber zerbrochen. Man hat nämlich von mir verlangt, daß ich den Grafen unter irgend einem Vorwande hier aufhalten soll, damit man unterwegs Zeit gewinne, Alles zu seinem Empfang in Bereitschaft zu setzen. Wie in aller Welt macht man es, um einen Grafen aufzuhalten?

Du wirst ewig ein ausgemachter Narr bleiben, entgegnete die Frau mit einem für ihren Eheherren so wenig schmeichelhaften Eifer. Siehst Du nicht, daß die Krankheit des Dieners schon hinreichend ist, um den Grafen Mirabeau hier aufzuhalten? Brauchst Du

da Deinen leeren Kopf, dem doch nie etwas einfällt, noch mit absonderlichen Gedanken zu quälen?

Wenn die Krankheit des Dieners den Herrn Grafen aufhält, so bin ich es doch nicht gewesen, der den Herrn Grafen aufgehalten hat, sagte der Postmeister Louis Martin mit einem einfältigen Gesicht. Und mir ist von dem Ober-Postamt in Aix, welches mir vorgesetzt ist, ausdrücklich anbefohlen worden, daß ich den Grafen Mirabeau unter irgend einem Vorwande hier wenigstens fünf bis sechs Stunden lang aufhalten soll. Die Sache ist also dienstlich, denn man muß seinen Vorgesetzten unbedingt gehorchen. Jetzt weiß ich aber nicht, ob ich den armen Grafen, den schon die Krankheit seines Dieners aufhält, nun auch noch dadurch aufhalten soll, daß ich Mangel an Pferden vorschütze. Denn in Aix wollen sie ihn heute noch zum Abgeordneten des dritten Standes wählen, und ich, ich soll dazu ausersehen sein, einen solchen Mann so empfindlich zu quälen?

Du übertriffst Dich heut wieder selbst, Louis, erwiederte die Frau mit einem schneidend verächtlichen Accent. Wenn man andere Männer ansieht, wie diesen Grafen Mirabeau, so weiß man doch, was es heißt, einen Mann zu sehen. Und ich, die ich wahrlich für etwas Besseres geboren bin, habe gerade an einen Dummkopf Deiner Art gerathen müssen! —

Mirabeau glaubte diese eheliche Scene, die eine noch schlimmere Wendung versprach, auf sich beruhen lassen zu müssen, und kehrte jetzt eilig und entschlossen in das Zimmer zurück, wo sein kranker Diener lag.

Du kannst jetzt unbesorgt sein, Boyer, rief er dem mit einem qualvollen Zustande Ringenden zu, ich bleibe jetzt bei Dir, bis Dir geholfen ist. Meine Wahl in Aix ist gesichert, ich habe es soeben durch einen seltsamen Zufall erfahren.

Der treue Diener nickte seinem Herrn mit den Zeichen der freudigsten Zustimmung zu. Inzwischen war der Arzt aus der Nachbarschaft herbeigeholt worden, der sich zwar mit dem Kranken ernstlich zu beschäftigen anfing, aber von vornherein jede Hoffnung auf sein Besserwerden abwies. Er erklärte, daß er kein Mittel gegen dies Leiden habe, welches seit Kurzem als ein so schreckensvolles Räthsel in der Bevölkerung emporgetaucht sei.

Nach einigen Stunden war Boyer unter den fürchterlichsten Krämpfen gestorben.

Armer Schattenspieler, sagte Mirabeau, ihn betrachtend, Du wirst uns nun keine chinesischen Komödien mehr vorspielen, worin Du so geschickt und erfinderisch warst. Und welche schaudervolle Krankheit diese Cholera! Ist sie das Symptom der alten, auf's Aeußerste gekommenen Zerrüttung, oder ist sie der Vorbote der neuen Schrecken, die über der Gesellschaft heraufziehen? Es ist mir unheimlich, daß gerade auf meinem heutigen Wege mir dies fragwürdige Gespenst begegnet.*)

Mirabeau schickte sich jetzt an, seine Reise fortzusetzen. Als er sich der Stadt Lambesc näherte, sah er sich schon vor den Thoren der Stadt von einer festlichen Deputation begrüßt, die aus den ersten Magistratsbeamten bestand, und ihn erwartet hatte, um ihn im Namen der ganzen Gemeinde auf das Feierlichste zu begrüßen. Man führte ihn in die Stadt, wo die Landschaft zu seinem Empfang versammelt war, und wo auf den Straßen Tausende von Männern und Frauen, Kindern, Priestern, Soldaten und Beamten umherstanden, indem Alle mit stürmischem Enthusiasmus ihm zuriefen: „Es lebe der Graf

*) Vgl. Montigny Mémoires de Mirabeau V. 274.

von Mirabeau! es lebe der Vater des Vaterlandes!“*)

Bei diesen Stimmen, denen das Geläute aller Glocken in der Stadt und der Donner der abgefeuerten Böllerschüsse folgte, stieg eine Thräne in Mirabeau's Augen hervor.

Jetzt sehe ich erst recht, sagte er bei sich selbst, indem ihn sein Wagen langsam durch die ihn umwogende Menge hintrug, jetzt sehe ich, wie die Menschen ganz und gar Sklaven geworden sind! Wenn die Tyrannei sich auf nichts mehr zu stützen vermag, so wird sie sich noch auf das Gefühl der Dankbarkeit bei ihnen pfropfen können!

Als er in der Mitte der Stadt auf dem Markt angelangt war, wollte die jauchzende Menge, die bei seinem imponirenden Anblick immer bewegter geworden war, ihm die Pferde ausspannen, um ihn selbst weiter zu ziehen.

Meine Freunde, sagte er ernst und mit einem fast schmerzlichen Ausdruck zu der seinen Wagen anhaltenden Masse, die Menschen sind nicht dazu gemacht, einen Menschen zu tragen. Ihr habt ja schon allzu Viel zu tragen, und ich bin dazu da, um Euch die Last erleichtern zu helfen!

Er war wieder auf die Landstraße gekommen, und mußte eine Lieue von Lambesc auf dem Dorfe Saint-Cannat die Pferde wechseln. Hier hatte sich bereits aus der ganzen Umgegend eine unabsehbare Volksmenge angesammelt, um ihn mit einem nicht enden wollenden Jubel zu begrüßen. Hier fügte sich zu den Rufen: es lebe der Graf Mirabeau! zugleich der Ruf:

---

*) Wörtlich nach der Beschreibung, welche die Schwester Mirabeau's, die Marquise von Saillant, von diesen Empfangsfestlichkeiten gegeben. Montigny V. 274.

es lebe der König! aus ſtark tönenden Kehlen hinzu, was Mirabeau, der auf dieſer ganzen Reiſe in ein keineswegs heiteres Nachſinnen verſunken blieb, noch ernſthafter zu ſtimmen ſchien.

In dem Augenblicke aber, als er von Saint-Cannat wieder abfahren wollte, ſah er in einem eilig herankommenden Reiſewagen, der dem ſeinigen begegnete, ſeine geliebte Schweſter, die Marquiſe von Saillant, ſitzen, die ihm zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung hier entgegengefahren kam. Er ſtieg aus, um in ihrem Wagen und an ihrer Seite die Reiſe bis Aix zu vollenden, indem er ſeinen eigenen Wagen mit Dienerſchaft und Gepäck nachfolgen ließ.

Du ſiehſt nicht heiter aus, mein Bruder, ſagte Caroline zu ihm, indem ſie ihn nach einer herzlichen Umarmung genauer betrachtet hatte. Und ich glaubte Dich auf der Höhe aller Deiner Wünſche, wo das Volk Dir als ſeinem erwählten Liebling zujauchzt, wenigſtens mit einem glücklichen Lächeln gekrönt zu ſehen?

Ich kann den Tod meines Lieblingsdieners noch nicht verwinden, der mir auf der Reiſe plötzlich geſtorben iſt, erwiederte Mirabeau in trübſinnigem Hinſtarren. Aber es erheitert mich ſchon, daß Du mir entgegengekommen biſt, Caroline. Denn ich muß Dir nur geſtehn, daß dieſe ſo freudenvoll jauchzende Menge, die mich ſeit einigen Stunden umdrängt, mir im Geheimen eine wahre Herzensangſt bereitet. Seit dem Augenblick, wo ich auf dieſer Purpurwolke der Volksgunſt ſchwebe und mich von ihr emporgetragen fühle, fange ich faſt zu bereuen an, daß ich ſo weit gekommen bin. Ich liebe das Volk, ſo wie man einen Unglücklichen liebt. Aber in dem Augenblick, wo man ſich an ſein Schickſal feſſelt, empfindet man doch das Verhängnißſchwere dieſes Bundes. Wie, wenn

das Volk gerade diejenige verdorbene Masse der Menschheit wäre, aus der nie etwas Gutes mehr zu machen ist, und die gerade wegen der rettungslosen Verderbtheit, die sie in sich trägt, ausgesondert worden ist aus den Regionen des Glückes und der Freiheit? Ich hätte fast gewünscht, daß ich mit dem Ministerium in Paris nicht einig geworden wäre, und daß Herr Necker, statt sich mit mir zu versöhnen, bei seinem Vorsatz beharrt wäre, mich durch eine Criminal-Untersuchung von den Wahlen auszuschließen, oder jede auf mich gefallene Wahl ungültig zu machen.

Du bist also eigentlich mit Deinen Ergebnissen in Paris zufrieden, erwiederte Frau von Saillant, über seine Melancholie lächelnd. Und in Aix bist Du zum Abgeordneten des dritten Standes von dem ganzen Wahlkörper einstimmig gewählt worden. Sobald wir uns Aix nähern, wird es Dir das Volk selbst durch seinen festlichen Jubelaufzug verkünden. Aber ich wollte gern die Erste sein, die diese Nachricht an Dein Ohr brächte. Denn ich weiß, Du hast einmal Dein Herz an diese neue Wirksamkeit gehängt, und obwohl ich noch, wenigstens mit dem einen meiner Füße, in dem andern Lager stehe, so wollte ich Dir doch entgegen gesprungen kommen, um Deine Freude zu genießen, die immer auch die meinige ist.

Du hast Recht, erwiederte Mirabeau, ihre Hand innig drückend, genau betrachtet, freue ich mich auch, denn es kommt die große Entscheidung heran, auf die ich lange geharrt und gehungert habe! Die Menschen sind am Ende alle besser, als sie scheinen, und es wird jetzt darauf ankommen, an ihr eigentliches Sein anzuknüpfen, und eine feststehende Wahrheit daraus zu machen. Auch Herr Necker hat sich nicht so übel gegen mich bewiesen, als es anfangs aussah. Denn wie heftig habe ich ihn nicht wegen seiner un-

glücklichen Papiergeld-Schöpfung angegriffen, durch welche er, wie mit der Volte eines Taschenspielers, den zusammenstürzenden Staatshaushalt Frankreichs noch unterbauen zu können glaubt. Und er hat doch dem Andringen meines Freundes, des Abbé Cerutti, nachgegeben, und läßt mich, seinen Gegner, der ich auch in der National-Versammlung gegen ihn stehen werde, frei gewähren, ohne mich hindern zu wollen. Fürwahr, die Menschen sind alle besser, als sie scheinen, und dieser Gedanke macht mir heut merkwürdig zu schaffen. Sollte es wohl eine Einholungs-Melancholie geben, liebe Caroline? Dann würde ich annehmen, daß ich gerade heut, wo man so liebenswürdige Anstalten macht, mich festlich einzuholen, daran leide.

In diesem Augenblick sahen sie, ungefähr zwei Lieues vor Aix, einen großen Zug von Männern erscheinen, der sich ihnen in einer feierlichen Ordnung entgegenbewegte, und an dessen Fahnen, die hoch in der Luft flatterten, Mirabeau die Gewerke der Stadt erkannte, die ihm zu huldigen kamen. Als sie sich mit stürmischen Freudenrufen genähert hatten, flogen ihre Blumen und Kränze, die sie ihm herantrugen, in den Wagen, und dann bildete sich der Zug auf der Straße so, daß er die Wagen in die Mitte nahm und dieselben nun als festliches Geleite von allen Seiten umschloß.

Als die Straße jetzt die Höhe des Gebirges erstiegen hatte, erblickten die Reisenden plötzlich eine ungeheure Menschenmasse vor sich, die, aus der jetzt nahe vor ihnen liegenden Stadt Aix herbeigeströmt, sich dort aufgestellt hatten, um ihn zu erwarten und zu begrüßen. Viele Tausende von Zurufungen und Lebehochs erschallten in dem Augenblick, wo man Mirabeau's ansichtig wurde. Glückwünsche, Danksagungen,

Segensrufe, durchdrangen mit einem unendlichen Geschwirre die Luft. Man hielt den Wagen an, umringte ihn von allen Seiten, und wollte Mirabeau sehen, den Laut seiner Stimme vernehmen, seine Hände oder seine Kleider berühren.

Mirabeau hielt eine Anrede an sie, in der er ihnen seinen Dank aussprach, daß sie ihn zu ihrem Vertreter, zum Vertreter des dritten Standes, gewählt und mit ihren Vollmachten in die National-Versammlung entsenden wollten.

Auch habe ich Euch Grüße von Euren Freunden in Paris zu bringen, setzte er, seine Fingerspitzen an seine Lippen drückend, hinzu. Viele schöne und wackere Grüße, denn in den Clubs, wo ich war, haben mich die Gleichgesinnten nach Euch gefragt, und ich habe ihnen, mit der Hand auf dem Herzen, geantwortet, daß das lebhafte und herrliche Volk, dessen Gefühle und Entschlüsse an der heißeren Sonne der Provence erglüht sind, eine große Stütze der nationalen Freiheit in Frankreich sein wird. Da haben sie Euch durch mich diesen Gruß der freien Brüderschaft, der bald durch das ganze Land gehen wird, entboten. Aber ich muß Euch sagen, meine Freunde, daß ich sonst in Paris keine gute Luft angetroffen habe, und ich danke Gott, daß ich wieder bei Euch in den schönen Thälern der Provence bin, wo der Frühling früher aufbricht und mir schon die Märzveilchen entgegenlachen. Wißt Ihr, was in Paris noch nichts taugt, und was darum auch von Euch nicht länger gelitten werden darf? Dies ist das Ministerium, das neue Ministerium, dem wir zwar die Berufung der Reichsstände zu verdanken haben, das aber doch, beim Lichte besehen, keinen Schuß Pulver werth ist. Daß wir diesen Minister Necker wieder da oben als General-Controleur unserer Finanzen haben erscheinen sehen,

wird von vielen wohldenkenden Leuten als ein gutes Zeichen betrachtet. Andere, die auch nicht minder wohldenkend sind, halten diesen Necker nur für eine flatternde Möwe, die den Sturm heraufbringt. Gott hat zwar die Welt aus Nichts geschaffen, aber ich behaupte, daß er sie aus Papier nicht hätte erschaffen können. Necker will Glück und Credit Frankreichs aus Papiergeld erschaffen, und sein Papiergeld ist noch weniger als Nichts, denn es ist ein trügerisches Phantom, welches der erste Strahl des aufgehenden Tages zerstreuen muß. Meine Freunde, ich warne Euch vor diesem Papiergeld, denn in ihm steckt der eigentliche Teufel der Tyrannei, die uns bei Brust und Schultern packt. Das Papiergeld ist der Heerd aller Chimären und Lügen, welche von der Gewalt ausgehen, das Papiergeld ist die wahre Orgie, welche die rasend gewordene Autorität über unsern Häuptern feiert.*) Aber das Papiergeld Necker's, mit dem er uns überschwemmt, ist zugleich ein Taschenspielerkunststück, wie Ihr es schon oft auf den Jahrmärkten gesehen haben werdet. Erinnert Ihr Euch wohl an das Becherspiel solcher Gaukler, bei denen die ganze Magie in der Geschwindigkeit der Bewegung beruht? Plötzlich kommt aber aus solchen Bechern etwas herausgeflogen, das man gar nicht erwartet hatte. So wird auch das Papiergeld bald eine ganz andere Gestalt annehmen, und Ihr werdet sehen, wie es sich unter den Händen des Taschenspielers plötzlich in eine neue Anleihe verwandelt hat. Alle freien Völker haben eine natürliche Abneigung gegen das Papiergeld, und diese Abneigung ist der Lebensathem ihrer Freiheit selbst. Die hochherzigen Amerikaner haben alle Schrecknisse

*) Aus der Correspondance entre M. C. (Cerutti) et le Comte de Mirabeau (1789) p. 39.

des Krieges erduldet, um ihre Tyrannen zu verjagen, sie haben jedes stürmische Ungemach ausgehalten, aber nur das Papiergeld haben sie nicht aushalten können. Frankreich bedarf aber in der That eines neuen Credits, wenn es die beispiellose Wirthschaft, welche die Feinde des Volkes da oben getrieben haben, noch überleben soll. Da kann aber ein ministerieller Credit, der eben nur ein neuer Papierschwindel sein würde, nicht mehr genügen. Es muß vielmehr ein nationaler Credit geschaffen werden, und einen andern Sinn hat es nicht, wenn Euer guter König, denn das ist er Euch und wird es Euch immer sein, jetzt eine allgemeine Ständeversammlung nach Paris beruft. Wir wollen aber das Gouvernement zugleich in dem Sinne beim Wort nehmen, daß wir ihm unsere Vertreter nicht blos dazu schicken, ihm Steuern und Anleihen zu bewilligen, und dieselben mit dem heiligen Nimbus des Volkswillens zu umgeben, sondern daß wir die Bedingung einer neuen Verfassung für Frankreich daran knüpfen. Frankreich muß eine Constitution haben, meine Freunde, in der Freiheit und Recht der Nation ihr endlich mit baarer Münze ausgezahlt werden, und das wird eine Baarzahlung sein, die allen andern Papierschwindel im Lande überflüssig machen wird. Weil ich durch Euch und für Euch in die National-Versammlung Frankreichs geschickt werden soll, empfinde ich auch den Muth in mir, das Höchste darin zu wollen und zu vollbringen. Es lebe der König und die Freiheit!*) —

Nachdem dieser Ruf tausendstimmig, und mit unzähligen Lebehochs für Mirabeau vermischt, forterklungen und über Berg und Thal sich weitergewälzt hatte, ließ Mirabeau seine Pferde antreiben, um nun-

*) Correspondance entre Cerutti et Mirabeau p. 33.

mehr im schleunigsten Lauf die Thore der Stadt Aix zu gewinnen. Aber die ganze Menschenmasse begann sich jetzt ebenfalls auf das Eiligste in Bewegung zu setzen, und rannte mit den Wagen um die Wette zur Stadt, wo Mirabeau, wie man in Erfahrung gebracht hatte, zuerst in dem Hause der Marquise von Saillant absteigen wollte.

Dies Haus lag an der place des prêcheurs, in der Nähe des prächtigen, mit Bäumen besetzten Spazierganges, welcher die Stadt Aix durchschneidet. Der Platz bedeckte sich bald mit den wogenden Volksmassen, die in einem unaufhörlich erklingenden Jubel die Böller, die in großer Anzahl auf den Platz herangeschafft worden, abzufeuern begannen.

Mirabeau mußte endlich der jauchzenden Herausforderung nachgeben, und sich zu ihnen herunterbegeben, um in ihre Mitte zu treten und sich in die Arme des Volks nehmen zu lassen. Man hatte dort bald einen Tragsessel herbeigeschleppt, den man mit Kränzen und Blumen zierte, und in welchem sich Mirabeau, ohne daß er es hindern konnte, auf den starken Schultern seiner Verehrer emporgetragen sah. Unter der Anstimmung von Freudengesängen, trug man ihn jetzt den ganzen Cours hinunter, indem Musiker, Instrumente aller Art spielend, vor ihm herzogen, und zu beiden Seiten von ihm die dichtgedrängte Menge um seine Blicke und Worte buhlte.

Als man ihn wieder auf die Promenade zurückführte, sah Mirabeau, daß ihnen eine andere, nicht minder aufgeregte Volksschaar von der entgegengesetzten Seite her entgegen kam, die einen Wagen in ihrer Mitte führte, und denselben mit auffallenden Ausrufungen zu begleiten schien. In dem offenen Wagen saß eine Dame, die Mirabeau zu seiner größten Bestürzung bald erkannte. Es war ihm nichts unerwünschter, als

ihr gerade in diesem Augenblicke zu begegnen, und er versuchte deshalb, die Männer, auf deren Schultern er sich befand, zu einer Abbiegung von der Straße zu bewegen. Aber seine Wünsche, die er mit einem leisen Wort zu erkennen gab, schienen entweder nicht verstanden zu werden, oder man folgte einer bestimmten Absicht, indem man ihn mit beschleunigten Schritten auf den Wagen zuführte, in welchem seine geschiedene Gattin, die Gräfin Emilie von Mirabeau, ihm gegenüber saß. Emilie streckte mit einem durchdringenden Schrei die Arme nach ihm aus, und sank dann, indem ihre Wangen mit einer Todesbläſſe sich bedeckten, ohnmächtig in den Wagen zurück.

Das Volk war in der wunderbaren Bewegung seines Gemüths auch auf den Gedanken gekommen, diese Wiederbegegnung der beiden getrennten Gatten zu veranstalten. Es hatte sich eine unternehmende Schaar, mit einer förmlich dazu erwählten Deputation an ihrer Spitze, vor einer Stunde zu dem Schloß Marignane hinausbegeben, und an die Gräfin Mirabeau die Aufforderung gerichtet, mit ihnen in die Stadt hereinzukommen, und dem Grafen Mirabeau die Hand zur Versöhnung und zur Wiedervereinigung mit ihm zu bieten, denn einen Feind Mirabeau's dürfe es in der Provence nicht mehr geben!*)

Emilie hatte sich fast allein auf dem Schlosse befunden, da ihr Vater, der Marquis von Marignane, wie überhaupt der ganze Adel von Aix, an diesem Tage, der für die feierliche Einholung des Grafen Mirabeau bestimmt worden, es vorgezogen, sich in die Nachbarschaft zu entfernen, um nicht zum Zeugen und vielleicht zum widerwilligen und bedrohten Theil-

*) Montigny III. 425.

nehmer eines ihnen verhaßten Schauspiels gemacht zu werden.

Emilie, in sich selbst schwankend und zaghaft, wußte daher der sie bestürmenden Menge keinen Widerstand entgegen zu setzen. Vielleicht waren es auch die eigenen geheimen Wünsche ihres Herzens, die es ihr schwer machten, dem Volke mit der Entschiedenheit entgegen zu treten, die sonst in ihrem Charakter gelegen hätte. Sie schien daher widerspruchslos Alles zu dulden, was man über sie bestimmen wollte, und so bestieg sie den Wagen, den man ihr hatte anspannen lassen und in welchem sie nun, unter dem Geleit der ihr nachziehenden Menge, hier zu dieser wunderbaren Begegnung mit dem noch immer geliebten Manne eingetroffen war.

Mirabeau war in der gränzenlosen Ueberraschung, welche ihm dieser Anblick bereitet, von dem über den Häuptern des Volkes schwebenden Sessel herabgesprungen. Fast wider seinen Willen hatten ihn seine ersten Schritte zu dem Wagen hingezogen, in welchem Emilie bewußtlos zusammengesunken war. Ihr bleiches Gesicht, das noch immer alle Spuren der ehemaligen großen Schönheit an sich trug, gemahnte ihn mit hinreißender Gewalt an die stürmischen und verworrenen Zeiten seiner Jugend.

Er wollte zu dem Wagen hinaufsteigen, um sie in seine Arme zu schließen und sich um die Ohnmächtige zu bemühen. Da bemerkte er auf dem Kutschbock des Wagens seinen Freund und Compagnon Le Tellier, der ihm mit seinen schlau lächelnden Blicken eifrig zunickte, und ihm damit zu erkennen zu geben schien, daß diese Expedition nach Schloß Marignane besonders sein Werk gewesen. Von dieser Wahrnehmung fühlte sich Mirabeau plötzlich wie abgekühlt und entnüchtert. Es fiel ihm ein, daß seine Schwester in der

letzten Zeit den zu allen Dienſten geſchickten Le Tellier zu ſich beſtellt habe, und der Argwohn beſchlich ihn, daß die unabläſſig verfolgten Abſichten der Frau von Saillant auf dieſes Begegniß den größten Einfluß geübt haben könnten.

Seine Rührung über die hochherzige Bethätigung des Volksgemüths, die ihn anfangs am meiſten bewegt hatte, war ganz von ihm gewichen. Er winkte Le Tellier vom Wagen herunter und befahl ihm, zu der Marquiſe von Saillant hinüberzugehen, und dieſelbe um ihre perſönliche Hülfeleiſtung bei dem eingetretenen Unfall zu erſuchen. In demſelben Augenblick erſchien aber auch ſchon Frau von Saillant, die von ihrem Fenſter den ganzen Vorgang bemerkt hatte, auf der Straße, und eilte auf ihre Freundin zu, die noch immer in einer tiefen Ohnmacht lag. Man bemühte ſich jetzt, ſie in das Haus von Frau von Saillant zu ſchaffen, und es wurde dazu der noch mit den Feſtkränzen geſchmückte Triumphſeſſel Mirabeau's, in welchen man jetzt ſeine Frau hineinhob, benutzt.

Die Menge widmete dieſer Scene das ſichtlichſte Intereſſe. Seine jauchzenden Huldigungen für Mirabeau waren für einen Augenblick verſtummt, und man beſchäftigte ſich theils aus Neugierde, theils aus Mitgefühl mit dem Leid der ſchönen, vornehmen Frau, die jetzt, unter den Küſſen und Thränen ihrer Schwägerin, hinweggeführt wurde.

Mirabeau glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen, um ſich dem weiteren Andrängen ſeiner Freunde und Wähler zu entziehen und unvermerkt in eine andere Straße hinüberzubiegen, wo er in dem Hauſe ſeines Freundes, des Advokaten Jaubert, zum Diner erwartet wurde. Dieſe Einladung war ſchon nach Paris für den Tag ſeines Eintreffens an ihn ergan-

gen, und er wollte derſelben um ſo lieber folgen, als die Führer der Volkspartei bei Jaubert verſammelt waren.

Arme Emilie, wir ſind getrennt und werden es bleiben müſſen, ſagte Mirabeau zu ſich ſelbſt, indem er eilig einige Nebengaſſen durchſchritt, um zu dem Hauſe ſeines Freundes zu gelangen. Deinen liebenswürdigen Eigenſchaften habe ich nie widerſtanden, obwohl wir uns, Einer durch den Andern, nur unglückliche und rauhe Tage gemacht haben. Schön, gefühlvoll, zärtlich, ſanft und gefällig, wie Du warſt, hatteſt Du doch nicht den Frieden in unſere Herzen pflanzen können. Ja, als Du jetzt ſo ohnmächtig und bleich wieder vor mir lagſt, fiel mir ein, daß ich Dich ſogar einſt geſchlagen habe, als unſere Gemüther ſich gegen einander erbitterten, und ich Dich eines Fehltritts, ich glaube gar einer Untreue gegen mich ſchuldig glaubte. Wie abſcheulich und beſchämend war das für mich, und heut hätte ich Gelegenheit gehabt, Alles wieder gut zu machen. Aber wie Du einſt zu ſchwach warſt, dem väterlichen und lehnsritterlichen Haß gegen Mirabeau zu widerſtehen, und wie Du Deine Scheidung von mir zu einem Eclat vor ganz Frankreich machteſt, ſo hat auch mich jetzt ein kaltes Herz überwältigt, und ich habe es Dir vor dem ganzen Volke, vor allen meinen Wählern, zeigen müſſen. Ich wollte es kaum, aber ich vermochte es nicht anders. Ja, es iſt mehr Vergeltung in der Welt, als die Menſchen brauchen können. —

Unter dieſen Gedanken war Mirabeau vor dem Hauſe ſeines Freundes Jaubert angelangt. Als er eben in daſſelbe eintreten wollte, ſah er einen Reiter die Straße herunterjagen, der ſein von Staub und Schweiß bedecktes Pferd zu einer dem Thier ſchon faſt verderblich gewordenen Eile anſpornte. Das Pferd,

dem Zusammensinken nahe, vermochte seinen Reiter kaum mehr zu tragen, der jetzt, als er Mirabeau's ansichtig wurde, plötzlich stillhielt und sich zu demselben hinüberwandte.

Ein Schreiben der Wahlcommissarien des dritten Standes von Marseille an den Herrn Grafen von Mirabeau! sagte der Courier, indem er den Brief hervorzog und überreichte.

Mirabeau entfaltete rasch das Schreiben, durch welches ihm in den ehrenvollsten Ausdrucksformen angezeigt wurde, daß die Wahlen des dritten Standes der Stadt Marseille sich auf ihn hingelenkt, und er zum Abgeordneten desselben für die Versammlung der Reichsstände ernannt worden sei.

Ihr seid wacker geritten, guter Mann, entgegnete Mirabeau lächelnd, aber Ihr seid dennoch zu spät gekommen. Ich habe bereits Ursache, auf die Wahl der Männer von Aix stolz zu sein, und jetzt wird mein Stolz nur durch die lebhafte Dankbarkeit gekreuzt, die ich den Herren des dritten Standes von Marseille schuldig werde. Ich liebe Marseille ebenso sehr, als ich dies Aix liebe, und ich möchte Bürger beider Städte sein, wenn ich mir das glücklichste Loos wünschen dürfte. Aber Aix hat mich zuerst in seinen Dienst genommen, und da muß ich als treuer Mann folgen. Bringt diese Antwort einstweilen mündlich an die Herren Wahlcommissarien zurück. Ich werde selbst nach Marseille hinüberkommen, als der Herold meines tiefverflichteten Dankes! —

Nachdem Mirabeau den Boten entlassen, schritt er jetzt rasch zu seinen Freunden hinauf, die an der festlichen Tafel seiner harrten.

IV.

Die Prozession der drei Stände.

Es war am 4. Mai 1789, an einem heitern und sonnigen Frühlingsmorgen, als Chamfort vor der Thür eines Caféhauses in Versailles saß, und mit einem Freunde, dem Abbé Cerutti, mit dem er vor einigen Tagen von Paris hierher gekommen war, sich in eine Schachpartie eingelassen hatte.

Die beiden Freunde hatten sich mit dem größten Ernst in ihr Spiel vertieft, obwohl der Platz, auf dem sie sich befanden, keineswegs die günstige Ruhe dazu gewährte, sondern durch eine Menge von Menschen, die sich auf demselben versammelt hatten, und dort in immer stärker anwachsenden Schaaren sich aufzustellen begannen, wenig Raum mehr für die Alles um sich her vergessenden Schachspieler übrig zu lassen schien. Sie behaupteten jedoch in unerschütterlicher Ausdauer den kleinen Tisch, mit dem sie sich in einer Ecke des Gitters, das an dem Kaffeehause entlang lief, eingeklemmt hatten, und ließen, unbekümmert um die herandrängenden Volkshaufen, der Bewegung ihrer Figuren freien Lauf.

Bald hatte sich aber auch ein engerer Kreis um die beiden Spielenden gebildet, der, da das heut erwartete Schauspiel sich auf den Straßen von Versailles noch immer nicht zeigen wollte, einstweilen seine Aufmerksamkeit darauf verwendete, den Zügen zuzublicken, in denen Chamfort und Cerutti ihren Scharfsinn gegeneinander wetteifern ließen.

Als Chamfort einige Male zu den nahe bei ihm Stehenden emporgeblickt hatte, sah er sich veranlaßt, diesen Personen freundlich zuzunicken, obwohl ihm nur die Gesichter derselben bekannt waren. Es waren

dies aber dieselben, die er auch im Palais Royal in Paris, wenn er in dem dort neu entstandenen Club politique Schach zu spielen pflegte, häufig an seiner Seite sah, und mit deren theilnehmend gespannten Mienen er dann oft ein stillschweigendes Einverständniß unterhalten hatte.

Die Volksmassen, welche sich heut über die sonst so feierlich stillen Straßen und Plätze von Versailles zu ergießen angefangen, gehörten überhaupt zum größten Theil der Bevölkerung von Paris an, die gekommen war, um den feierlichen Ceremonien und Aufzügen beizuwohnen, welche die auf den 5. Mai angesetzte Eröffnung der Reichsstände in Aussicht stellte. Die ungeheuere Aufregung, welche dies Ereigniß in der letzten Zeit in der Hauptstadt Frankreichs hervorgerufen, führte seit einigen Tagen ganze Schaaren des Volks nach Versailles hinüber. Man erblickte darunter auch bereits viele der unheimlichen und wilden Gestalten, die seit der Bewegung der Wahlen plötzlich auf den Straßen von Paris erschienen waren, und deren Hervortreten dort so überrascht hatte, als wenn sie aus verborgenen Höhlen und Abgründen, in denen sie früher Jahrhunderte lang gehaust, heraufgestiegen wären.

Dieser Charakter der Hauptstadt, der seit einiger Zeit so unruhige und selbst gefahrdrohende Wendungen genommen, begann heut auch über das sonst so wohlgeschulte und selbst auf seinen Straßen und Plätzen an die Hofetikette gemahnende Versailles sich auszubreiten. Man fühlte sich durch das Treiben tumultuarisch umherschweifender Massen sogar an die Banden erinnert, die einige Tage vorher durch Aufläufe und Unfug aller Art ganz Paris in Schrecken gesetzt, und zu deren Bändigung der Commandant

von Beſenval ſchon zwei Regimenter der Garden hatte aufbieten müſſen.

Auf der andern Seite boten aber auch die Straßen von Verſailles heut einen ſo heiter belebten und frohen Anblick dar, wie man es in der alten ſteifen Stadt der franzöſiſchen Könige noch kaum geſehen. Die Straßen glänzten im Feſtprunk mit den Tapiſſerien der Krone, die darüber ausgeſpannt waren, die Balcons der Häuſer waren mit den koſtbarſten Stoffen ausgeziert, und an den Fenſtern hatten ſich ſchon Zuſchauer aller Art, darunter die ſchönſten Damen im Schmuck und in der ausgeſuchteſten Toilette, in dichten Gruppen zuſammengedrängt. Hier ſah man auf allen Geſichtern eine heitere und zuverſichtliche Erwartung, und freudeſtrahlende Blicke richteten ſich unaufhörlich nach der Seite hin, von welcher der Feſtzug der Abgeordneten der drei Stände zuerſt geſehen werden mußte.

Die Regimenter der franzöſiſchen Garden und der Schweizergarden waren ſchon aufmarſchirt, um von der Kirche Notre Dame bis zur Kirche Saint-Louis, auf einer Strecke, welche die bedeutendſten Theile der Stadt durchſchnitt, eine Linie zu ziehen, und darin für die Proceſſion der drei Stände den feſten Rahmen zu bilden. Dieſe Proceſſion war dazu beſtimmt worden, den Tag vor der Eröffnung der Reichsverſammlung ſelbſt durch eine nationale und religiöſe Feier zu bezeichnen, die als eine würdige Vorbereitung der Gemüther zu dem morgen zu beginnenden großen Werke angeſehen werden ſollte. Die Deputirten hatten ſich in der Parochialkirche von Notre Dame verſammelt, und die ganze Stadt lauſchte auf den Klang der Glocken, die den Augenblick ankündigen ſollten, in welchem der Zug von Notre Dame ausgehen würde,

um sich in diesem feierlichen Aufzuge der drei Stände nach der Kirche Saint-Louis zu begeben.

In dem Augenblick, wo sie kommen, wird Euer König auch matt geworden sein, sagte Chamfort zu dem Abbé Cerutti, indem er demselben plötzlich mit einer überraschenden Wendung Schach geboten hatte.

Dies Schach dem König! sieht allerdings sehr drohend aus, entgegnete Abbé Cerutti mit seinem feinsinnigen Lächeln. Aber man stellt die Königin davor, und erzeugt dadurch eine neue und pikante Situation, die Ihnen zu schaffen machen wird, mein Theuerer.

Das ist das Schlimmste, was geschehen kann, wenn sich die Königin vor den König stellt, entgegnete Chamfort mit einer drolligen Gebärde. An dieser Situation ist das schöne Frankreich schon fast zu Grunde gegangen, und Euer Spiel sollte sich dabei halten können, Abbé Cerutti? Die Königin, mein Freund, darf sich nie vor den König stellen, weil sie sich sonst den Anschein giebt, mitzuregieren und in den Staat selbst hineinzupfuschen, was ein ganz infames Stück Frauenzimmer-Arbeit ist. Wie viel besser sähe es um den König aus, wenn die Königin nicht aus Eitelkeit, und in dem stolzen Wahne, daß alle Politik sich am besten in ihren Händen befinde, sich beständig zwischen den Thron und das Volk gestellt hätte. Merket wohl, da schiebt sich endlich der durch zwei Bauern geschützte Thurm heran, durch welche Figuren sich mir immer eine Volkspartei in aller ihrer Naturkraft und sittlichen Energie vorstellig gemacht hat. Diese Volksgruppe von Thurm und Bauern stellt sich nun unmittelbar der schönen Königin gegenüber, und bedroht mit einem höchst empfindlichen gardez für die Königin zugleich die regierende Majestät selbst.

Ein lautes Bravo erscholl von Seiten einiger Um-

stehenden bei diesen Worten Chamfort's, worüber derselbe sich ungemein zu belustigen schien.

Die Sache ist nicht so schlimm als sie aussieht, erwiederte der Abbé, indem er mit der größten Ruhe eine Figur zog. Man zieht einen Laufer vor, und überhebt dadurch König wie Königin jeder Bedrohung durch eine gemeine Figur.

Die Laufer sind nicht mehr im Stande, König und Königin zu retten, versetzte Chamfort mit Nachdruck. Denn die Laufer, das sind doch wohl die getreuen Hofleute, die den Majestäten von Hause aus zur Seite gestellt sind, und die nur immer in schräger Richtung sich bewegen, wenn sie im Dienst ihrer Herrschaft ausrücken. Diese Hofleute sind ja verloren, sobald nur der erste beste Springer auf sie Jagd macht.

Dieser Euer Springer, entgegnete Cerutti mit einiger Aergerlichkeit, kommt mir allerdings jetzt auf sehr ungelegene Weise herangesprungen. Der Springer, um in den Fußtapfen Euerer eigenen Gleichnisse zu bleiben, ist in der That eine höchst demokratische und alles Bestehende durchkreuzende Figur. Diese Springer, sind sie nicht am Ende die philosophischen Marquis der Epoche? Ihre umher hüpfende Bewegung erinnert an die Trugschlüsse einer gewissen Spekulation, und die Art, wie sie den König in Schach setzen, und wie mit einer Schlangenwindung umgarnen, hat etwas so hinterlistig Philosophisches, wie man es nur in Eurem Feldlager, Herr von Chamfort, finden kann. Ich greife aber Euern Springer, diesen zerstörenden Denker, durch einen Bauer an, denn Ihr sollt nicht glauben, daß das Königthum schon ganz von den Bauern verlassen sei.

Ich kümmere mich aber ganz und gar nicht darum, sondern nehme Euch mit meinem Springer den Laufer weg, erwiederte Chamfort eifrig. Euere Königin hat

jetzt den philosophischen Marquis unmittelbar vor ihrer Adlernase stehen, und sie hat alle Ursache, sich deshalb ein wenig auf die habsburgische Unterlippe zu beißen. Denn wenn die Königin jetzt den unangenehmen Marquis nehmen will, so fällt sie dem unten stehenden Thurm unrettbar in den Rachen. Uebrigens beweist mir dies Euer reactionnäres Raisonnement, Herr Abbé, daß wir noch immer nicht vollständige Gesinnungsgenossen sind, und selbst an dem Tage, welcher der Eröffnung der Reichsversammlung vorangeht, uns noch nicht einigen zu können scheinen.

Etwas conservativer, als Freund Chamfort, werde ich wohl immer sein und bleiben müssen, entgegnete Abbé Cerutti mit seiner liebenswürdigen Feinheit. Dieser Standpunkt läßt mir zugleich die Freiheit, mich nach allen Seiten hin umzublicken, und so finde ich, daß Ihr unverschämter Springer, der meiner Königin auf den Leib gehüpft ist, eigentlich nur zum Schutz der königlichen Position beigetragen hat, denn ich kann nun meine Königin fortziehen, und sage mit ihr Euerem König ein ebenso ernsthaftes als nachdrückliches Schach.

Das Blatt hat sich also gewandt, versetzte Chamfort lachend. Nun gut, mein reactionnairer Herr Abbé, ich sehe, daß Ihre Freundschaft mit dem Herrn Finanzminister Necker Ihnen schon Früchte getragen hat. Sie haben von ihm gelernt, sich durch Theater-Coups aus der Affaire zu ziehen. Da man Sie aber zugleich wegen Ihrer genialen Ehrlichkeit, mit der Sie auch auf andere Meinungen einzugehen wissen, liebgewonnen hat, so wirken solche Coups etwas störend an Ihnen, und man fühlt sich zur Rache gegen Sie gereizt, die man auch sogleich vollzieht, indem man den philosophischen Marquis wegzieht und damit auf der Stelle Ihre Königin angreift, gleichzeitig aber da-

durch das Schach des Königs gegen den Thurm von neuem öffnet. Ihre Königin ist jetzt verloren, mein Herr, denn Sie müssen aus dem Schach treten, und der Thurm, diese schöne Volksfigur, rückt nun, geschützt durch den Springer, ganz nahe zu Ihnen hinunter, und bringt Ihrem König abermals ein donnerndes Schach auf den Hals.

Ich sehe es wohl, Sie sind ein gefährlicher Spieler, rief der Abbé unwillig. Was bleibt mir da noch übrig, als mich Ihnen gefangen zu geben? Am Ende ist Ihre demokratische Angriffsweise die richtige, und ich würde mich noch zu ihr bekennen, wenn sie mit weniger Tumult auftreten könnte, und nicht einem gewissen blutigen Zerstörungstrieb sich von vornherein zuzuneigen schiene.

Sie spielen auf die blutigen Volksauftritte an, welche vor einigen Tagen in Paris stattgefunden haben? fragte Chamfort, indem seine Augen blitzend zu leuchten begannen. Glauben Sie mir, diese armen Arbeiter der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau, die das Haus des Fabrikanten Réveillon in Brand gesteckt haben, sind dabei nur als Werkzeug einer gewissen Intrigue gemißbraucht worden. Dieser Réveillon mag nun mit Recht oder mit Unrecht als Aristokrat verschrieen gewesen sein, das Volk würde sich schwerlich um ihn bekümmert haben, wenn es nicht durch die geldspendenden Agenten des Herzogs von Orléans dazu aufgereizt worden wäre.

Wie, entgegnete Cerutti lebhaft. Sie glauben in der That, daß der Herzog ein Interesse daran gefunden haben könnte, Aufstände des Pöbels in der Hauptstadt organisiren zu lassen?

Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es, erwiederte Chamfort. Ich habe die Agenten des Herzogs gesehen, welche Geld unter jene Arbeiter-Be-

völkerung vertheilten, und die ihren Auftraggeber gar nicht verschweigen wollten, weil es ihm jetzt darauf ankommt, sich einen Anhang im Volke zu machen. Sie wissen, wie sehr es dem Herzog, der jetzt plötzlich den Luftballon der Volksgunst besteigen will, darauf ankam, zum Abgeordneten bei den Reichsständen erwählt zu werden. Er wollte damit seinem persönlichen Bruch mit dem Hofe das Siegel des Schreckens aufdrücken, und weiter nichts. Jenen wunderlichen oppositionellen Hofadel hatte er schon unter seine Fahne gesammelt, als der Edle noch Herzog von Chartres war. Und nun hat er es richtig dahin gebracht, daß der Adel in Crespy ihn zum Deputirten gewählt, der durch einen königlichen Prinzen, welcher zugleich die pariser Arbeitermassen commandiren kann, sich am besten vertreten glaubt.

Jener Réveillon soll die Arbeiter durch seinen Uebermuth gereizt haben, entgegnete Cerutti. Er hat ihnen gesagt, daß ein Arbeiter nicht mehr als fünfzehn Sous täglich brauche, um, wie es ihm gebührt, leben zu können. Das hat die Leute, die jetzt schon so fürchterlich aufgeregt sind, wüthend gemacht und sie haben ihm Alles, was er besaß, zerschlagen und verbrannt. Diese Banden, von denen Paris plötzlich heimgesucht wird, sind doch ein bedenkliches Symptom, mein Freund. Ich begegnete ihnen, wie sie mit einem furchtbaren Geschrei durch die Straßen liefen, alle Wagen anhielten, und Alle, die ihnen verdächtig schienen, Adelige zu sein, nöthigten auszusteigen und durch den Schmutz weiter zu gehn. Dann forderten sie von den Vorübergehenden Geld, um auf die Gesundheit des dritten Standes zu trinken. Mein guter Freund Chamfort, mich dünkt, Euer vielgepriesener dritter Stand, an den Ihr so viel philosophische

Schwärmerei geknüpft habt, kommt unter ziemlichem Scandal zur Welt.

Jede Geburt ist ein Scandal, mein Freund, erwiederte Chamfort. Es ereignen sich immer Dinge dabei, die nicht ganz sauber sind. Wenn das Kind nur gesund ist, das zur Welt kommt, so wird man es schon reinigen können, und mit der Zeit steht es als ein allerliebster Junge da. Mich dünkt, auch unsere Schachpartie hier, die wir in Erwartung der Drei-Stände-Prozession gespielt haben, ist ein ganz gehöriger Scandal geworden. Die Tagespolitik hat uns gerade in dem entscheidendsten Augenblick von ihr abgezogen. Oder Freund Abbé hat mich mit seiner clerikalischen Schlauheit in dies Gespräch verwickelt, um sein Matt so lange als möglich zu vertuschen. Denn gegen meinen Thurm vermag sich Euer König jetzt nicht mehr lange zu halten. Die Volkspartei hat gesiegt, Abbé Cerutti!

Jedenfalls gebe ich die Partie, entgegnete der Abbé, indem er die Figuren durcheinander warf. Ob die Volkspartei wirklich gesiegt hat, wer kann es wissen.

In diesem Augenblick begann das Glockengeläute von der Parochiale Notre Dame, und verkündete, daß die Prozession so eben ihren Aufbruch beginne und die Kirche verlasse. Diese feierlichen Klänge hatten so rasch und mächtig angeschlagen, daß Chamfort fast erschrocken zusammenbebte. Er hatte das Schachbrett heruntergestellt und war auf den Tisch gesprungen, um über die Köpfe der Volksmenge, welche die Straße bedeckte, hinwegblicken zu können. Der lange, hochgewachsene Abbé stand neben ihm auf einem Stuhl, und versicherte, daß er die Spitzen des Zuges bereits in der Ferne sich heranbewegen sehe.

Das ist das Glockengeläute von 1789, welches jetzt an unser Ohr schlägt! sagte Chamfort zu seinem

Freunde. Dieſe Glocken werden über alle Länder und Völker klingen. Dieſe feſtlichen und bedeutſamen Klänge ſagen es Euch ja ſchon an, Cerutti, daß die Volkspartei geſiegt hat oder ſiegen will, denn das iſt daſſelbe. Der Wille des Volkes iſt immer auch ſeine That. Dieſe Glocken tönen nicht nur für alle Völker, ſondern auch für alle Zeiten, denn ſie werden die ganze Zukunft durchhallen!

Jetzt begannen die Muſikchöre, die in gewiſſen Zwiſchenräumen aufgeſtellt waren, feierliche und anmuthige Melodieen zu ſpielen. Gleichzeitig erklangen die Militair-Märſche, die Wirbel der Trommeln und der durchdringende Schall der Trompeten, in welche ſich die mit einem edlen und würdigen Aufſchwung emporſteigenden Geſänge der Prieſter miſchten.

Die Prozeſſion näherte ſich jetzt. Der Clerus von Verſailles, der in ſeiner Mitte die Muſik der königlichen Kapelle hatte, eröffnete den leicht und raſch dahinwandelnden Zug. Dann erſchienen zuerſt die Abgeordneten des dritten Standes, oder der Gemeinen, wie die Vorſichtigeren zu ſagen liebten. Man erblickte ſie ſämmtlich in einem ſchwarzen Anzug, mit einem darüber gebreiteten ſeidenen Mäntelchen von ſchwarzer Farbe und einer Batiſt-Cravatte. Schon durch ihre überwiegende Maſſe, welche auf die Zahl von ſechshundert Männern ſich belief, ſtellten ſie ſich in der Prozeſſion als den überwiegenden Beſtandtheil dar, der durch das unterſchiedsloſe Schwarz, in dem er ſich färbte, einen eigenthümlich ernſten und faſt unheimlichen Eindruck machte. Aber dieſe Männer wandelten zugleich in einem ſo feſten Schritt, in einer ſo ruhigen und ſtarken Haltung einher, daß ſie die Bedeutung, welche auf ihnen, als dem Kern des Bürgerſtandes, an dieſem Tage ruhte, ſchon mit mächtiger Zuverſicht auszuſprechen und in's Bewußtſein zu rufen ſchienen.

Bei dem Auftreten des dritten Standes war die ganze auf der Straße versammelte Volksmasse in einen ungeheuren Beifallsruf ausgebrochen. Man klatschte in die Hände, warf die Hüte in die Höhe und gab seine Freude durch alle möglichen Ausrufungen zu erkennen. Von den Fenstern und den Balkonen wehten die Damen mit ihren weißen Tüchern, auf allen Gesichtern drückte sich Stolz und Freude aus, und in vielen Augen sah man Thränen des Entzückens schimmern.

Das ist der dritte Stand! sagte Chamfort, indem er in freudiger Aufregung seinen Arm um den Hals des Abbé schlang. Bei jedem ihrer Schritte pocht mir mein Herz, wie es einem Bräutigam nur bei dem Anblick seiner Braut geschehen kann. Dieser dritte Stand repräsentirt keinen Stand, sondern die ganze Nation. Merkt auf, Freund Abbé, das ist der ungeheuere, die ganze Zeit durchbebende Unterschied. Aus einer Erdspalte, die man offen gelassen, ist dieser Troglodyt der Geschichte plötzlich an das Tageslicht hervorgebrochen, aber kaum ist er oben an der Oberfläche, so erkennt man ihn wieder, den Verstoßenen, als das ächte Kind der Freiheit und als den Liebling der Sonne, und jetzt wird Keiner mehr glücklich sein, ehe dieser nicht sein Glück gefunden!

Ihr werdet noch von Eurem Schachtisch herunterfallen, wenn Ihr Euch so stürmisch hin- und herbewegt, Freund Chamfort! rief Abbé Cerutti, den Beweglichen festhaltend. Ich liebe, wie Ihr, den dritten Stand, wenn ich ihn auch nicht für die eigentliche Nation halten kann. Aber sagt mir, warum hat man ihm denn dieses trübe und dürftige Kostüm gerade an seinem heutigen Ehrentage angelegt? Wie ich höre, sollen viele Herren des dritten Standes sich darüber

sehr empört und beleidigt fühlen, daß ihnen das Reglement gerade eine solche Tracht aufgenöthigt hat.

Das sind gewiß nicht die Rechten, welche sich darüber beleidigt fühlen können, erwiederte Chamfort in seinem lebhaften Eifer. Gerade darin beweist der dritte Stand, daß er die Nation ist, indem er keine bunten Abzeichen und Schnörkel eines besonderen Standes mehr an sich trägt. Seht dagegen den Adel, der dort hinter ihm herangezogen kommt, wie glänzend und schreiend er mit seinen Goldstickereien, seinen wehenden Federbüschen und dem ganzen Luxus seines Kostüms schon aus der Ferne uns zuschimmert. Das ist ein Stand, das ist der Adel! Das Kleider-Reglement, über welches man am Hofe in Versailles so lange geklügelt, hat für den dritten Stand gerade das Beste und Bedeutsamste getroffen, dünkt mich. Der Stand des Volkes ist schwarz, und wahrlich, er hat genug gelitten, um über einen Staat, der ihm so viel zugemuthet, auch noch am heutigen Tage trauern zu können. Aber seine Tracht ist zugleich die der Rechtsgelehrten und Staatsräthe im Mittelalter, und darin liegt etwas ungeheuer Pfiffiges, mein lieber Freund. Denn der dritte Stand ist es, der jetzt berufen ist, dem Staat zu rathen, und der jetzt kommt, Recht zu sprechen zwischen dem König und der Nation, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft.

Ah, da entdecke ich nun endlich auch unsern Freund Mirabeau, wie er inmitten der Glieder des dritten Standes so stattlich und gewaltig einherschreitet! rief Cerutti, indem er mit der Hand auf Mirabeau hindeutete. Aber sieh, warum hat er denn nicht auch die Toilette des dritten Standes angelegt? Warum erblicken wir unsern genialen Freund in seinem gewöhnlichen Cavalier-Kostüm unter den Schwarzmänteln,

mit denen zusammen er den dritten Stand zu vertreten die Ehre hat?

Das schwarze Kleid ist nur für die Bürgerlichen des dritten Standes vorgeschrieben, entgegnete Chamfort, und Mirabeau liebt es einmal nicht, seine Toilette zu ändern. Aber dafür schreitet er dort Arm in Arm mit jenem Gérard, dem herkulischen Bauer aus der Bretagne, welcher der Freiheits-Apostel seiner Gegend geworden, und mit sonnenverbrannter Stirn und ungeheurem Gliederbau sich in seiner eigenen Kraft wiegt. Unser Freund Mirabeau aber feiert heute zugleich den Triumph aller seiner Leiden. Seht, wie das Volk sich von allen Seiten danach drängt, ihn, nur ihn zu sehen. Man hat ihn schon von Weitem gesucht und erspäht, das Volk zeigt sich ihn mit den Fingern, es flüstert seinen Namen mit den Lippen. Bravo, Mirabeau, so bist Du denn auf der Sonnenhöhe angelangt, auf der wir Dich längst zu sehen gestrebt! Was hast Du nicht Alles leiden müssen, aber in allen Deinen Duldungen bist Du zugleich der Leidensgefährte der Nation gewesen, und die Nation will nun aus dem Kameraden ihrer Schmerzen ihren Helden machen. Glück zu, Mirabeau!

Sein Name ist ohne Zweifel der populairste in Frankreich geworden, sagte der Abbé, dem vorüberschreitenden Mirabeau nachblickend. Selbst von allen persönlichen Schicksalen seiner Jugend, von den Kämpfen mit seinem tyrannischen Vater, von seinen Gefangenschaften und Kerkerqualen, von seinen Liebesabenteuern erzählt sich das Volk so erbauliche Geschichten, wie sie in den Mährchen von den alten Heroen und Rittern ausgesponnen werden. Mirabeau ist bereits eine Gestalt für die Nation geworden, man weiß selbst nicht wie, und so werden sich gewiß noch die größten Thaten des Jahrhunderts an ihn knüpfen.

Es kommt in der Welt sehr viel auf den Namen an, erwiederte Chamfort nachsinnend. Mirabeau ist ein geliebter und gehaßter Name geworden, und Beides wird ihm dazu helfen, Geschichte zu machen. Vorgestern hat er sich von Neuem bei den Aristokraten gründlich verhaßt gemacht. Vorgestern, als sich die drei Stände vorschriftsmäßig bei dem König auf dem Schlosse zu präsentiren hatten, war es Mirabeau, der zuerst dem Mißvergnügen des dritten Standes einen Ausdruck gab, weil bei dieser Vorstellung auf eine für das Volk durchaus beleidigende Weise der Rangunterschied der Stände festgehalten wurde. Denn nachdem Adel und Clerus im Cabinet des Königs empfangen worden, die Abgeordneten der Gemeinen aber in einem besonderen Saal, vor dem sie erst in einem dunkeln und engen Corridor lange auf Einlaß hatten harren müssen, schlug Mirabeau gleich mit großer Heftigkeit vor, wegen dieser kränkenden Nüance einen Einspruch zu den Füßen des Thrones niederzulegen. Als der König dann in dem Saal erschien, und sich bei seiner Anrede an die Abgeordneten das Haupt bedeckte, war Mirabeau der Erste, der ebenfalls seinen Hut aufsetzte und dadurch allen Uebrigen das vielbedeutsame Signal gab, das eine neue Zeit der öffentlichen Freiheit ankündigte. Denn bisher war es nur ein Vorrecht der beiden ersten Stände gewesen, sich vor dem König bedecken zu dürfen.*)

Ich habe davon reden hören, entgegnete Cerutti. Die Instruktionen, welche der dritte Stand von seinen Wählern mitgebracht, gehen allerdings dahin, daß sie den beiden andern Ständen keinen Vorzug weder bei der Ceremonie noch bei der Etiquette zugestehen dürften.

---

*) Toulongeon: Histoire de France depuis la révolution de 1789. I. 22.

Aber der Muth, bei dieſer Gelegenheit den Anfang zu machen, mochte allerdings einen Mirabeau erfordern. Doch ſeht, jetzt flammt ſchon ganz nahe zu uns der Adel heran! Das iſt eine förmliche Demarcationslinie, die ſich zwiſchen dem weiſſagungsvollen Schwarz des dritten Standes und dem goldfarbigen Adel hinzieht.

Die hundertundfunfzig Adels-Abgeordneten ſchritten jetzt in ihrer prunkvoll ritterlichen Tracht heran, während der mächtige Ruf des Volkes: es lebe der dritte Stand! noch nicht verhallt war. Sobald ſich aber der Zug des Adels entwickelte, trat eine lautloſe Stille unter der Menge ein, und man ließ die vornehmen und geputzten Herren mit einem allgemeinen, faſt ängſtlichen Schweigen vorüberwandeln. Der Adel trug ebenfalls ein ſchwarzes Kleid, aber mit einer Unterweſte von Goldtuch, und mit Spitzen-Zierrathen und koſtbaren Stickereien aller Art, mit einem ſeidenen Mantel, einer Spitzen-Cravatte und manchen glänzenden Abzeichen beſonderer Art. Vornehmlich aber war es der aufgeſchlagene Federhut à la Henri quatre, mit den ſtolz einherflatternden weißen Büſchen, wodurch die prächtige Haltung dieſes Standes ſich am meiſten charakteriſirte, und einen alle Andern übertreffenden und beſiegenden Eindruck anzuſtreben ſchien.

Da wimmelt es von Marquis, Grafen, Vicomtes, Baronen, Marſchällen, Generälen, Präſidenten! ſagte Chamfort, die ſtrahlenden Reihen dieſes Standes mit lächelndem Auge überfliegend. Man ſieht es dem ruhigen Aufzuge dieſes Standes gleich an, daß er nicht das prickelnde Advokaten-Blut in ſich trägt, welches den dritten Stand vorzugsweiſe durchrieſeln wird. Die Mehrzahl ſind auch Advokaten unter jenen Abgeordneten des dritten Standes, und hier ſehen wir lauter geſättigtes und in ſich ſelbſt ruhendes Vollblut vor uns. Und an der Spitze des Adels, wen erblickt

man da in seiner eingebornen Herrlichkeit? Wahrhaftig, das ist Louis Philippe Joseph von Bourbon, Herzog von Orléans, der Abgeordnete für den Wahlkreis Crespy in Valois, der erste Anglomane des Königreichs, der die Freiheit und die Clubs in London studirt hat und durch seine letzte Reise nach England dem Hofe so verdächtig geworden ist. Er hat es vorgezogen, hier in der Mitte der Prozession unter seinen Miterwählten zu erscheinen, während sein Platz eigentlich unter den Prinzen des königlichen Hofes gewesen wäre, welche hinten den Zug beschließen. Das gehört zu den Wundern der Zeit, und könnte mich beinahe stutzig machen über diese rauhe Größe des ehemaligen Herzogs von Chartres.

Die Worte Chamforts wurden aber jetzt übertönt von den gewaltigen Rufen, welche aus den Volksmassen beim Anblick des Herzogs von Orléans hervorstiegen. Es lebe Orléans! Der Herzog von Orléans lebe hoch! schallte es von allen Seiten, was dem Herzog ein wohlgefälliges Lächeln, das er nicht unterdrücken zu können schien, abnöthigte.

Der Prinz hat die Freiheit mit solcher Inbrunst ergriffen, als wenn es ein neues Laster wäre, das er sich im Palais Royal ausgeheckt hat! sagte Chamfort, als diese enthusiastischen Rufe wieder nachließen. Mir schaudert wahrlich die Haut bei diesem neuen Experiment, welches der Orgien-Prinz mit seinen Nerven macht. Die Volksfreiheit als neuer Wollustkitzel eines vornehmen Herrn, das ist ein ganz nichtswürdiges Problem, bei dem mir angst und bange wird, wenn ich es mir unter den symbolischen Zeichen der neu aufgehenden Freiheit Frankreichs denke. Was ist dieser Herzog von Orléans anders, als ein moralisch faulender Cadaver, welcher sich durch den elektrischen Strom der Freiheit galvanisiren lassen will? Das Volk jauchzt

diesem galvanischen Kunststück zu, meinetwegen. Wenn das Volk an ihn glaubt, so wird es schon zu irgend etwas nütze sein. Denn das Volk ist ein Thier, das von der gütigen Vorsehung wenigstens den Instinct zu seiner Waffe erhalten hat.

Seinen Nutzen hat das Volk schon davon gehabt, erwiederte Cerutti. Denn wer anders als der Herzog von Orléans ist die Ursache, daß die doppelte Vertretung des dritten Standes durchgesetzt worden ist? Ich kann Ihnen sagen, Chamfort, daß dies der Hauptartikel des geheimen Bündnisses gewesen ist, welches der Herzog von Orléans und Necker mit einander abgeschlossen haben. Außerdem nennt mir doch irgend einen Mann, sei es am Hofe oder in der Aristokratie, welcher sich in der letzten Zeit so unausgesetzt und hülfreich mit den Leiden des Volkes beschäftigt hat, als der Herzog. Er hat seine Wohlthaten nicht blos auf die Stadt Paris beschränkt, in der in gewissen Stadttheilen die Armen von ihm leben und durch ihn sich kleiden, sondern er sorgt auch wie ein Vater für alle die Unglücklichen, die auf seinen Gütern sind. Durch seine Beamten läßt er Getreide, Holz, Wein an die Nothleidenden vertheilen, und wenn man ihn spricht, findet man einen gütigen, milden, einfachen Herrn, der nur Liebe für die Freiheit und Interesse für das Volk athmet. Dem unaufhörlichen Andringen Necker's hat er nachgegeben, indem er sich zum Abgeordneten des Adels erwählen ließ. In der That, Chamfort, ich wundere mich über Euch, daß gerade Ihr ein so engherziges Urtheil über Euren Nachbar im Palais Royal, den Herzog von Orléans, fällt. Wie kommt der Philosoph Chamfort dazu, den Maaßstab der Allerweltsmoral an einen Herrn anzulegen, der mitten in der Debauche, in welche ihn seine Zeit und sein Stand hineingerissen, sich plötzlich einer

beſſern Aufgabe bewußt wird, und ſich an der Hand derſelben herauszuziehen ſtrebt aus ſeiner Verſunkenheit?

Es iſt das erſte Mal, daß mir einer zu verſtehen giebt, ich ſei im Grunde ein Tugendeſel, erwiederte Chamfort mit ſeinem gutmüthigen Lächeln. Die Eſelspartieen hat aber eigentlich Euer Herzog von Orléans eingeführt, und die reizende Königin Marie Antoinette hat bekanntlich einen ſo großen Geſchmack daran gefunden, daß ſie ſich ſogar durch das Herunterfallen vom Eſel auszuzeichnen wußte, und bei dieſer Gelegenheit das Studium des Nackten förderte, indem ſie das Füllhorn ihrer verborgenſten Reize an die Erde ſchüttete. Woher ſeitdem der Haß des Herzogs gegen die Königin entſtanden, wird man wohl nimmer entdecken können. Der Herzog, der bekanntlich auf Alles ſpeculirt, ſoll, nachdem ihm einmal der Anblick dieſer Reize vergönnt worden, von der Königin mehr erwartet haben, als nachher eintreffen wollte. Nun glaubte er ſich ſeitdem mit keinem wirkſameren Inſtrument rächen zu können, als mit dem der Freiheit, welches er mit beiden Händen ergriff. So erklärt ſich Euer Tugendeſel Chamfort das Bündniß eines Herzogs von Orléans mit der Freiheit. Denn auch der Miniſter Necker, mit dem er ſich jetzt die Hand gereicht hat, iſt ein Feind der ſchönen Königin. Mein theurer Abbé, wenn in Frankreich eine Revolution gemacht wird, ſo ſind es nur die Feinde der Königin, denen der gute Louis XVI. dieſelbe zu verdanken haben wird! Mögen ſich aber Orléans und Necker heimlich mit einander verbinden, was folgt daraus?

Es folgt daraus, daß dies die richtige Poſition iſt, entgegnete Cerutti. Und Ihr würdet Euch ein Verdienſt um die ganze Nation erwerben, wenn Ihr

auch unſern Freund Mirabeau bewegen könntet, mit Orléans und Necker zu gehn. Dieſe würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, was Ihr aus meinem Munde als die beſtimmteſte Aeußerung aufnehmen und benutzen könnt.

Ich glaube Euch zu verſtehn, entgegnete Chamfort, aber Ihr müßt wiſſen, daß ich viel zu bequem bin, um mir den Kuppelpelz der Parteien verdienen zu wollen. Aber ſeht, Abbé, jetzt kommt Euer Stand, jetzt kommt der Clerus in ſeinem ganzen pontifikaliſchen Schmuck herangeſchritten.

Man erblickte jetzt die geiſtlichen Mitglieder, die, in feierlicher Prozeſſion ſich einherbewegend, das heilige Sacrament an ihrer Spitze führten. Dieſer Zug war gewiſſermaßen in einer ſtandesmäßigen Gliederung abgetheilt, indem die Biſchöfe, die in ihren violetten Prachtkleidern ſich zeigten, ſich von dem niedrigen Clerus, der im großen Mantel und mit der viereckigen Mütze erſchien, geſondert hielten. Der König und die Königin begleiteten das heilige Sacrament, welches in den Händen des Erzbiſchofs von Paris unter einem prachtvollen Thronhimmel ſtrahlte, deſſen Schnüre die Grafen von Provence und Artois auf der einen Seite, auf der andern die Herzöge von Angoulème und Berri trugen.

Beim Anblick des Königs, der ernſt und blaß, aber mit einer gelaſſenen und zuverſichtlichen Ruhe einherſchritt, waren die Volksmaſſen in lebhafte und aufrichtige Beifallsrufe ausgebrochen, die auf den Monarchen einen freudig bewegenden Eindruck zu machen ſchienen. Den wiederholten Schreien: es lebe der König! klang jedoch kein einziger Ausruf für die Königin zur Seite. Kein einziger Volksgruß, kein Ton der Liebe und Bewunderung, wie ihn Marie Antoinette

in früheren Zeiten so oft bei ihrem öffentlichen Erscheinen vernommen, drang ihr heut entgegen.

Marie Antoinette schien die ganze Schwere dieses Moments auf das Tiefste zu empfinden. Dies unheimliche Schweigen, welches ihr das Volk entgegenstellte, und aus dem sich, ohne daß man wußte wie, eine schneidend feindselige Stimmung herausfühlte, dünkte ihr ein Angriff auf ihre Person zu sein, den sie nicht ungeahndet hinnehmen zu dürfen glaubte. Die Königin versuchte daher, ihrem Schmerz und ihrer Bewegung zu trotzen, indem sie sich, wie schon öfter bei früheren Gelegenheiten, in eine verachtungsvolle Miene und spöttische Blicke, mit denen sie das Volk musterte, hineinrettete. Plötzlich aber begann sie zu schwanken, ihr Gesicht erbleichte, und die hin- und herzitternde Gestalt schien ohnmächtig niedersinken zu wollen. Die Prinzessin von Lamballe, welche sich der Königin zunächst befand, bemühte sich, sie mit ihrem Arm zu stützen. Man glaubte einen Augenblick, daß die ganze Prozession unterbrochen werden müsse. Aber Marie Antoinette gewann bald wieder so viel Festigkeit, um den Weg fortsetzen zu können.

Die neue Erschütterung der Königin war besonders durch einige Frauen aus dem Volke hervorgerufen worden, welche sich mit fürchterlichen Mienen und in der gehässigsten Absicht der Königin von weitem bemerklich zu machen gesucht, indem sie ihr mit Lauten und Gebärden, die von der Königin nicht mißverstanden werden konnten, zuschrieen: „es lebe der Herzog von Orléans! die Orléans für immer!“ In den Augen der Herzogin von Orléans, mit denen sich die Blicke der Königin gerade in diesem Moment begegnet waren, blitzte ein triumphirendes Lächeln empor, von dem sich Marie Antoinette noch tiefer verwundet gefühlt.

Die übrigen Personen des Hofes beschlossen in einem prachtvollen Cortège den Zug, der in diesen kostbar geschmückten Cavalieren und Hofdamen einen leuchtenden, von Gold und Diamanten funkelnden Schweif hinter sich herzuziehen schien.

Chamfort sprang von seinem Schachtisch herunter und sagte zum Abbé Cerutti: Jetzt, mein Freund, rasch hinterher, damit wir noch frühzeitig bei der Kirche Saint-Louis anlangen, und unsere Plätze, zu denen Ihr uns behülflich gewesen seid, einnehmen können. Wenn wir mit unsern geschwinden Beinen dort die kleine Nebengasse einschlagen, kommen wir noch vor König und Ständen bei den Pforten von Saint-Louis an. —

Die beiden Freunde suchten sich jetzt durch die dem Zuge nachdrängenden Volksmassen Bahn zu machen, was ihnen anfangs kaum gelingen wollte. An der kleinen Gasse, in welche sie einbiegen wollten, wurden sie durch das sich von mehreren Seiten kreuzende Gedränge so aufgehalten, daß sie sich zum Stillstehen entschließen mußten. Chamfort war mit seinem Freunde dicht an das Eckhaus hinangetrieben worden und stand gegen einen Balkon gepreßt, der mit schönen und reichgeschmückten Damen besetzt war.

Ah, da haben wir es wunderbar getroffen, sagte Chamfort, nachdem er die Damen näher betrachtet hatte. Ist nicht die Eine die Tochter Neckers, die schöne und geistreiche Frau von Staël-Holstein, und in der Andern glaube ich die liebenswürdige Frau von Montmorin zu erkennen? Sie sind beide in der lebhaftesten Unterhaltung mit einander begriffen, und wenn wir Horcher an der Wand sein wollen, werden wir jedes Wort erlauschen können.

Ich weiß keinen Tag meines Lebens zu nennen, an dem ich mich so gefreut hätte wie heut, sagte die

Tochter Neckers, in ihrer lebhaften Weiſe, indem ihre geiſtvollen Augen Flammen ſprühten. Es war ein großes, ſchönes, die erhabenſten Gedanken in ſich ſchließendes Schauſpiel! Nation und König, welche ſich an die Bruſt geſunken ſind, und zuſammen beten gehen wollen, um ihren Bund für die Wiedergeburt des Vaterlandes zu beſchwören, iſt das nicht ein Anblick, durch welchen die Thräne des Entzückens geboren werden muß?

Sie drückt ſich immer etwas exaltirt aus, dieſe Tochter Neckers, ſagte Chamfort leiſe zu ſeinem Freunde. Auch in ihrer Schrift über Jean Jacques Rouſſeau ſind mir zu viel turbulente Stoßſeufzer, von denen ich mich halb gekitzelt und halb geprügelt fühle, und man weiß nicht, ſoll man der ſchönen Verfaſſerin dafür einen Kuß oder einen Naſenſtieber geben. Wenn Herr Necker morgen ſeinen Eröffnungs-Discours hält, werden wir gewiß wieder einigen Ideen ſeiner ſuperklugen und angebeteten Tochter darin begegnen. Man ſagt, daß Necker unter dem Pantoffel ſeiner geiſtreichen Tochter ſteht?

Hören wir, was die ſchöne Frau von Montmorin ſagt, erwiederte Cerutti, ſeinen Freund bedeutend. Sie machte der Frau von Staël Vorwürfe darüber, daß ſie ſich einer ſo großen Freude überlaſſen habe.

Ich bitte Dich, hörte man jetzt Frau von Montmorin auf dem Balkon ſagen, wie kannſt Du wohl an den heutigen Tag ſo freudige Erwartungen knüpfen? Du haſt Unrecht, denn das größte Unheil für Frankreich und für uns wird aus dem folgen, was wir heut geſehen haben.*)

---

*) Frau von Montmorin wurde ſpäter in die Revolutionsereigniſſe hineingezogen und endete ihr Leben auf dem Schaffot. Vgl. Madame de Staël Considérations sur la Révolution française p. 187.

Man sah Frau von Staël bei diesen Worten erbleichen und zittern. Sie ergriff die Hände der Frau von Montmorin und zog dieselben unter heftig hervorstürzenden Thränen an ihre Lippen. In diesem Augenblick aber trieb die stoßende Volkswoge die beiden Freunde von dieser Stelle hinweg. Die Musikchöre und die Priestergesänge, welche die Processsion der drei Stände begleiteten, tönten jetzt schon in einiger Ferne, und Chamfort und Cerutti, die nun von selbst in die Seitengasse hineingedrängt wurden, bestrebten sich, auf diesem Wege nunmehr in verdoppelter Eile die Kirche zu erreichen.

Die drei Stände hatten, nachdem sie in Saint-Louis angelangt, bereits auf den Bänken, welche für sie in dem Schiff der Kirche aufgestellt waren, ihre Plätze eingenommen. Der König und die Königin hatten sich, umgeben von ihrem Hofstaat, unter einem Thronhimmel von violettem Sammet, der mit goldenen Lilien durchsäet war, niedergelassen. Die Königin sah blaß und verstört aus, und der König, der in seiner unbefangenen und einfachen Haltung nur durch die Sorge um seine Gemahlin gestört schien, war mit seinen Blicken und Mienen fast ausschließlich ihr zugewandt.

Chamfort und Cerutti befanden sich auf einer der Tribunen, welche mit vorbehaltenen Plätzen für die Zuschauer aufgeschlagen waren. Wir werden hier Alles vortrefflich sehen, sagte Chamfort. Und ich sehe jetzt erst recht ein, was Connexionen in der Welt werth sind. Denn ohne Euere Verbindung mit dem Minister Necker, lieber Abbé, würden wir schwerlich diese guten Einlaßkarten erhalten haben. Und mir liegt sehr daran, alle, auch die kleinsten Züge dieser heutigen Feierlichkeiten zu erlauschen. Ich habe unserem Freunde Mirabeau einen Bericht versprochen, den er

in seinem Journal benutzen will, welches er über die Sitzungen der Reichsstände herauszugeben angefangen. Denn er glaubt, daß der Held der Zeit heut auch die Schreibfeder führen müsse, um dem Jahrhundert in die Weichen zu dringen. Darum hat der Abgeordnete des dritten Standes zugleich auch als Journalist debütiren zu müssen geglaubt. Und nun kann ich der Königin hier gerade recht ins Antlitz sehen, und die geheimen Falten eines Kummers, welcher der Weltgeschichte angehört, auf dem schönsten Gesicht studiren.

Die Königin sieht in der That sehr leidend aus, entgegnete Abbé Cerutti. Sie hat diesen Tag schon lange gefürchtet, und sich lange vor demselben gesträubt. Ihr Mißverhältniß zur Nation hat sich heut auf die schlimmste Weise entschieden, und ich fürchte für sie. Wäre ihre Ansicht im Staatsrathe durchgegangen, so hätte man die Versammlung der Reichsstände auf vierzig bis sechzig Meilen von der Hauptstadt entfernt gelegt, und Marie Antoinette wäre schwerlich von diesen Eindrücken berührt worden, die ihr heut ein wahres Grauen in das Herz geworfen haben. Aber die Meinung Necker's siegte für Versailles, und meines Erachtens macht es dem Minister Ehre, daß er die Versammlung in der Nähe von Paris haben wollte, um zu zeigen, daß er es nicht scheut, die Abgeordneten der Nation in einem gewissen Zusammenhang mit dem Drang und Leben des Volkes zu sehen. Dies Vertrauen zum Volke wird Herrn Necker hoch angerechnet werden müssen.

Aber den richtigen Instinct wird man der Königin dabei nicht absprechen können, erwiederte Chamfort. Es stehen große Stürme bevor, und ihre schönen blonden Locken werden davon nothwendig in Unordnung gerathen müssen.

In diesem Augenblick begann ein Chor melodischer und ausdrucksvoller Stimmen die Hymne O salutaris hostia anzustimmen, und drang mit einer einfachen, hinreißenden Gewalt durch die Hallen der Kirche. Bald darauf erschien der Bischof von Nancy, Herr de la Farre, auf der Kanzel, um seine Rede zu beginnen, der man von vielen Seiten mit einer gespannten Erwartung entgegen gesehen hatte. Die Hofleute trauten ihren Ohren kaum, als der fromme Bischof in einem ungemein schwungvollen Sermon über den Luxus und Despotismus der Höfe, über die Pflichten der Fürsten und die Rechte des Volks zu predigen anhub. Die Versammlung wurde davon so hingerissen, daß plötzlich von allen Seiten ein lautes und stürmisches Beifallklatschen losbrach. Dies hieß der Etiquette so stark ins Gesicht schlagen, daß auf den Plätzen des Hofes eine unruhige Bewegung entstand. Denn selbst im Theater hatte bisher in Gegenwart des Monarchen kein Beifallsklatschen erschallen dürfen. *)

Der König sah aber auch bei diesem Vorgange ruhig und unbewegt aus. Seine Blicke hingen nur an dem Gesicht der Königin, deren Marmorblässe sich plötzlich in eine tiefe dunkle Purpurgluth verwandelt hatte. Kaum aber war die Predigt und die darauf folgende religiöse Ceremonie beendigt, als auch der Hof schon aufgebrochen war, und die Versammlung, die zu dem Thronhimmel emporblickte, plötzlich nur die leergewordenen Plätze wahrnahm.

Dann entstand auf Einmal ein lebhaftes Durcheinanderbewegen in der Kirche. Die Abgeordneten erhoben sich von ihren Sitzen, in denen sie bisher, in räumlicher Trennung des einen Standes von dem

*) Mirabeau Journal des Etats-Généraux No. 1.

andern, niedergelaſſen geweſeu. Man begrüßte ſich lebhaft von einem Stande zum andern, je nachdem man perſönliche Bekannte ſich gegenüber ſah. Nur die Mitglieder des Adels hatten ſich größtentheils in demſelben Augenblick zu entfernen angefangen, in welchem ſie den Aufbruch des Hofes wahrgenommen, und nur wenige Einzelne waren noch zurückgeblieben, um ſich mit einigen Mitgliedern des Clerus oder des dritten Standes zu unterhalten.

In der Mitte der Kirche hatten ſich einige Gruppen gebildet, in denen man in lebhafter Unterhaltung zuſammenſtand, und zu denen allmählich auch einzelne Perſonen von den Zuſchauerplätzen ſich heranfanden. Chamfort und Cerutti hatten ſich in dieſen Kreis begeben, um ſich mit Mirabeau zu begrüßen, der die Freunde herzlich empfing, bald aber wieder durch andere Begegnungen von ihnen abgezogen wurde.

Mirabeau ſprach jetzt beſonders eifrig mit einigen Mitgliedern des Clerus, unter denen er mehrere perſönliche Bekannte hatte, mit denen ihm eine perſönliche Wiederanknüpfung in dieſem Augenblick wichtig zu ſein ſchien. Darunter befand ſich namentlich Talleyrand-Périgord, der ſeit Kurzem Biſchof von Autun geworden war, und auch von dieſer Stadt die Wahl zu den Reichsſtänden angenommen hatte. Mit dem geiſtreichen und liebenswürdigen Abbé von Périgord hatte Mirabeau früher in einem ſehr innigen Verhältniß geſtanden, das nicht vertrauter und freundſchaftlicher ſein konnte, und das auch ſeit der Erhebung des jungen Abbé zum Biſchof noch in einer lebhaften Weiſe fortgedauert hatte. Nur plötzlich hatte dies Verhältniß durch eine beſtimmte Veranlaſſung einen Stoß erlitten, und Talleyrand, der es in der letzten Zeit in Paris abſichtlich vermieden, Mirabeau

zu ſehen, ſchien auch jetzt die Erkennung und Begegnung mit dem alten Freunde ſo lange als möglich hinausſchieben zu wollen.

Mirabeau aber, der ihn lange ſcharf beobachtet, trat ihm jetzt ohne Weiteres in den Weg, und ſagte, ihm mit kräftiger Rückſichtsloſigkeit die Hand ſchüttelnd: An einem Tage, mit dem ſich die ganze Nation erneuert, laßt uns auch die alte Freundſchaft erneuern, Talleyrand-Périgord! Sollte denn wirklich mein unglückliches Buch über den preußiſchen Hof, an deſſen Exiſtenz ich doch ſo geringe Schuld trage, uns für immer auseinandergebracht haben?

Talleyrand hatte mit ſeiner flüchtigen Grazie, die ihn auch in dem pomphaften Biſchofs-Ornat nicht verließ, die ihm dargereichte Hand Mirabeau's nur leiſe geſtreift, und ſagte dann, indem über ſein ernſtes, lauerndes Geſicht ein verbindliches Lächeln irrte: Iſt wohl die Zeit da, um an Bücher zu denken? Bücher kann man vergeſſen, aber ſeine ächten Freunde vergißt man nie. Und jetzt braucht ja ein Freund den andern, wie dieſe Einberufung der Reichsſtände beweiſt. Die Regierung ruft die Stände als ihren Freund in der Noth, und ein Stand, denke ich, wird jetzt auch wieder an dem andern ſeinen Freund in der Noth haben. Und da liegen auch wir uns wieder in den Armen, Graf Mirabeau!

Wenn Ihr dies ausſprecht, ſo bedeutet es Glück für das Gelingen dieſer ganzen Verſammlung, erwiederte Mirabeau. Der dritte Stand, den ich hier zu vertreten habe, wird ſich beſonders gern mit dem Clerus zu einem einigen Wirken zuſammenſchließen. Große Hoffnungen erregte uns dazu ſchon die vortreffliche Predigt des Herrn Biſchofs von Nancy. Was Herr de la Farre heut von der Kanzel herab über die Verderbniß der Höfe und die Rechte des

Volkes gesagt, fordert den dritten Stand recht eigentlich auf, unsern wahren Rettungsbund mit den Herren von der Geistlichkeit zu schließen. Im Uebrigen aber, Herr Bischof, lagen Talleyrand-Périgord und Mirabeau sich einstmals nicht blos als politische Repräsentanten in den Armen! Ich sehe, Ihr glaubt noch immer, daß ich es eigentlich gewesen, der, gegen Euern Rath und Euern ausdrücklichen Wunsch, das Buch über den preußischen Hof in den Druck gehen ließ?

Ei, mein lieber Graf von Mirabeau, entgegnete der Bischof mit einem stechenden Lächeln, es ist dies ja ein ausnehmend hübsches Buch, und Ihr habt mir ja darin selbst ein artiges Lob gespendet, indem Ihr mich zu den hoffnungsvollsten Geistern der Epoche gerechnet. Aber dies Buch wurde für die Regierung freilich sehr unangenehm, besonders da in dem Augenblick, wo es erschien, sich gerade der Prinz Heinrich von Preußen in Paris befand, den Ihr auf eine so fürchterliche Weise mitgenommen habt. Und lediglich deshalb, weil ich den Prinzen kenne, und weil man zugleich in vielen Kreisen glaubte, daß der erste Gedanke zu Euerer Mission nach Preußen von mir ausgegangen sei, wurde mir die Sache einen Augenblick lang recht unangenehm.*) Jetzt aber sind wir hier auf diesem glatten, sehr glatten Estrich der neuen Reichsstände, mein alter Freund! Der Clerus und der dritte Stand werden ganz gewiß zusammengehen müssen, wenn ich auch für die Rede meines ehrwürdigen Collegen, des Bischofs von Nancy, nicht so schwärmen kann, wie Ihr! Ja, ja, mein lieber Graf Mirabeau, Ihr seid schon immer trotz Euerer andern Passionen sehr parteiisch für meine lieben Collegen

*) Corréspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 344.

vom Clerus gewesen. Ich will Euch aber aufrichtig sagen, was mir an der Rede des Herrn de la Farre nicht gefallen hat. Sie war zu sehr auf einen gewissen Effect gearbeitet, und mußte daher nothwendig die Hände des Auditoriums in Bewegung setzen, was doch ein großer Verstoß gegen die Etiquette war, den ich sehr ungern durch ein hohes Mitglied des geistlichen Standes veranlaßt sehe. Es ist zwar wahr, was ist alle Etiquette? Ihr lächelt, Graf Mirabeau. Ich glaube in Euren Augen zu lesen, was Ihr sagen wollt. Ihr meint, der erste Stoß gegen die Etiquette sei ja von der Königin selbst ausgegangen, und deshalb dürfe man sich nicht wundern, wenn das gefährliche Feuer, das die Königin Marie Antoinette mit eigenen Händen anzündet, nun auch von unten herauf zu brennen anfange? Das wollt Ihr ganz gewiß sagen, Graf Mirabeau, denn Ihr seid immer der Mann der verwegensten Logik gewesen.

Das feine geistvolle Gesicht des Bischofs von Autun strahlte bei diesen Worten von jener Ironie, die sich in seinem Antlitz in der Regel hinter den Zügen eines sinnenden und aufmerksamen Ernstes barg, und nur in seltenen Momenten diese Verstecke verließ, um sich offen in ihrer Uebermacht zu wiegen.

Talleyrand-Périgord hatte erwartet, daß auch Mirabeau lächeln würde, und als dies zu seinem sichtlichen Erstaunen nicht geschah, wurde er selbst plötzlich wieder ernsthaft, fast abstoßend, und richtete einen herausfordernden und stechenden Blick auf Mirabeau.

Nachdem sich Beide in einer kurzen Pause schweigend gegenüber gestanden, sagte Mirabeau: Ich gestehe, daß der Anblick der Königin mir heut ein tiefes Mitgefühl eingeflößt hat, und ich fragte mich vor ihren in Leid dahinschmelzenden Zügen: ob die schönste Frau Frankreichs wirklich auch die unglücklichste wer-

den solle? Vielleicht überwältigte mich zugleich das wunderbare Schönheitsbild der Königin, das mir noch nie so rein und vollendet erschienen, als in diesem Augenblick. Ihr wißt, ich habe einen demokratischen Geist und ein monarchisches Herz. Bei Euch ist es immer umgekehrt gewesen, denn Ihr seid gerade in Eurem Herzen demokratisch, Talleyrand, während Euer Geist stets einen Fußfall bereit hat für die Königlichen Herren dieser Erde. Unsere politischen Debatten, die wir früher mit einander führten, haben darum immer so viel Reiz für mich gehabt. Nur in Einem Ding standen wir immer ganz gleich, nämlich in der Sympathie, die wir Beide unsern Gläubigern einzuflößen wußten.

Mit den Generalständen werden wir ja, so Gott will, Alle ein neues Leben anfangen, sagte der Bischof von Autun, andächtig die Hände faltend. Oft ist es gut, Gläubiger zu haben; man gewinnt daran zugleich Gläubige. Denn wer uns vertraut, und immer nachläuft, den werden wir leicht zu allem Guten mit uns führen können. Aber seht, da sind ja noch andere liebe Freunde, mit denen man sich gern einmal wieder die Hände schüttelt.

Er deutete bei diesen Worten auf eine ihnen nahe getretene Gruppe, in der Chamfort und Cerutti mit einem dritten Herrn in geistlicher Kleidung zusammenstanden, in welchem letztern Mirabeau mit großem Interesse den Abbé Sièyes wiedererkannte.

Sièyes war eine kleine gedrungene Gestalt, der Energie und Willenskraft gewissermaßen in jeder ihrer Muskeln eingeprägt zu sein schienen. Aber sein Wesen hatte zunächst etwas Verschlossenes und Düsteres, obwohl der bedeutende Kopf, der in einem ruhigen Nachsinnen vornüber auf die Brust gesenkt lag, und die hinter langen Wimpern verschleierten, nur zuweilen in

ſcharfen Blitzen leuchtenden Augen nach einer Aeußerung von ihm begierig machten.

Mirabeau war ihm jetzt mit der lebhafteſten Begrüßung entgegengeſtürzt und ſagte: Geprieſen ſeien die Pariſer Wahlen, die uns den Grafen Sièyes geſandt haben! Ihr ſeid der einzige Geiſtliche, der als Vertreter des dritten Standes hier erſchienen iſt, und das wird und muß uns Glück bringen. Umarmen wir uns darauf!

Sièyes erwiederte dieſen Gruß mit einer freundlichen, aber ſehr gemeſſenen Bewegung, und ſagte: Kann es einen natürlicheren Vertreter des dritten Standes geben, als den Geiſtlichen? Wenn der Geiſtliche nicht zugleich ein Mann des Volkes iſt, kann er nur ein Heuchler ſein. Ohne das Volk giebt es ebenſo wenig eine Kirche als einen Staat.

Und unſer Sièyes iſt ja eigentlich das Orakel des dritten Standes geworden, rief der Abbé Cerutti, indem er Sièyes auf die Schulter klopfte. Seine Schrift: „Was iſt der dritte Stand?“ iſt die Oriflamme der heutigen Nationalbewegung Frankreichs. Sie hat dem Volke den Weg gewieſen, um ſich ſelbſt zu finden, denn die Selbſterkenntniß iſt das Sacrament, welches, wenn es dem Sterbenden gereicht wird, ihn wieder zu einem Lebenden macht.

Nicht übel, Cerutti, ſagte Sièyes in ſeiner lakoniſchen Kürze. Aber wenn Ihr doch von meiner kleinen Schrift über den dritten Stand redet, ſo ſteht hier der Mann, dem ich dabei Alles verdanke, nicht nur die Anregung, ſondern auch viele einzelne Stellen, die gerade die Hauptſache enthalten.

Er deutete bei dieſen Worten auf Chamfort, der neben ihm ſtand und bei dieſer Erwähnung faſt erſchrocken zuſammenfuhr.

Unſer Freund Chamfort erröthet, wie ein junges

Mädchen, sagte Mirabeau lachend. Ich habe schon einmal von ihm gesagt, daß er Schlangeneier legt, um sie von Löwen ausbrüten zu lassen. Und ich bin stolz auf dieses Gleichniß, besonders aber deshalb, weil es paßt. Er hat es schon öfter so gemacht.

Ich finde, daß meine Freunde zu gütig gegen mich sind, erwiederte Chamfort. Wenn mir meine Constitution erlaubte, Schlangeneier zu legen, wollte ich die lieben jungen Schlangen schon selbst aus der Schale bringen und in dem Garten Frankreichs spazieren führen.

Nein, sagte Mirabeau, Du würdest zu faul zum Brüten sein, sowie Du zu faul gewesen bist, um Dich zu den Reichsständen wählen zu lassen. Und ich weiß noch nicht, wie wir ohne Deinen, immer das richtige Licht verbreitenden Geist werden tagen können.

Die Zuschauerbänke müssen auch besetzt sein, wenn auf der Bühne gut gespielt werden soll, versetzte Chamfort. Auch bei der Schrift des Abbé Sièyes über den dritten Stand habe ich nur die guten Dienste eines Zuschauers versehen, nichts weiter. Er setzt mir seine Ideen auseinander, ich mache natürlich ein ziemlich gescheidtes Gesicht dazu, und aus meinen Mienen hat er sich dann Einiges in seine Schrift entnommen, was weiß ich. So wird ein Held erst durch das Volk, das ihm zujauchzt, zu dem, was er ist. Mir aber, meine lieben Freunde, vergönnt es, immer nur Volk und nichts als Volk zu sein, denn zu etwas Anderem tauge ich wahrlich Nichts!

Man erfreute sich dieser liebenswürdigen Heiterkeit Chamforts, und lachte, indem man ihm herzlich die Hände schüttelte. Sièyes aber sagte, indem seine dunkeln, verschlossenen Blicke aufflammten: Chamfort hat Recht. Ich habe heut auch schon daran gedacht. Am Ende gehöre auch ich gar nicht hierher, und hätte

beſſer gethan, in meiner ſtillen Arbeitsklauſe daheim zu bleiben, und meine Bücher anzureden oder Muſik zu machen. Denn man muß das Talent eines Mirabeau zum Sprechen und Schreiben haben, um hier etwas nütze zu werden.

Macht Ihr noch immer ſo viel ſchöne Muſik? fragte ihn jetzt Talleyrand, der ſich bisher mit dem ihm in den Weg getretenen General von Lafayette unterhalten hatte. Ich weiß, daß Ihr neben Euren großen philoſophiſchen Arbeiten Euch auch viel mit Muſik beſchäftigt. Eure Schrift über den dritten Stand iſt freilich auch eine Oper, in der mit ſtarken Blaſeinſtrumenten gearbeitet wird. Aber wir ſind doch einmal auch Clerus, Herr Abbé. Werden wir nicht auch bei Gelegenheit für einige Friedens-Hymnen zu ſorgen haben?

Ich bin nicht Componiſt für Alles, Herr Biſchof, erwiederte Sièyes trocken. —

Die Glocken von Saint-Louis, welche bisher die ſtattgefundene Feierlichkeit ausgeläutet hatten, verhallten in dieſem Augenblick in einem dumpfen, ſeufzerartig in ſich verlöſchenden Ton. Dies gemahnte die Abgeordneten, welche bisher noch in den Gängen der Kirche zurückgeblieben waren, zum Aufbruch. Man trennte ſich oder begab ſich gemeinſam zu den Wagen, die draußen an den Pforten von Saint-Louis harrten. —

Bei Otto Janke in Berlin sind erschienen:

Schriften von L. Mühlbach.

Friedrich der Große und sein Hof. 4. Aufl. 3 Thle. Geh. 1 Thlr.

Friedrich der Große und seine Geschwister. 4. Auflage. 6 Thle. Geh. 2 Thlr.

Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof.

Erste Abtheilung: Kaiser Joseph und Maria Theresia. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abtheilung: Kaiser Joseph und Marie Antoinette. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dritte Abtheilung: Kaiser Joseph als Selbstherrscher. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Napoleon in Deutschland.

Erste Abtheilung: Rastatt und Jena. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Zweite Abtheilung: Napoleon und Königin Louise von Preußen. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Im Laufe des Jahres 1860 erscheinen:

Dritte Abtheilung: Napoleon und Blücher. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Vierte Abtheilung: Napoleon und der Wiener Congreß. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Carl II. und sein Hof. 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Heinrich der Achte und sein Hof, oder: **Katharina Parr.** 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Friedrich der Große und sein Kaufmann. 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Frau Meisterin. 2 Bde. 2. Auflage. Geh. 22½ Sgr.

Prinzessin Tartaroff, oder: **Die Tochter einer Kaiserin.** 2 Bde. 2. Auflage. Geh. 22½ Sgr.

Berlin vor funfzehn Jahren. 3 Bde. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Königin Hortense. 2 Bde. 4. Auflage. Geh. 20 Sgr.

Graf Mirabeau.

Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Vierter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Siebentes Buch.

Die National-Versammlung.

I.

Der fünfte Mai.

Am Morgen des 5. Mai 1789 sollte im Schlosse zu Versailles die feierliche Eröffnungssitzung der Generalstände von Frankreich abgehalten werden.

Mirabeau, der bei einem Bürger von Versailles eine kleine und gegen seine sonstigen Gewohnheiten ziemlich anspruchslose Wohnung für die Dauer der Sitzungen gemiethet hatte, stand mit seinem Wirth, einem politisch sehr aufgeregten Färber, schon in früher Morgenstunde in dem kleinen Garten am Hause, wo er das Frühstück eingenommen. Der Färber hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen vornehmen Gast, der ihm zugleich in der Glorie des Volksvertreters erschien, selbst auf das Beeifertste zu bedienen, wobei er freilich zugleich den Vortheil gesucht, in der Unterhaltung mit Mirabeau zu bleiben und von demselben über die Fragen des Tages manches gewichtige Wort zu erlauschen.

Mirabeau aber hatte im Grunde wenig Geduld bewiesen, um über Alles, was der wißbegierige Bourgeois so genau von ihm wissen wollte, Auskunft zu geben. Er sah zum Oeftern nach der Uhr, um zu

ſehen, ob die bedeutungsvolle Stunde noch nicht herangerückt, die ihn nach dem Schloſſe rufen würde. Es war erſt ſechs Uhr, und eine halbe Stunde ſpäter hatte Mirabeau ſeinen Wagen beſtellt, um nach dem Schloſſe von Verſailles zu fahren.

Ueber Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechte und Volksſouverainetät habt Ihr mich nun genug ausgefragt, Meiſter Camille, ſagte Mirabeau zu ſeinem Wirth. Betrachten wir nun auch ein wenig Euere Roſen, die Ihr in der That meiſterlich aufzuziehen verſteht, und die heut aus dieſem friſchen Thau ſchon ihre herrlichſte Morgentoilette beſtritten haben.

Nein, Herr Graf von Mirabeau, ich habe jetzt etwas Anderes im Kopf, als meine dummen Roſen, entgegnete der Bürger, der in unruhiger Beweglichkeit vor Mirabeau auf- und abging, und dann wieder im tiefſten Nachdenken, den Finger an die Naſe gelehnt, vor ihm ſtehen blieb. Alle Welt ſpricht jetzt von der Volksſouverainetät, manche Leute hört man ſogar von der Revolution reden, ein ſeltſames Wort, das plötzlich, und ohne daß man weiß wie, in den Gebrauch zu kommen anfängt. Neulich war ich drüben in Paris, und nahm meine Demi-Taſſe in einem Café in der Rue Saint Nicaiſe ein, wo die Diligence nach Verſailles abgeht. Da waren eine Menge Leute, die ſo gelehrt waren, daß ich mich ſchämen mußte. Der Eine ſprach vom Contrat ſocial, und ſah dabei ſo feierlich aus, wie der Prieſter, der das Sacrament austheilt, ſo daß ich mich ſcheu in die Ecke drückte, und wir Alle mit einer wahren Andacht zuhörten. Ein Anderer las einige Stellen aus einem Flugblatt vor, deſſen Titel uns ſchon mit einer brüllenden Freude erfüllte, denn danach war das Blatt in Paris bei der Wittwe Freiheit gedruckt worden und im Laden zur Revolution für Jedermann zu haben. Nun ſagt

mir, Herr Graf, was ist eigentlich die Revolution, und welcher Art ist das Geschäft, das sie in ihrem Magazin betreibt?

Ihr seid ein Färber und zugleich ein guter Blumenzüchter, Meister Camille, entgegnete Mirabeau lächelnd. Wenn die Farbe eines Stoffes gänzlich verschossen ist, und der Stoff ist noch gut und haltbar, werdet Ihr da verzweifeln, ihm eine andere Farbe zu geben? Nein, Meister Camille, Ihr werdet frisch Hand anlegen. Ihr waſcht das ganze Stück erst vollkommen aus, klopft und reibt es und lockert es nach Herzenslust, und dann taucht Ihr es plötzlich in die neue Farbe, die es dann wie ein neues Leben umfließt. Ihr habt eine Revolution gemacht, Meister Camille, denn Ihr habt aus Grau Schwarz, aus Gelb Grün, aus Weiß Roth, und was weiß ich Alles, gemacht. Und noch schöpferischer verfahrt Ihr mit Euren Rosen hier. Ihr belebt den erstorbenen Keim der einen Gattung durch die frische Lebenskraft der andern, oder Ihr mischt mit ebenso geschickter als gewaltsamer Hand die verschiedenen Gattungen mit ihrem Samen durcheinander, und erzeugt daraus ein ganz neues herrliches Gewächs, wie Ihr es vordem noch nie gesehen habt. Da habt Ihr schon wieder eine Revolution gemacht, Meister Camille! Und so, wie Ihr mit Euren Rosen, werden wir auch mit den verschiedenen Klassen und Ständen der Gesellschaft verfahren müssen. Aus allen diesen, Freund, müssen wir jetzt eine neue und einheitliche Mischung herstellen, und vielleicht kommt diese Sache heute noch, spätestens morgen, zur Sprache. Denn Hof und Ministerium irren sich, wenn sie glauben, daß wir hier in Versailles nach Ständen tagen, nach Ständen berathen und beschließen werden. Die drei Stände sollen schon in dieser Versammlung zu einer untheilbaren Nation zusammenfließen, und

dafür werden die Gemeinen, dafür wird Mirabeau sorgen. Sollte man es selbst eine Revolution nennen, wie ich Euere Rosenzüchterei eine Revolution nenne!

Camille klatschte sich vor Freuden über diese Auseinandersetzung in die Hände, während Mirabeau, der immer ungeduldiger zu werden anfing, mit heftigen Schritten den kleinen Garten durchmaaß, und dann seinen Diener aussandte, um das Heranfahren des Wagens beschleunigen zu lassen.

Wenn ich so ungeduldig zu einer Sache bin, pflegt sie mir gewöhnlich irgend eine Unannehmlichkeit zu bereiten, sagte Mirabeau vor sich hin. Ich hätte die Nehra und den kleinen Coco mit herübernehmen sollen. Das sind Gesichter, die mich immer zum Frieden stimmen, und in schöner, friedlicher Stimmung hat man auch viel bessere Erlebnisse. Nun, es ist ein großer Tag heut, und wir werden sehen, was er uns bringen wird, wie wir mit ihm werden bestehen können! —

Der Wagen erschien endlich.

Den Ständen war eine so frühe Zeit ihres Erscheinens in Versailles angesetzt worden, um die ceremoniellen Formen, mit denen es das Ministerium sehr genau zu nehmen dachte, in recht reichlicher Ausführlichkeit zur Erledigung bringen zu können. Zugleich sollte aber diese Gelegenheit benutzt werden, um den Abgeordneten des dritten Standes von vornherein eine empfindliche Demüthigung zu bereiten.

In der Avenue des Schlosses von Versailles war ein großer und schöner Saal als der geeignetste Raum, um die zwölfhundert Abgeordneten Frankreichs und außerdem eine zahlreiche Zuhörerschaft aufnehmen zu können, aufgefunden und hergerichtet worden. Louis XVI. selbst, der gern baute und Baupläne machte,

hatte sich mit den Einrichtungen und Verzierungen dieses Saales auf das Eifrigste beschäftigt.

Es war dem König längere Zeit hindurch eine besondere Angelegenheit gewesen, diesen Raum, in welchem er die Vertreter der Nation sich gegenüber erblicken wollte, auf das Würdigste und Glänzendste für einen solchen Act der Verständigung und Einigung auszuschmücken. Er hatte selbst die Tapeten und die Vorhänge ausgesucht, durch welche die zu große Helle des Tageslichts gedämpft in den Saal hereinfallen sollte.

Als Mirabeau hier angelangt war, sah er mit der größten Verwunderung, daß er sich nicht auf demselben Wege in den Saal begeben durfte, wie die gleichzeitig mit ihm angekommenen Herren, welche als Vertreter des Adels oder der Geistlichkeit erschienen. Während für diese letzteren beiden der Eingang durch die große Hauptthür des Saals bestimmt war, ließ man die Abgeordneten der Gemeinen zuerst durch eine in einer Wagenremise befindliche Hinterthür in einen finstern und engen Corridor eintreten, in dem sie zusammengepfercht und sich einander drängend auf ihren Einlaß warten mußten.

Dies ist ein sehr würdiges Vorzimmer für die Abgeordneten der Nation! sagte Mirabeau zu seinem Nachbar, dem Abbé Sièyes, mit dem er sich erst erkannt hatte, nachdem Beide in der Dunkelheit auf das Heftigste zusammengestoßen waren. Das Gouvernement wünscht, daß wir uns erst einander die Köpfe einrennen, oder die Zähne wackelig stoßen, ehe wir ihnen gegenübertreten. Auf die Frage: „was ist der dritte Stand?“ hat unser Sièyes in seiner herrlichen Schrift geantwortet: „Alles!“ Das Ministerium aber antwortet heut und sagt: der dritte Stand ist ein gewisses Etwas, das durch eine Hinterthür in einen

Wagenschoppen hereingelassen wird, dort in einer wahrhaft ägyptischen Finsterniß an die ewige Dunkelheit seiner Existenz sich erinnert sieht, und sich an seiner eigenen Masse so abarbeitet und zu Schanden stößt, daß, wenn man es nachher bei Licht zu besehen hofft, nichts mehr an ihm ist. Aber nein, meine Herren, wir werden den Kopf steif halten, und durch die würdige und stolze Schlachtordnung, in der wir nachher aufmarschiren, unsere Gegner beschämen!

Oder wir werden wie die kleinen Kinder gehalten, sagte Abbé Sièyes, die man erst im Dunkeln einsperrt, ehe man ihnen die zugedachten Geschenke bescheert. Es geht daraus hervor, daß man besser thut, sich nichts schenken zu lassen. Denn die geschenkte Freiheit ist auch nur so eine Hinterthür, durch die man in ein dunkles Loch gebracht wird. Ich schlage also vor, meine Herren, daß wir in dem Saal, in den man uns doch nun hoffentlich bald einlassen wird, uns nichts bescheeren lassen, sondern uns nur Alles nehmen wollen, was uns zukommt. Jedes Recht muß zugleich ein offener Sieg über das Unrecht sein, sonst hat man es nicht und kann es nicht brauchen.

Oder, meine Herren, man könnte auch denken, daß das Gouvernement mit dem dritten Stande Versteck spielen will! rief eine lebhafte, kreischende Stimme, die einem jungen Advokaten aus Arras, Namens Maximilian Robespierre, angehörte. Es hofft uns dann in dem elenden Winkel zu finden, in den es uns selbst hineingesteckt hat, doch das ist kein Spiel, meine Herren. Aber wir werden ja bald überall sein, nicht blos da, wo uns das Ministerium zu finden glaubt. Das Ministerium glaubt eine Maus versteckt zu haben, und wenn die Thüren aufgehen, wird es einen Löwen dafür finden, oder meinetwegen auch einen Tiger, mit wohlgewetztem Zahn.

Keineswegs aber soll es Kaufleute an uns finden, mit denen man feilschen und mäkeln kann um die Rechte der Nation, sagte Mirabeau. Denn am meisten kommt es mir hier eigentlich vor, wie auf einem Flur der Börse, wo man sich zusammendrängt, um auf die Eröffnung des Geschäfts zu warten.*) Heut, wo Alles Agiotage und Procent-Schwindel ist, meint das Ministerium vielleicht nur eine vortheilhafte Anleihe an uns herausschlagen zu können. Aber jeder neue Franc, meine Herren, soll der Regierung theuer zu stehen kommen. Soviel Francs für Euren Beutel, soviel Rechte für die Nation, soll es fortan heißen.

Unter solchen und ähnlichen Unterhaltungen suchten sich die Deputirten die Zeit zu kürzen. Es währte aber fast zwei Stunden, ehe sie aus dieser dunkeln Haft, in welcher sie in der unbequemsten Lage hatten verweilen müssen, durch das Zeichen, das der Ober-Ceremonienmeister Marquis de Brézé gegeben, erlöst und in den großen Saal eingelassen wurden.

Mirabeau wurde zuerst durch den Anblick des glänzenden Raumes gefesselt, der sich ihren Augen darbot. Der Salle des Menus, welcher für die Aufnahme der Reichsstände eingerichtet worden, bot in seinem Innern zwei Reihen von Säulen ionischer Ordnung dar, die dem großen Saal eine ungewöhnliche Würde und Feierlichkeit verliehen. Der Saal empfing sein Hauptlicht von oben aus dem Oval eines durchbrochenen Plafonds, an dem zugleich ein Zelt von weißem Taffet zur Milderung der Sonnenstrahlen ausgespannt war. Es herrschte dadurch ein eigenthümliches sanftes Dämmerlicht, welches überall eine gleichmäßige Helle verbreitete, und jeden einzelnen Punkt in dem großen Raum mit gleicher Bestimmtheit

*) Mirabeau, Journal des états-généraux. Nr. 2.

und Deutlichkeit erkennen ließ. Im Grunde des Saals erblickte man auf einer prächtig geschmückten Estrade und unter einem mit Goldfranzen gezierten Baldachin den Thron, den für die Königin bestimmten Fauteuil und die Tabourets der Prinzessinnen, nebst den für den übrigen Theil der Königlichen Familie bestimmten Sesseln. Unterhalb dieser Estrade stand die den Ministern und Staatssecretairen angewiesene Bank. Zur rechten Seite des Thrones hatte man die Bänke für den geistlichen Stand, zur linken die für den Adel aufgestellt, während gerade gegenüber dem Thron die sechshundert Plätze der Abgeordneten des dritten Standes sich erhoben.

Der Marquis de Brézé begann jetzt mit zwei ihm beigegebenen Ceremonienmeistern den Abgeordneten nach der Reihe ihrer Wahlbezirke ihre Plätze anzuweisen. Als der Herzog von Orléans in der Mitte der übrigen Deputirten von Crespy heranschritt, erhob sich zuerst von den amphitheatralisch aufgerichteten Zuschauer-Tribünen her ein lebhaftes Beifallsklatschen, welches sich mächtiger wiederholte und jetzt auch von vielen Abgeordneten unterstützt wurde, als man bemerkte, wie der Herzog einen Geistlichen, der in der Deputation dieses Wahlkreises bisher hinter ihm gegangen war, zu dem Vortritt nöthigte und nicht eher abließ, bis der kugelrunde geistliche Herr in der That vor ihm herschritt. Inzwischen hatte sich auch die Bank der Minister zu füllen angefangen. Die Minister waren sämmtlich in reich vergoldeten Staatsuniformen erschienen, nur einen einzigen Herrn unter ihnen erblickte man in einer einfachen, bürgerlichen Kleidung, und in einer so natürlichen Haltung, als wenn es sich um ein Staatsgeschäft oder eine Salon-Unterhaltung, aber keineswegs um eine außerordentliche Feierlichkeit handelte. Sobald man ihn wahrgenommen, erhob

sich auf allen Seiten, sowohl in der Versammlung wie auf den Tribünen, eine freudige Bewegung, die endlich in einem allgemeinen Händeklatschen sich entlud. Necker gab nur durch ein sinniges Lächeln, das flüchtig auf seinem ernsten, von Gedanken durchfurchten Gesicht emporstieg, zu erkennen, daß er wußte, wem der Kranz einer so großen Popularität in diesem Augenblick gereicht wurde.

Jetzt schritt die Deputation der Provence heran, aus deren Mitte Graf Mirabeau in seiner aufrechten stolzen Haltung sich erhob, um sich auf seinen ihm bestimmten Platz zu begeben. Schon rührten sich leise einige Hände in der Ferne des Saals, um auch für ihn, den in Frankreich schon vielgenannten, das Ungewöhnlichste von sich reden machenden Mann, mit einem Zeichen des Beifalls anzuschlagen. Mirabeau hob schon sein Haupt freudiger und selbstbewußter empor. Alle Träume seiner Jugend schienen ihn in diesem Augenblick herrlich grüßen zu wollen. Aber kaum hatte er sein Ohr in diese anschwellenden Laute, die sich aus der Versammlung zu ihm herandrängen wollten, zu versenken begonnen, als er leise in sich zusammenfuhr, denn das waren keine Beifallslaute mehr, welche sich seiner Person zuwandten, sondern das war ein unwilliges Geflüster und Gemurmel, das zuerst entstanden schien, um die Beifall spendenden Hände zur Ruhe zu verweisen, bald aber, obwohl nur verstohlen grollend und heimlich zischend, wie eine drohende Wetterwolke sich über dem Haupte Mirabeau's zu entladen drohte.

Mirabeau aber fühlte sich dadurch jetzt nur zu dem wahren Bewußtsein seiner Kraft erhoben. Mit übereinandergeschlagenen Armen, den Kopf mächtig in die Höhe gerichtet, schleuderte er einen einzigen gewaltigen Blitz seiner Augen nach der Seite hin, woher der

Ausdruck des Unwillens ſich am meiſten gegen ihn zu richten ſchien. Dann ließ er ſich, indem plötzlich eine tiefe Stille eintrat, mit einer gebieteriſchen faſt drohenden Würde auf dem ihm angewieſenen Platz nieder.*)

Bald darauf erſchien der König, gefolgt von der Königin, den Prinzen und Prinzeſſinnen. Bei ſeinem Eintreten erhob ſich die ganze Verſammlung und brach in einen lauten enthuſiaſtiſchen Zuruf des Beifalls und der Freude aus. Auch der dritte Stand hatte ſich, wozu Mirabeau das Signal gegeben, raſch und in eifriger Huldigung erhoben, war aber in dieſer aufrechtſtehenden Haltung verblieben, ohne das Knie zu beugen, wie es noch das letzte Mal, als die Reichsſtände Frankreichs verſammelt geweſen, als unerläßliche Pflicht geübt worden war. Heut würde es kaum der vorher getroffenen Verabredung bedurft haben, denn die ganze Situation war bereits von der Art, daß es ins Lächerliche gefallen wäre, wenn der dritte Stand ſich in dieſem Augenblick vor dem König auf die Knie geworfen hätte.

Ludwig XVI. erſchien mit dem großen königlichen Hermelin bekleidet, und trug auf ſeinem Haupte einen Federhut, deſſen Schleife von großen Diamanten ſtrahlte, während der Pitt mit ſeinem weithin ſchimmernden Glanz den Knopf deſſelben bildete. Der König ſchien zuerſt von dem Empfang, der ihm zu Theil geworden war, innig bewegt und erfreut. Ein Lächeln der Rührung durchflog ſein Geſicht. Dann aber, nachdem Alles um ihn her wieder ſtill und bewegungslos geworden, und der König die ernſten und mannhaft ſtrengen Geſichter der Abgeordneten der Ge-

*) Madame de Staël Considérations sur la Révolution française I. 172. Montigny VI. 35.

meinen sich gerade gegenüber erblickte, verwirrte sich seine Haltung und er schien einen Augenblick zu zittern.

Mirabeau bemerkte dies, und er sagte, auf den in den Krondiamanten so glanzvoll strahlenden König hindeutend, mit einer Stimme, die vielleicht nicht blos von seinem Nachbar vernommen wurde: „Seht da, das Schlachtopfer!“*)

Sein Nachbar war Barnave, ein junger Gutsbesitzer, den die Dauphiné in die Versammlung entsendet hatte, und in dessen Wesen sich eine große Schärfe aussprach, die namentlich beim Erscheinen des Hofes sich in seinen feindselig blitzenden Augen bemerklich machte.

Barnave erwiederte: bisher war das Volk das Schlachtopfer, und konnte sich dabei nicht so prächtig schmücken. Das Opfer im Hermelin wird Gott wohlgefälliger sein, als das Opfer im Sklavenkittel! Aber seht, die Königin hat dafür eine um so einfachere Toilette gemacht. Man hat sie noch kaum so schmucklos und in einem so bescheidenen Gewande gesehen, wie heut. Sie wird auch einst geschmückt werden müssen, Graf Mirabeau, wenn der Tag der gekrönten Opfer kommt. Aber seht, Marie Antoinette ist schon bleich wie der Tod, sie zittert!

Sie sieht in dieser stillen, einfachen Toilette schöner wie jemals aus! sagte Mirabeau leiser, sich in den Anblick der Königin vertiefend, die auf dem ihr bestimmten Fauteuil neben dem Thron, wodurch sie niedriger als der König saß, Platz genommen hatte.

Jetzt begann der König, nachdem er seinen Federhut abgenommen, seine wohleinstudirte Rede, mit der

---

*) „Voilà la victime!“ Weber (Mémoires I. 335.), welcher der Sitzung beiwohnte, berichtete diese Aeußerung Mirabeau's als Augenzeuge.

er die Versammlung seiner Reichsstände eröffnen wollte. Sein Organ klang heut wohltönender und reiner, als man es sonst von dem König, wenn er sich in einer innern Bewegung befand, zu hören gewohnt war. Seine einfache, ungeschminkte Manier, die ihn auch in diesem Augenblick nicht verließ, mußte für jeden unbefangenen Zuhörer etwas Einnehmendes haben. Doch schien es die Stimmung der Versammlung eher aufzureizen als zu beruhigen, daß der König sogleich die Finanzschuld und die Finanzfrage an die Spitze seiner Rede stellte und die Mitwirkung der Repräsentanten der Nation zu nichts Anderem als zur Schließung dieser klaffenden finanziellen Wunden des Staats in Anspruch nehmen zu wollen schien. Zuletzt nannte er sich noch den ersten Freund seines Volkes, und sprach von seiner großen Liebe für Frankreich.

Nachdem der König seine Rede beendet, der ein langes und anhaltendes Beifallsklatschen gefolgt war, bedeckte er sich wieder das Haupt, und ließ sich auf seinem Thronsessel nieder. In diesem Augenblick sah man alle Herren vom Adel, welche sich in der Versammlung befanden, ihre Kopfbedeckungen aufsetzen. Sofort setzte auch Mirabeau seinen Hut auf, und mehrere seiner Nachbaren folgten seinem Beispiel, während man sich demselben von anderer Seite her widersetzen wollte. Bald entstand ein lautes Lärmen und die widerstreitenden Rufe: „setzt die Hüte auf! laßt die Hüte herunter!“ durchliefen die Reihen des dritten Standes. Kaum hatte das aufmerksame Ohr des Königs diese unheimlich durcheinanderschwirrenden Laute vernommen, als er selbst mit einer eiligen Bewegung seinen Hut abnahm, welchem Beispiel nunmehr die ganze Versammlung folgte.*)

*) Buchez Histoire de l'assemblée constituante p. 262.

Diese Rede des Königs, sagte Mirabeau zu seinem Nachbar auf der rechten Seite, dem Abbé Sièyes, klang mir so weich, wie das Liebesgedicht eines elegischen Poeten, in die Ohren. Und der König liebt ganz gewiß die Nation, wie ein Bräutigam seine Braut nur lieben kann. Nur verletzt es in einem Liebesgedicht sehr, wenn der Liebende seinem Gegenstande sogleich erzählt, daß er mehr Schulden wie Haare auf dem Kopfe hat, und daß er eigentlich nur auf eine Geldheirath mit der Angebeteten spekulirt. Er hätte uns doch in der Illusion erhalten können, daß es auf die politische Freiheit der Nation, und nicht blos auf ihre Taschen abgesehen ist.

Dazu sind die Reichsstände, um der Liebe des Königs zur Nation auf den Grund zu fühlen, entgegnete Sièyes in seiner strengen Manier. Ich sehe aber noch den Siegelbewahrer Herrn von Barentin und den Herrn Necker. Die werden das Königliche Liebesgedicht uns sogleich in trockene Zahlen umsetzen!

Der Siegelbewahrer begann jetzt seine Rede mit einem schwachen, kaum verständlichen Organ, obwohl seine Auseinandersetzungen mit einem gewaltigen Schwung anhoben und die große Behauptung an die Spitze stellten, daß der König das allgemeine Glück der Nation auf der heiligen Basis der öffentlichen Freiheit herstellen wolle. Dann wurden zwar die Finanzen, die Steuern und Abgaben erwähnt, aber in einem so geschickten Zusammenhang mit den politischen Reformen der Nation, daß diese Rede, wenn sie vernehmbarer und weniger geistreich gewesen wäre, einen sehr bedeutenden Eindruck nicht verfehlt haben würde.

Dann erhob sich Necker, um die Situation der Finanzen auseinanderzusetzen. Als er aufstand, zeigte sich in der Versammlung die gespannteste Aufmerksam-

keit. Ein tiefes, faſt athemloſes Schweigen herrſchte rings um ihn her. Man hoffte die Ankündigung der Wiedergeburt Frankreichs in großen Zügen und in beſtimmten, ſichern Einzelnheiten zu vernehmen. Necker begann auch mit dem würdigſten Ernſt und in einer edeln, ausdrucksvollen Sprache, aber wie erſtaunte man, als ſtatt der Ideen, auf deren kühne und weitgreifende Darſtellung man geſpannt war, nur dürre, klappernde Zahlen, nur trockene, und offenbar in ein künſtliches Licht gerückte Rechnungen, an das Ohr der Verſammlung ſchlugen.

Necker ſecirte jetzt die große Rieſenſchlange des franzöſiſchen Deficits mit der Selbſtbewußtheit und Kaltblütigkeit eines Chirurgen. Nur auf ſechsundfunfzig Millionen wollte er dies Deficit ſich belaufen laſſen. Die Gefahr eines bevorſtehenden Staatsbanquerotts lehnte er vollſtändig ab, und zählte zur Beruhigung der Gemüther alle die unermeßlichen Hülfsquellen auf, aus denen der Staat nur nach einem verbeſſerten Plan zu ſchöpfen brauche, um ſich finanziell gänzlich wieder herzuſtellen und zu verjüngen. Man fühlte, daß er damit ſagen wollte, und er ſagte es faſt: daß der König, wenn er gewollt hätte, ſich dieſer Zuſammenberufung der Repräſentanten der Nation ganz hätte entſchlagen können! Denn wenn man den General-Director der Finanzen heut hörte, ſo war es nur eine Kleinigkeit, deren er ſich vermaß, indem er das Gleichgewicht der Finanzen ſchon in kurzer Zeit wiederherzuſtellen verſprach, und zwar ſo, daß dann alle Zahlungen mit der größten Leichtigkeit geleiſtet, die Anleihen gänzlich abgeſchafft, der Zinsfuß herabgeſetzt und unermeßliche Capitalien, die bisher nur hinter Mauern und Riegeln verſteckt gelegen, herbeigeſtrömt ſein würden, um den Nationalreichthum in vollen Wogen anſchwellen zu laſſen.

Dann berührte Necker mit derselben künstlichen Ruhe und scheinbaren Gleichgültigkeit eine andere Frage, welche noch als der eigentliche revolutionnaire Zündstoff im Schooße der Versammlung schlummerte. Die Versammlung war von Adel, Geistlichkeit und Volk nach Ständen gewählt worden, sie war heut nach Ständen zusammengetreten. Es schwebte aber ganz wie von selbst die Voraussetzung über ihr, daß sie bei ihren Berathungen nicht in dieser Trennung der Stände verharren, sondern sich sofort beim Beginn ihres Werkes vereinigen und zu einem einzigen und untheilbaren Nationalkörper zusammenbegeben werde.

Der Hof und das Ministerium hatten es bisher sichtlich vermieden, diese Frage zu irgend einer grundsätzlichen Entscheidung zu rufen. Und Necker trat jetzt mit der ebenso versöhnlichen als arglistigen Floskel hervor, daß es Fälle geben würde, in denen man der getrennten Berathung nach Ständen ohne Zweifel werde den Vorzug geben müssen, wie sich vielleicht auch andere Fälle finden möchten, wo es am dienlichsten sein würde, in der Gesammtheit aller drei Stände nach Köpfen zu berathen und zu beschließen. Zugleich sah man jedoch den zaghaften Griff der Hände, womit Necker diese feurige Kohle anfaßte, indem er, unvermögend sie selbst halten zu können, sie erst recht in die Mitte der Versammlung hinabwarf. Diese Kohle geschickt aufzuheben und unschädlich zu machen, schien er namentlich dem Takt oder auch der Großmuth der beiden übrigen privilegirten Stände zu überlassen. Darum fielen auch gewichtige Lobsprüche für Adel und Geistlichkeit aus dem Munde des General-Directors der Finanzen. —

Nachdem Necker fast zwei Stunden hindurch gesprochen, ging die Versammlung auseinander. Die

größte Aufregung und eine sichtliche Mißstimmung herrschte auf allen Seiten.

Man drängte sich beim Hinausgehen stürmisch durcheinander. Auch den Aristokraten entschlüpften Aeußerungen, die keineswegs günstig für das Ministerium klangen. Denn diese Herren ärgerten sich hier zu sein, weil ihnen Necker soeben gesagt, daß das Geldbedürfniß des Staats es keineswegs unumgänglich nothwendig gemacht, die Reichsstände zu berufen. Da er sich anheischig gemacht, den Zustand der Finanzen Frankreichs schon in spätestens acht Monaten wieder herzustellen, so fragte man sich erstaunt und gereizt, warum er dem Adel erst diese fatale Unbequemlichkeit auferlegt, und warum der ganze Skandal einer solchen Versammlung nicht lieber vermieden worden sei?

Mirabeau war beim Ausgange aus dem Saal mit Lafayette zusammengetroffen, der ihn in diesem Augenblick mit größerer Freundlichkeit begrüßte, als es sonst in ihrem gegenseitigen Verhältniß lag.

Nun, Graf Mirabeau, fragte Lafayette, indem er ihm in seiner herzlichen Weise die Hand darreichte, wie hat es sich auf den Bänken des dritten Standes gesessen?

Sehr gut, entgegnete Mirabeau, denn man saß da wenigstens trocken, indem man nicht nöthig hatte, sich mit den Lobsprüchen eines Necker den Kopf beregnen zu lassen. Und Ihr, amerikanischer Freiheitsheld, den der Adel zu seinem Vertreter in dieser Versammlung erkoren?

Wir sind dort auch nicht gerade naß geworden von dem Lobe Necker's, versetzte Lafayette, denn der ganze Adel schüttelte den Kopf und es fiel dadurch Alles wieder von ihm ab, was von der Dachtraufe der Necker'schen Rede herunterrieseln wollte.

Es war eine nichtswürdige, gleißnerische, mit nichts

als mit einer Mauſefalle zu vergleichenden Rede, rief Mirabeau mit dem heftigſten Zorn. Wenn er blos von den Finanzen ſprechen wollte, ſo hätte er doch auch von dem heiligen und unveräußerlichen Recht dieſer National-Verſammlung ſprechen müſſen, nämlich von dem, die Abgaben zu bewilligen, um ſo mehr, da der König ſchon ſeit länger als einem Jahre dies Recht ſeinem Volke feierlich zuerkannt hat! Das Steuerbewilligungsrecht müſſen wir als die erſte Stufe unſerer Freiheit feſthalten, ſonſt ſtolpern wir gleich zu Anfang. Und von einer Conſtitution für Frankreich kein Wort! Dafür ein armſeliges Coquettiren mit den Privilegirten. Und während er der Vereinigung der drei Stände zu einem einzigen nationalen Körper den ganz natürlichen Lauf hätte laſſen ſollen, der gar nicht aufgehalten und abgeändert werden kann, reibt er der Verſammlung den innern Zwieſpalt ihrer Theile recht gefliſſentlich unter die Naſe, wie eine Priſe Spaniol. Wenn ſie dann ſo nieſet, wie der Hof es zu hören wünſcht, will Necker ihr ein gnädiges Proſit zurufen, indem er ihr auf die Schulter klopft und ſie ſeine liebe Provinzialverſammlung nennt, die auch fein ſäuberlich nach Ständen geſondert geblieben. Dieſer Necker iſt ein kluger Mann, und er ſollte nicht einſehen können, daß die alten Künſte ſämmtlich verbraucht ſind, daß mit Kabalen und Intriguen kein Volk mehr zu regieren iſt, und daß der Miniſter ertrinken muß, der heut noch dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen ſchwimmen will?*)

Die klügſten Leute ſind oft zu dumm, um es zu

---

*) Mirabeau Journal des États-généraux Nr. 13., mit welcher Nummer das Journal den Titel Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettans annahm, weil ihm die Cenſur-Behörde die Erlaubniß zur Herausgabe eines Journals ſtreitig machen wollte.

bemerken, daß sie plötzlich in einer andern Zeit leben, sagte Lafayette. Lebt wohl, Graf Mirabeau. Ich sehe, Ihr denkt immer noch zu gut von einem Minister des Hofes. Ich aber, obwohl ich zufällig auf den Bänken des Adels sitze, denke sehr schlimm von dem, was werden wird und werden muß. Es ist aber einmal so gekommen, daß das Schlimmste das Beste sein wird. Nun, wir werden sehen, wie es morgen geht. Morgen wird es sich darum handeln, die Vollmachten der Wahlen zu prüfen, und es wird sich nun zeigen, ob die Privilegirten einstimmen werden, dies erste Geschäft in einer gemeinschaftlichen Sitzung aller Stände vorzunehmen, oder ob dabei sogleich die Sonderung nach Ständen eintreten wird. Das Loos kann also morgen schon geworfen werden, Graf Mirabeau! —

Sie trennten sich, und Mirabeau, den plötzlich eine große Traurigkeit zu beschleichen anfing, eilte, jede andere Begrüßung mit seinen Bekannten vermeidend, vor die Thür hinaus, um seinen Wagen zu besteigen. Draußen aber sah sich Mirabeau plötzlich von einigen Freunden umgeben, die er zum Theil seit längerer Zeit nicht gesehen, und die ihn hier erwartet zu haben schienen. Sie umringten ihn mit freudigen Willkommensgrüßen, und an ihren lachenden, übermüthigen Gesichtern, die seinen eigenen Empfindungen in diesem Augenblick sehr widersprachen, erkannte Mirabeau mit Erstaunen, daß diese Freunde seine schmerzliche und ärgerliche Stimmung keineswegs zu theilen schienen.

Willkommen, Etienne Clavière! sagte Mirabeau. Willkommen, Dumont und Duroveray! Ich habe das Kleeblatt der Genfer schon im Sitzungssaal auf der Zuschauertribüne gesehen. Aber sagt mir, warum Ihr mich Alle so lachend angrinset? Habe ich etwas

an mir, weshalb Ihr mich auslacht, oder hat Euch diese Eröffnung unserer Versammlung einen so unglaublichen Spaß bereitet? Vielleicht hat es Euch auch amüsirt, daß ich beim Eintritt in den Saal fast wieder hinausgeworfen worden wäre? Ihr habt doch bemerkt, daß ich zum Empfang ausgezischt worden bin?

Auch das trug zur Komik dieser jämmerlichen Versammlung bei, sagte Clavière, noch unaufhörlich lachend. War es denn aber nicht ein Spaß, Freund, ein ungeheurer Spaß zum Lachen, eine Versammlung von Raben zu sehen, die sich mit so vieler Grandezza auf dem schon erkaltenden Körper der Monarchie niederlassen, und die, während sie schon gleich zu fressen anfangen könnten, erst noch lange von ihren Rabenvätern, König, Hofleuten und Ministern, die doch zugleich zu ihrem Fraß bestimmt sind, sich herumcomplimentiren lassen? Und unter diesen Raben Du, Mirabeau, der einzige Löwe, den das Gesindel auszischt, weil er nicht Ihresgleichen ist! Nun, Mirabeau, wie riecht Dir denn die Monarchie zu, seitdem Du Reichsstand Seiner allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich, geworden bist?

Du weißt, Clavière, entgegnete Mirabeau mit vieler Ruhe, daß unsere Bahnen sich etwas geschieden haben, seitdem die Bewegung in Frankreich losgebrochen ist! Du steuerst mit Deinem wilden Fahrzeug der Republik entgegen, und suchst die Sturmnacht heraufzuführen, während ich zu dem Stern der freien Monarchie bete. Dein Gewölk und mein Stern, das kann und darf sich nie berühren. Aber ich liebe Dich und die andern Genfer darum nicht weniger, und möchte nimmer Euere Freundschaft missen. —

Man schlug ihm vor, einen Spaziergang nach Trianon zu unternehmen, da die Stunde zum Diner

noch nicht herangerückt war, und eine gemeinsame Wanderung durch den dortigen Park am besten Gelegenheit zu einer vertrauten Aussprache geben konnte, die besonders den Genfer Freunden sehr am Herzen zu liegen schien.

Der außerordentlich schöne Maitag, frisch und sonnig zugleich, der draußen wehte, unterstützte diese Absichten. Mirabeau schickte seinen Wagen nach dem Hôtel Charost, wo die Genfer wohnten, und wo er dann mit ihnen diniren wollte.

II.

Spaziergang nach Trianon.

Der Weg nach Trianon wurde durch den dunkelschattigen Park von Versailles angetreten, der heut durch eine große Anzahl von Spaziergängern ungewöhnlich belebt war. Das Volk durchwogte in großen Schaaren die Gänge und Bosquets des Gartens, betrachtete die umherstehenden Marmorgruppen und Statuen, und schweifte mit Bemerkungen aller Art, die nicht mehr so friedlich und bewunderungsvoll wie sonst klangen, an den Bassins der Wasserkünste und an allen den Göttern, Tritonen, Delphinen und Wallfischen, die heut zur Verherrlichung der Reichsstände ihr Wasser spieen, vorüber. Man erblickte darunter auch viele Abgeordnete, namentlich des dritten Standes, mit dem naiven Ausdruck der provinziellen Neugier, die sich an den weltberühmten Herrlichkeiten von Versailles zu ersättigen suchte, und nicht müde wurde, jede Einzelnheit dieser Merkwürdigkeiten und Wunder auf das Sorgfältigste zu studiren.

Mirabeau war mit seinen Freunden von der großen Allée abgebogen, um stiller und ungestörter zu gehen, da das Menschengewühl seiner gereizten und trübe gewordenen Stimmung nicht behagen wollte.

Ihr macht Euch über unsere heutige Eröffnungssitzung lustig, und habt doch Unrecht, wenn Ihr die Sache zu gering anschlagt! begann Mirabeau nach einer Pause, in welcher die Freunde stumm nebeneinander hergegangen waren. Wißt Ihr, welchen merkwürdigen Einfluß schon diese erste Sitzung der National-Versammlung bei mir geübt hat? Sie hat den auf mich geübt, daß mir in diesem Augenblick bereits Park und Schloß von Versailles, und Alles was hier darum und daran hängt, als etwas durchaus Altmodisches vorkommt. Wie ist mir? Ist die neue Zeit wirklich schon emporgegangen? Ja, wahrhaftig, ich glaube es! Und dann sind alle diese alten Herrlichkeiten hier, diese Götter- und Muschel-Bassins, diese Amphitheater von Rasensitzen mit den prächtigen Vasen und Girandolen, diese Entführungen Proserpina's durch Pluto, dieser Apollo und diese Venus, diese Cleopatra, dieser Cäsar und dieser höchst edelmüthige Marc Aurel, der gleichwohl so schöne, üppige Lenden hat, sie sind alle nichts mehr als veralteter Trödel, als die zerfallende Garderobe der alten französischen Monarchie. Es giebt von heute an ein Ancien Regime in Frankreich, ich fühle es unter jedem Schritt, den wir jetzt durch den Park von Versailles zurücklegen. Diese alten Steine vergilben und bemoosen sich schon vor meinen Augen, die geschnittenen Laubwände wollen sich ausdehnen zu einem neuen und freien Wachsthum, und die Krone Frankreichs überblüht mit neuer Lebenskraft den ganzen prächtigen Plunder von Versailles!

Ihr ſeid und bleibt ein liebenswürdiger Schwärmer, Graf Mirabeau, ſagte Einer der Genfer Freunde, der bisher am wenigſten geſprochen, Etienne Dumont. Wir praktiſchen Genfer können da freilich nicht ganz mit, denn wir ſind zu induſtriell geboren und erzogen, um uns ſo leicht über die richtigen Schrauben und Griffe, auf die es ankommt, zu täuſchen. Eine Monarchie iſt nie zu verjüngen, am allerwenigſten durch eine Ständeverſammlung. Wir ſind auf die Bewegungen Euerer Verſammlung mit allen unſern Fibern geſpannt, denn nur um deswillen denken wir uns jetzt einige Monate hier in Verſailles aufzuhalten. Aber wir hoffen, daß die Frucht Euerer Verhandlungen nicht eine neue Zeit für die Monarchie, ſondern eine neue Zeit der Volksherrſchaft für ganz Europa ſein wird.

Dumont war ein Mann in mittleren Jahren, von einer unſcheinbaren, einfachen Geſtalt, in der ſich aber bei näherem Betrachten die größte Entſchiedenheit und Energie ausprägte. Er war früher Prediger in Genf geweſen, und hatte in Folge der politiſchen Unruhen des Jahres 1782, in denen die Regierung von Genf ausſchließlich in die Hände der ariſtokratiſchen Partei gefallen war, als eines der eifrigſten Mitglieder der unterdrückten Volkspartei ſeine Heimath verlaſſen. Er hatte darauf längere Zeit in ſehr bedeutenden Verbindungen in London gelebt, und ſich vor einigen Jahren lediglich in der Abſicht nach Paris begeben, um die Bekanntſchaft Mirabeau's zu machen, deſſen Name im Kreiſe der Genfer Flüchtlinge in London einen großen Klang gewonnen.

Daß mein ſanfter Dumont ein ſo fürchterlicher Republikaner iſt! ſagte Mirabeau, indem er ſeinen Arm lebhaft in den des Freundes legte. Wenn man Euch ſieht, Dumont, ſollte man Euch noch immer für den

ſtillen und friedſamen Prediger Euerer Gemeinde in Genf halten, denn das Predigerhafte an Euch, das ebenſo unveräußerlich iſt, wie es mir die franzöſiſche Monarchie zu ſein ſcheint, färbt ſelbſt noch die Ausbrüche Eures wüthenden Republikanismus! Aber dennoch möchte ich einmal an Euerer milden Bruſt beichten, wie mir zu Muthe iſt, und ich glaube, dies würde uns Beiden wohlthun. Denn es will mir nicht recht in den Kopf, lieben Freunde, daß gerade jetzt die Wege ſo mancher eng verbundenen Freunde ſich ſcheiden ſollen! Auch mit Chamfort geht es mir ſo. Er iſt zwar kein Genfer, aber er iſt mir ſeit einigen Wochen ſo fürchterlich aufgeregt geworden, daß er nur noch den dämoniſchen Feuerwein der Republik auf ſeinen Lippen ſchlürft, und mein monarchiſches Princip wie unſchuldige Buttermilch dagegen erſcheint. Kinder, ich möchte mit Euch kämpfen und ringen, wie ein Gladiator, um Euch anderer Meinung zu machen.

Der dritte der Genfer Freunde, Duroveray, der ſich bisher im Verfolgen des Weges ſtillſchweigend damit beluſtigt hatte, mit ſeinem Spazierſtock gegen die ihnen unterwegs begegnenden mythologiſchen Statuen zu klopfen, ſchlug in dieſem Augenblick ſo ſtark gegen eine nach einer Antike geformte Jupiter-Statue, daß aus der davon erklingenden Bildſäule faſt ein wehklagender Ton hervorzudringen ſchien.

Der alte Jupiter ſchreit auch, wenn die modernen Stöcke ihn berühren! ſagte Duroveray, ein großer, hochemporgewachſener Mann, den eine ſehr ſtattliche und vornehme Perſönlichkeit auszeichnete. Er war ehemals General-Procurator der Republik Genf geweſen, und hatte ebenfalls auf Veranlaſſung der dortigen Revolution von 1782 mit ſeinen andern politiſchen Freunden Genf verlaſſen. Mirabeau hatte ihn ſchon bei ſeinem Aufenthalt in London kennen gelernt

und ſich zu dem Mann, der mit ſeinem ernſten und getragenen Weſen zugleich eine flammende Thätigkeit und Beweglichkeit für die Intereſſen der Zeit verband, mit einer ächten Zuneigung hingezogen gefühlt.

Dem alten olympiſchen Jupiter glaubt Ihr mit Eurem Spazierſtock zu Leibe gehen zu können, Duroveray? fragte Mirabeau, indem er ihm gutmüthig zulächelte.

Ja, entgegnete Duroveray mit einem kühnen Blitzen ſeiner Augen, man braucht jetzt nur noch einen Spazierſtock dazu, um den ganzen mythologiſchen Trödel der Vergangenheit zu zerklopfen. Die alten Götter werden von ihren Poſtamenten ſtürzen, Etienne Clavière wird Finanzminiſter von Frankreich werden, und den Grafen Riquetti von Mirabeau machen wir zum Miniſter des Auswärtigen, oder wir ſchicken ihn als Diplomaten nach Conſtantinopel, wo er ſich mit einem türkiſchen Harem umgiebt, um mit ſeinen monarchiſchen Gliedern das ächte Sultanat zu ſtudiren!

Woher kennt Ihr meinen Lieblingswunſch, Duroveray? fragte Mirabeau, aus vollem Halſe lachend. Wahrhaftig, ein Geſandtſchaftspoſten in Conſtantinopel iſt das beſte Ziel, das ich mir noch zu erreichen wünſche. Ich erlaube Euch, Duroveray, das weiter auszuplaudern, denn wenn mir Einer dieſen beneidenswerthen Poſten an den Hals hängen will, laſſe ich noch heut National-Verſammlung, Verſailles, Jupiter Stator und Ludwig XVI., Venus und Marie Antoinette im Stich.

Aber ich muß doch bitten, mein künftiges Finanz-Miniſterium noch etwas zu beſchweigen, ſagte Etienne Clavière, indem er mit einer drolligen Gebärde den Finger über den Mund legte. Denn der jetzige Inhaber dieſes Poſtens, Herr Necker, könnte davon Wind bekommen, und wir brauchen ihn noch ſehr für die

Sache Genfs, die wir in diesem Augenblick bei ihm bearbeiten! Dumont und Duroveray haben jetzt fast täglich Audienz bei Herrn Necker gehabt, und wir verdanken ihre jetzige Anwesenheit in Frankreich vorzugsweise dieser politischen Operation.

Was kann man denn an einem Necker noch für Operationen machen? fragte Mirabeau mit einer verächtlichen Handbewegung.

Du weißt, entgegnete Clavière eifrig, indem sie einen Augenblick stillstanden, daß in diesem gesegneten Jahre 1789, wo bei Euch alle Glocken zu läuten angefangen, auch unser schönes Genf eine neue Revolution gemacht hat. Aber keine vollständige und genügende, sondern eine sehr übereilte. Die Volkspartei hat sich damit begnügt, in einen Theil der Rechte zurückzukehren, die sie 1782 verloren, aber die Aristokraten haben zu viel behalten, um nicht bald wieder Alles zu haben. Auch kann die Republik Genf nur dann wieder zu ihrer völligen Freiheit aufblühn, wenn es von der Kette wieder losgewunden wird, mit der es Frankreich und die andern garantirenden Mächte umwickelt haben, denn nur mit Billigung und Uebereinstimmung dieser Mächte darf es sich ja neue Verfassungsgesetze geben. Unsere Genfer Freunde denken dies mit Hülfe Necker's jetzt durchzusetzen, und es wird sich nun zeigen, ob Euer Necker wirklich die Säule des Volkes ist, wofür ihn seine Anhänger ausschreien. Dumont hat ein ganz neues Verfassungsgesetz für Genf ausgearbeitet, welches aus den Berathungen aller Genfer Flüchtlinge in England hervorgegangen ist. Du siehst, Mirabeau, die Uhrmacher-Republik will von Euch Franzosen profitiren. Aber die Genfer werden Euch auch nützen und rathen können in Eurer glorreichen Revolution, denn wenn Männer, wie Dumont und Duroveray, auch nur als Zuschauer hier bleiben, und diese sogenannten

Reichsstände beobachten, so wird das schon ein Gewinn für uns Alle sein.*) —

Die Freunde begaben sich weiter, und hatten sich rasch dem Ende des Parks von Versailles genähert, wo sie bereits in einiger Entfernung das schöne Schloß Groß-Trianon, welches Louis XIV. einst für Frau von Maintenon erbauen ließ, mit seiner Säulenhalle von grünem und rothem Marmor vor sich liegen sahen.

Man bemerkte, daß Mirabeau sehr traurig und ernst aussah, wie man ihn sonst nicht leicht zu finden gewohnt war.

Ihr seid uns noch Eure Bekenntnisse schuldig geblieben, Graf Mirabeau, sagte Dumont, indem er ihm in seiner herzlichen Manier die Hand auf die Schulter legte. Wie mir scheint, seid Ihr im Grunde sehr unserer Meinung, daß die Versammlung keine guten Elemente in sich trägt, und es selbst Eurem mächtigen Genius schwer werden wird, in einer solchen Gesellschaft Wurzel zu schlagen?

Ihr meint, weil sie mich bei meinem Eintritt ausgezischt haben? fragte Mirabeau, indem Zorn und Schmerz in seinem Gesicht aufstiegen. Das kann freilich nur von einigen elenden Wichten ausgegangen sein, die meine Kraft zu fürchten haben, und mir darum schon jetzt den Boden unter den Füßen zu lockern suchen. Mir ist nicht bange, denn sobald ich erst das Wort in der Versammlung genommen habe, werde ich sie zwingen, meinen Fußtapfen zu folgen. Aber in dieser Versammlung herrschen bereits Neid und Eifersucht gegen Alles, was sich in ihr auszeichnen und hervorthun könnte, und das ist es, was mich traurig macht und verstimmt. Es ist der Ostracismus gegen

---

*) Etienne Dumont (de Genève) Souvenirs sur Mirabeau (Paris) p. 3. 4.

das Talent, der mir heut schon viele schmerzlich gekränkten Stimmen auf den Hals geworfen hat. Denn was will man eigentlich von mir? Meine Feinde unter dem Adel geben sich den Anschein, mich meiner Bürgerlichkeit wegen anfeindig zu finden! Daß ich mit meinem eigenen Vater um meine Freiheit und Ehre habe kämpfen müssen, daß ich einige Frauen entführt, viele, allerdings sehr viele Schulden gemacht, in allen möglichen Gesängnissen Frankreichs gesessen, und hier und da auch einigen Skandal gehabt habe, wie man ihn hat, wenn man überhaupt lebt, damit denken diese Herren Privilegirten ihren Haß gegen mich zu bewaffnen. Sind diese heute denn etwa sittlicher als ich? Der Unterschied zwischen uns ist ja blos der, daß sie mit ihren parfümirten Laskeyn zugleich hoffähig geblieben, während ich diese eine Art von Naturdevise meiner Laster war, und ohne mit viel Schminkung dabei zu denken, hineingerathen bin, wie man in einen Wald geht, um sich Erdbeeren zu pflücken. Jetzt möchten sie mich aufwiegeln aus einer Versammlung, in die sie selbst nur widerwillig getreten, und der sie weder durch ihren Namen, noch durch ihre Sitten Ehre machen können, während meine Ehre mit der Nationalehre zusammenfallen soll, und mit derselben zu einem Glanz emporleuchtet, wie ihn dieser verrottete Adel nie zu sich gekannt hat! Man denke sogar, die auf mich gefallenen Wahlen von Aix und Marseille anzuzeigen, und will bieselben als nichtig darstellen, weil ich mit unerlaubten Kunstgriffen in die dortige Bevölkerung gewirkt hätte. O die Narren und Thoren, sie sind in ihrer altprivilegirten Eigensucht so verdorben, daß sie es nicht begreifen, wie man dem Volke hingegeben sein kann um des Volkes willen! —

Sein Ton verrieth bei diesen Worten die tiefste

und schmerzlichste Bewegung. Und als ihn die Freunde mit der innigsten Theilnahme umringten, bemerkten sie, daß in seinem gerötheten Auge eine Thräne schimmerte.*)

Ich begreife nicht, wie Ihr davon so überrascht und ergriffen sein könnt, Mirabeau, nahm Dumont jetzt in seiner einfachen und zum Herzen sprechenden Weise das Wort. Wer so, wie Ihr, in aller Rücksichtslosigkeit des freien Genius aufgetreten, und, wo er es für recht oder bequem hielt, alle Welt verletzt hat, wie kann der auf ein Entgegenkommen namentlich bei seinen offenen Feinden rechnen? Glaubt Ihr denn, daß Euer „Journal der Reichsstände", welches Ihr seit einigen Tagen herausgebt und worin Ihr die schärfste Censur über die Versammlung und alle ihre Mitglieder angekündigt, dazu geeignet ist, Euch die Gemüther dieser Herren vom Adel zuzuwenden? In die Wunden, die Ihr ihnen sonst schon geschlagen, streut Ihr jetzt noch den Pfeffer Eurer Publizistik und seid dann erstaunt, daß sie denselben nicht als reinen Balsam für ihre Haut empfinden? Nein, Mirabeau, seid stolz und böse, aber nicht weich und geärgert! Wenn Ihr, wie ich, in einer Republik gelebt hättet, würdet Ihr geneigter sein, zu Anfang jede Partei mit Ruhe gewähren und ihre Springfedern sich aufziehen zu lassen, wie es ihr gefällt. Nachher kommt dann um so sicherer der Moment, wo man sich gegenseitig den Hals brechen kann, weil man sich erst alle seine Geheimnisse abgelernt hat. Habt doch nur Geduld, Mirabeau! Alle diese Halb-Talente und Halb-Sittlichkeiten, die Euch jetzt noch in dieser buntscheckigen Versammlung entgegen stehen, werden vor Euch in den Schatten und Staub kriechen, sobald Ihr erst das

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau. p. 48.

ganze Gewicht Eures Talents, gleich dem Riesenflügel eines urweltlichen Vogels, über die Versammlung gebreitet haben werdet. Aber zugleich müßt Ihr eingedenk sein, daß Ihr Euch nur durch die Versammlung emporheben und nur auf ihren Schultern den Flug beschreiben könnt, der Euch gebührt. Die Sonnenbahn Eures eigentlichen Ruhmes könnt Ihr nur von dieser Versammlung aus betreten, das ist schon gewiß, Mirabeau! Mirabeau steht jetzt auf dem größten Theater der Welt, in seinen Mund ist das Wort gelegt, das ihn zum Herrn der Situation machen muß, aber es ist nöthig, daß er sich sogleich in das richtige Licht stellt, um richtig gesehen zu werden. Was haben denn die kleinen Nadelstiche von heut zu sagen gegen eine einzige Stunde des hinreißenden und himmelstürmenden Erfolges, der für einen Mirabeau nicht ausbleiben kann? Aber wir sind der Meinung, daß Ihr nach einem neuen Plane arbeiten müßt! Vor allen Dingen dürft Ihr Euch nicht zu sehr übereilen, in der Versammlung das Wort zu ergreifen, sondern Ihr müßt dafür eine ganz besondere und wichtige Gelegenheit abwarten, in der nur Ihr, mit Eurem Talent, das Richtige und Entscheidende sagen, bei der Ihr Alle unabweisbar mit Euch fortreißen könnt! Dann müßt Ihr auch den allzu bittern Ton in Eurem Journal meiden und Euch dazu verstehen, sogar einigen Deputirten Lobsprüche zu spenden und die Versammlung selbst unter einem möglichst würdigen Gesichtspunkt darzustellen. Das sind die republikanischen Genfer, die Euch das rathen. Wenn Ihr so handelt, Mirabeau, arbeitet Ihr für uns Alle, und Gottes Lohn komme auf Euer unsterbliches Haupt!*)

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Clavière, während

*) Dumont Souvenirs. p. 49.

Mirabeau und Dumont ſich in dieſem Augenblick in die Arme fielen und ihre Uebereinſtimmung herzlich bekräftigten. Unſer Freund Dumont hat wahr und herrlich geſprochen, nur ſchlug ihm zuletzt wieder, wie immer, der Prediger in den Nacken, indem er noch Gottes Lohn auf den Vorkämpfer der Freiheit herabrufen muß! Aber ich kann mich nicht enthalten, noch meinerſeits Amen dazu zu rufen!

Mirabeau richtete ſich mit einem ſichtlich erheiterten und beruhigten Ausdruck aus den Armen Dumont's wieder empor und ſagte dann: Ich mag ſehr wenig Tugenden an mir haben, aber daß ich ein Herz habe, welches für die Freundſchaft gebaut iſt, wird man mir nicht abſprechen können. Eure Worte, Dumont, ſind wie erquickender Morgenthau in mich eingedrungen, und Ihr dürft überzeugt ſein, daß die Saat danach aufgehen wird, wie Ihr es gewünſcht habt. Ich liebe Euch, und darum folge ich Euch.

Wollen wir jetzt Groß-Trianon oder Klein-Trianon beſuchen? fragte Clavière, indem ſie auf dem Punkt ſtanden, wo die beiden berühmten Luſtſchlöſſer in geringer Entfernung von einander vor ihnen lagen.

Ich denke, das Ziel unſerer Wanderung iſt Klein-Trianon geweſen, ſagte Mirabeau, indem er ſeine Schritte raſch zu dem zierlichen Pavillon hinüberlenkte, wohin ihm die Uebrigen folgten.

Ach, ſagte Clavière höhnend, unſern Freund treibt die Sehnſucht, ſich in den idylliſchen Aufenthalt der liebreizenden Königin zu verlieren. Ja, Mirabeau, wir haben es bemerkt, wie Eure Augen während der Sitzung heut eigentlich nur auf Marie Antoinette gerichtet waren, die Euch gerade gegenüber wie eine blaſſe Magdalene unter dem goldenen Thronhimmel ſaß. Was ſoll daraus werden, Freund? Wenn Ihr Euch in allem Ernſt noch in die Königin verlieben

sollte, so kann die Revolution Euch nachpfeifen, und Mirabeau wird Rinald im Zaubergarten der Armide.

Der Zaubergarten der Armide, sagte Mirabeau, indem er lächelnd auf den vor ihnen liegenden Garten von Klein-Trianon hindeutete, ist, wie Ihr seht, ein schöner Garten im englischen Stil, den Marie Antoinette nach ihrem eigenen Plan hat anlegen lassen, und der nur einen liebenswürdigen, natürlichen Geist, aber durchaus keine mysteriöse Romantik verräth. Ich habe schon bemerkt, daß ihr Genfer sehr stark eingenommen seid gegen Marie Antoinette, und daß Ihr überall gegen sie zu wirken und aufzuregen sucht. Es kann doch unmöglich zu Euerer politischen Parole gehören, gegen die schönste Frau der Welt den ersten Angriff zu unternehmen?*)

Mirabeau, Mirabeau, entgegnete Clavière, indem er drohend seinen Finger erhob, man sieht, daß der Zaubergarten der Armide auch im englischen Stil Dich bereits berückt hat! Du wunderst Dich heut plötzlich, warum wir vorzugsweise gegen die Königin aufzuregen suchen? Die schöne Frau ist der eigentlich verwundbare Punkt der französischen Monarchie. Und man muß eine Festung da angreifen, wo sie am leichtesten einzunehmen ist. Marie Antoinette hat sich vor den Thron Frankreichs gestellt und dem Volke Gesichter geschnitten. Was sie trifft, erschüttert den Thron, es kann gar nicht anders sein. Und wie ist es möglich, daß Du die Königin wirklich so schön findest? Was soll man mit einem Gesicht anfangen, in welchem römische Nase und österreichische Lippe um die Oberherrschaft mit einander streiten? Dazu hat sie beständig feuchte Augen, und der Eindruck ihres ganzen Wesens ist der einer unläugbaren Fadheit und Seich-

*) Soulavie VI. 17.

tigkeit, die gar keinen geistigen Gehalt kennt. Nur der Teint ist schön. Aber kann man Teint lieben?

Du bist, wie immer, ein bösartiger Spötter, Clavière, erwiederte Mirabeau mit sichtlichem Unmuth. Ihr wollt mich mit Euerem republikanischen Wesen auch noch darin kreuzen, daß Ihr die Schönheit da, wo sie sich findet, nicht mehr anzuerkennen vermögt. Geht, wenn Ihr Euch dafür von der englischen Regierung Pensionen bezahlen lasset, um gegen die Schönheit einer Frau zu Felde zu ziehen, so könnten sich unsere Wege leicht scheiden!*)

Mirabeau wird im Ernst böse! lachte Clavière, indem er sich zu Dumont und Duroveray wandte, die Jeder Mirabeau am Arm ergriffen und mit freundschaftlichen Scherzworten wieder zu begütigen suchten.

Man begab sich jetzt zu dem Schlosse hinüber und betrachtete den mit seinen korinthischen Säulen und Pilastern sich anmuthig darstellenden, obwohl etwas unregelmäßig erbauten Pavillon, den die Genfer Freunde zum ersten Mal in genaueren Augenschein nahmen. Mirabeau lud ein, den Garten zu betreten, zu welchem der Zugang am heutigen Tage, wo die Königin zum Diner in Versailles zurückgeblieben, dem Publikum verstattet war.

Mirabeau begegnete auch in den Gängen des Gartens, welche sie durchschritten, einer nicht geringen Anzahl von Abgeordneten der Nationalversammlung, die sich hier ebenfalls zum Betrachten der Merkwürdigkeiten eingefunden hatten. Die Berührung mit diesen Herren, die erstaunt und wißbegierig überall

---

*) Es war sehr allgemein verbreitet, daß Clavière, Dumont und Duroveray als Agenten Englands mit bedeutenden Summen bezahlt wurden, um den Thron in Frankreich umstürzen zu helfen und damit die Rache Englands wegen der Parteinahme Frankreichs im amerikanischen Krieg zu vollführen. Soulavie V. 296.

umherschweiften, war nicht ganz zu vermeiden, und ihre unaufhörlichen Fragen, mit denen sie sich namentlich an Mirabeau drängten, hatten um so mehr einigen Anspruch auf Berücksichtigung, als die Frager den entfernteren Provinzen Frankreichs angehörten und zum Theil die wunderlichsten und übertriebensten Vorstellungen über Alles, was sie erblickten, zu erkennen gaben.

Es befanden sich darunter der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, Bernard Valentin, und der Ackerbauer Choisy aus Châlons-sur-Marne, die sich, wie die meisten Abgeordneten des dritten Standes, bei kleinen Bürgern in Versailles in Quartier begeben hatten und von ihren Wirthsleuten die abenteuerlichsten Dinge über den Hof, die königliche Familie und die in den Schlössern von Versailles und Trianon enthaltenen unerhörten Geheimnisse, eingesogen zu haben schienen.

Wo mögen denn die berüchtigten petits appartements sein, Herr Graf von Mirabeau, fragte Bernard Valentin, indem er mit unheimlich blitzenden Augen nach dem Schlosse zurücksah. Ist es wohl wahr, daß man darin noch Spuren von den schauderhaften Lustgelagen findet, welche Louis XV. darin abhalten ließ? Giebt es wirklich ein Cabinet darin, wo auf dem Getäfel des Fußbodens noch Spuren von Blut sind, die man niemals wieder hat abwaschen können? Louis XV. soll nämlich dort mit seinen Maitressen in eine solche Lust hineingerathen sein, daß sie sich vor Raserei einander geschlagen haben und die Maitressen dabei ihr Blut verloren.

Und die Königin Marie Antoinette, Herr Graf von Mirabeau, treibt sie denn wirklich so fürchterliche Dinge, wenn sie hier in Trianon ist? fragte der Ackerbauer Choisy mit nicht minder stürmischem Eifer,

indem er seine Augen weit aufriß und sich ängstlich umhersah. Man sagt, daß sie hier noch in demselben Bett schläft, in dem die Dubarry, ich meine die Maitresse des vorigen Königs, hier geschlafen, was sich doch für eine wirkliche und anständige Königin nicht schicken dürfte?*)

Und ist es wahr, begann Bernard Valentin wieder, indem auf seinem breiten Gesicht sich die tiefste Besorgniß malte, ist es wahr, daß sie des Nachts sich hier auf der Terrasse von Trianon umhertreibt, während ihr Mann wie ein guter Hausvater sich Punkt elf Uhr auf's Ohr legt und von seiner umherschwärmenden Gemahlin nichts mehr weiß? Sie soll dann ganz ungenirt mit allen möglichen Leuten aus dem Publikum verkehren und neulich mit einem jungen Kaufmannsdiener die halbe Nacht hindurch auf einer Bank unter einem Baum gesessen haben. Ist das wahr, Herr Graf von Mirabeau?

Ist das wahr, Herr Graf von Mirabeau, sagte dann wieder der Ackerbauer Choisy, daß die Königin ein so verschwenderisches Leben führt, daß sie durchaus keine gute Wirthin ist, wie man doch auch von einer regierenden Königin verlangen kann, und daß sie Brillantknöpfe von unermeßlichem Werth sogar an ihren Nachthemden trägt? Ist es da zu verwundern, daß es mit den Finanzen Frankreichs so schlecht steht, und werden wir nicht schon in einer der nächsten Sitzungen unserer Versammlung darauf zu sprechen kommen müssen?

Ist es wahr, Herr Graf von Mirabeau, sagte dann der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, ist es wahr, daß man dies Trianon jetzt auch Klein-Wien oder Klein-Schönbrunn nennt, und daß man

*) Campan I. 110.

damit auf die geheime österreichische Kanzlei anspielt, die in einem Keller des Schlosses verborgen sein soll, und die nur darauf hinarbeitet, Frankreich einst mit Haut und Haaren an das Haus Habsburg zu verkaufen?

Clavière und seine beiden Freunde rieben sich vor Vergnügen die Hände, während Mirabeau einen Augenblick lang mit ernstem und mißbilligendem Kopfschütteln dastand. Dann sagte er zu den beiden Herren: Meine lieben Collegen! Was uns unsere Wirthsleute in Versailles erzählen, müssen wir uns vor allen Dingen hüten, in die Politik zu übertragen, denn dazu hat uns das Volk ja zu seinen Vertretern erwählt, damit wir überall einen freien und ungetrübten Blick beweisen sollen! So wohne ich bei einem sonst höchst ehrenwerthen Färber in Versailles, der mich gestern alles Ernstes versichern wollte, daß unser guter König ein Trunkenbold sei und alle Tage eine unmäßige Menge von Wein verbrauche.*) Nun ist aber der König, wie Jedermann weiß, der nüchternste Mann in der ganzen Monarchie, und wenn Ihr lauter so mäßige Kunden in Euerem Geschäft in Bordeaux hättet, Herr Bernard Valentin, würdet Ihr bald Euren Laden schließen müssen. Gerade so verhält es sich mit den Verdächtigungen, welche man gegen die Königin richtet. Sieht dies hübsche, jetzt so unschuldige Trianon, seitdem Marie Antoinette es bewohnt, wohl so aus, wie der Sitz ägyptischer Geheimnisse und Bacchanalien? Diesen reizenden englischen Garten, der durchsichtig und offen wie eine schöne Seele daliegt, hat sie sich nach ihrem Lieblingsgeschmack anlegen lassen. Hier geht sie oft ganz einfach, nur im Schmuck ihrer Mutterliebe strahlend,

*) Campan II. 4.

mit ihren Kindern an der Hand spazieren, oder sie sitzt auf einer Rasenbank und näht oder stickt, wie eine Euerer Hausfrauen, auf das Kunstfertigste mit der Nadel. Das sanfte, gemüthliche Leben der Königin in Trianon kann Euch gerade beweisen, daß Marie Antoinette den Sinn für die rauschenden und verschwenderischen Sitten von Versailles verloren, und die ländlichen Feste und Freuden, die hier nur spielen können, allem Glanz des Hofes vorzieht. Kann man reiner und unschuldiger leben, als die Königin hier mit dem König lebt, mit dem sie als Bauer und Bäuerin sich neckt, nur den Uebermuth ihrer Herzensgüte sich verstattend? Oh, und daß sie nicht nur wunderbar schön ist, diese Königin, sondern auch himmlisch gut und mild, das, meine Freunde und Collegen, können Euch jene zwölf Hütten dort beweisen, die hinter dem Park auf jenen Anhöhen so malerisch verstreut sind. Die Königin ließ sie vor einigen Jahren erbauen, um darin arme und unglückliche Familien aufzunehmen, die ihren vollständigen Lebensunterhalt darin finden. So ist dies Trianon zugleich ein Asyl des Unglücks und ein Tempel der Barmherzigkeit geworden, und man will es zum Theater der ausschweifendsten Scenen machen, die kaum möglich zu denken sind, geschweige daß sie in der Wirklichkeit hätten ausgeführt werden können! Es ist möglich, daß die Königin Marie Antoinette kein bedeutender Geist ist, und daß an ihrer höheren Bildung Manches vernachlässigt worden. Außer einigen schlechten Romanen, mag sie vielleicht nicht viel von der Literatur gelesen haben. Aber sie ist das ächte, naturvolle, herrliche Weib, und wenn wir nur den Thron erst verbessert haben, meine Herren, was doch wesentlich eine Aufgabe unserer Versammlung ist, so werdet Ihr

auch die Königin erst recht in ihrem wahren Glanze auf demselben erkennen!

Die beiden Abgeordneten des dritten Standes schüttelten dem Grafen Mirabeau jetzt vergnügt die Hände und bedankten sich für die zufriedenstellende Auskunft, die er ihnen ertheilt, worauf sie ihre forschende Wanderung durch den Park fortsetzten.

Mirabeau schlug seinen Freunden vor, den Rückweg anzutreten, da noch eine neue Gruppe von Collegen des dritten Standes sich heranzubewegen schien, und ihnen außerdem die Stunde für das Diner im Hôtel Charost herangekommen dünkte.

Du hast Deine Collegen aus der Nationalversammlung sehr gut beschieden, Mirabeau, sagte Clavière, als sie den nächsten Weg, der nach Versailles zurückführte, eingeschlagen hatten. Aber was soll aus Louis XVI. werden, wenn Du Deine begeisterte Liebe für die Königin, die plötzlich wieder in so hellen Flammen steht, mit der Zeit allen Abgeordneten des dritten Standes einblasen wirst? Der König soll neuerdings etwas stark zur Eifersucht neigen, und würde es dann bereuen, den dritten Stand noch verdoppelt zu haben, wenn nun in demselben plötzlich sechshundert Liebhaber der schönen Königin erstehen. Das könnte die gefährlichste Seite unserer Revolution werden, und der König würde Euch lieber zum Teufel jagen, um aus freien Stücken eine Verfassung oder einen Fetzen englischer Charte, wie Ihr constitutionell Verliebten es doch so gern haben möchtet, zu geben!

Höre mich an, Clavière! sagte Mirabeau mit nachdrücklichem Ernst. Ich werde Deine großen Verdienste nie verkennen, welche Du Dir mit Deinen Freunden um den Ausbruch dieser Bewegung in Frankreich erworben hast. Dein Landhaus in Surêne, wo wir so bedeutende Stunden verlebt, wird immer

die Wiege dieſer neuen Bewegung genannt werden müſſen. Die doppelte Vertretung des dritten Standes, die Wahlen, die Berathung nach Köpfen, nicht nach Ständen, die Abſchaffung der Privilegien, alles dies iſt auf Deiner Villa in Surêne gründlich vorbeſprochen und von dort aus in das Volk und in die entſcheidenden Kreiſe mächtig hineingeworfen worden.*) Die Comités bei Clavière und die bei dem edlen Herzog von Rochefoucauld haben im Stillen und Geheimen ſo viel angeregt, daß die Geſchichte undankbar ſein wird, wenn ſie dies nicht einſt in ihre Gedenktafeln eingräbt. Die Zuſammenkünfte bei Dir werden mir auch noch darum unvergeßlich ſein, weil ich in dieſem Kreiſe unſern unvergeßlichen Holbach zum letzten Male vor ſeinem Tode geſehen.**) Du haſt das große Talent geübt, alle dieſe Männer in Einem Gedanken zuſammenbringen zu können. Und nun werde ich Dir am Ende noch abſpringen, Clavière? Laß uns dabei die Bedingung feſtſtellen, daß wir als Freunde uns lieb behalten wollen, wenn wir uns auch einſt aus entgegengeſetzten Himmelsgegenden grüßen müſſen. Denn danach ſieht es aus, Clavière! Ich muß meine eigene Aufgabe feſthalten, die ich mir ſelbſtſtändig und unabänderlich vorgezeichnet habe. Ich will die Demokratie, aber im Rahmen der Monarchie! Ich fürchte, Ihr lieben Genfer, dies trennt uns bald. Ihr habt Euch in den Club des enragés im Palais Royal aufnehmen laſſen, und da kann ich natürlich nicht mit. Ich werde auch wild werden, verlaßt Euch darauf, und wenn ich die Nationalverſammlung mir erſt als willfähriges Roß zugeritten habe, werde ich es beſteigen und es als Flügelroß

*) Dumont Souvenirs p. 32.
**) Holbach ſtarb am 21. Januar 1789.

der Revolution gebrauchen. Aber ich weiß schon, wo ich anlangen werde und anlangen muß. Ihr aber wißt es nicht. Und das ist der Unterschied zwischen uns. Reichen wir uns aber über diesen Unterschied hinweg die Hände.

Unser Freund Mirabeau ist einmal heut sentimental! rief Etienne Clavière. Kommt, wir wollen ihn in unsern Armen streicheln und liebkosen, damit er an unserer eisernen Republikaner-Brust wieder erstarke zu seinem alten göttlichen Trotz!

Man drängte sich scherzend und lachend um ihn.

Das ist ein Mann, dem kann man schon um den Bart gehen! sagte Clavière drollig. Schon seinem Körperbau nach hat ihn das Schicksal zum Herkules der Revolution bestimmt. Jeder Atemzug an ihm ist eine Flamme, die einen Weltbrand entlodern zu lassen vermag. Auf seinem breiten Rücken kann er einen ganzen Staat forttragen, sobald er ihn nur aufgepackt hat. Mirabeau, ohne Dich gehen wir keinen Schritt vorwärts, sondern wir klammern uns an Deine Felsenferse an, es mag nun daraus werden, was da will!

Unter diesen bewegten Gesprächen hatten die Freunde Versailles bald wieder erreicht. Als sie vor dem Hôtel Charost angelangt waren, sah Mirabeau einen Reisewagen vor der Thür des Hôtels halten, aus welchem in demselben Augenblick eine große schlanke Dame ausstieg, um sich, gefolgt von einer Kammerfrau und einem Bedienten, in das Haus zu begeben.

Mirabeau hatte ihr erschrocken und mit dem tiefsten Erstaunen nachgeblickt. Zwar hatte er nur ihren wohlbekannten, ihn deutlich gemahnenden Gang vorüberschweben-sehen, ohne ihr ins Gesicht blicken zu können, aber mit Blitzesschnelle hatten seine Augen ihre ganze Gestalt erfaßt, und er war gewiß, seine Frau erkannt zu haben.

Er ſtand einen Augenblick rathlos ſtill, während ſeine Freunde ihn verwundert betrachteten. Aber ebenſo raſch hatte Mirabeau ſeinen Entſchluß gewonnen. Feſt überzeugt, daß es ſeine geſchiedene Frau geweſen, die an ihm vorübergeeilt war, wurden ihm zugleich die Zwecke klar, aus denen ſich die Gräfin von Mirabeau nach Verſailles begeben haben konnte. Er erinnerte ſich auch, daß ſeine Schweſter, die Marquiſe von Saillant, von der er vor einigen Tagen einen Brief aus Aix empfangen, ihm dies Vorhaben hinlänglich angedeutet hatte, welches in nichts Anderem zu beſtehen ſchien, als rückhaltlos und mit offenen Armen zu ihm zu eilen und, wenn auch die Wiedervereinigung mit ihm unmöglich ſein ſollte, doch die große Rolle, die Mirabeau auf dem Schauplatz des Tages zu ſpielen im Begriff ſtand, in der Nähe zu bewundern und zu verfolgen.

Aus Unluſt, ſich überhaupt mit dieſen Gedanken zu beſchäftigen, hatte Mirabeau nicht wieder daran gedacht, aber er ſah jetzt, mit welchem Ernſt und ganz gegen ihre ſonſtige Weiſe, die nichts weniger als aufdringlich und ſehr entgegenkommend war, es ſich Emilie angelegen ſein laſſen wollte, die zwiſchen ihnen beſtehende Trennung aufzuheben.

Du ſcheinſt mir in eigenthümliche Zweifel über unſer Diner gerathen zu ſein, Mirabeau! ſagte Clavière, indem er, wie um ihn wach zu ſchütteln, ſeinen Arm ſtark berührte. Man ißt im Hôtel Charoſt ganz gut und Du brauchſt gar kein Bedenken zu haben, hier mit uns zu diniren. Es ſind die beſten Diners in Verſailles, und wir haben uns wohlweislich gerade deshalb hier einquartirt.

In der That, ſagte Mirabeau, ich kämpfe mich eben mit mir herum, ob ich Hôtel Charoſt betreten darf oder nicht? Die Ausſicht auf Eure Geſellſchaft

hatte mich verlockt, ganz und gar eine Abrede zu vergessen, die ich mit meinem ehrsamen Wirth, dem Färbermeister auf der Avenue von Saint-Cloud, schon gestern getroffen habe. Ich werde bei ihm heut zu Mittag speisen, und ich glaube, er hat einen ganzen Ochsen geschlachtet, um mich und noch einige andere Abgeordnete aus der Provinz, die seine Vettern sind, recht prächtig zu bewirthen. Solchen Einladungen muß man heut zu Tage Ehre machen, das liegt ja auch in Euerem Princip. Entschuldigt mich also für heut und laßt es Euch im Hôtel Charost schmecken. Adieu! —

Nach diesen Worten entfernte sich Mirabeau mit der größten Eile, indem er, unter verwundertem Nachblicken seiner Freunde, sogleich um die nächste Straßenecke einbog und sich mit einer an Flucht gränzenden Geschwindigkeit zu entfernen schien.

III.

Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau.

Einige Lieues von Paris liegt das anmuthige Argenteuil, mit seinen reizenden Landhäusern, die im Sommer stets ein gesuchter Aufenthalt der Pariser waren und auch von vielen vornehmen Fremden bewohnt zu werden pflegten.

In einem dieser Landhäuser hatte sich seit Kurzem der alte, bereits im hohen Greisenalter stehende Marquis von Mirabeau niedergelassen, welchen die letzten Ereignisse des Tages aus der Abgeschiedenheit seiner Güter, in der er seit langer Zeit fast ausschließlich gelebt, wieder hervorgelockt hatten. Gebeugt von Alter

und Kränklichkeit, hatte er sich jedoch zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt selbst, unter den gefahrdrohenden Unruhen, die dort seit Eröffnung der Reichsstände von Tag zu Tag nur gestiegen waren, nicht entschließen können. Aber die friedliche Villa in Argenteuil, die auf einer heitern Anhöhe unweit der nach Paris führenden Landstraße gelegen war, gewährte ihm den doppelten Vortheil, alle Nachrichten und Zeitungen der so nahen Hauptstadt schnell und unmittelbar zu empfangen, und zugleich in dem ländlichen Stillleben seine tief erschütterte Gesundheit pflegen zu können.

Der Marquis saß an dem geöffneten Fenster, welches ihm einen weiten Ausblick über die Landstraße verstattete, und an welchem er, in seinem Lehnstuhl liegend, den Tag über am liebsten zu verweilen pflegte. Seine Blicke schienen dann oft mit einer gewissen Unruhe und Sehnsucht auf die von Paris herführende Straße gerichtet. Es konnte nicht blos der Zeitungsbote sein, dem er mit neuen Blättern und Flugschriften aus der ereignißreichen, immer wilder aufschäumenden Hauptstadt entgegensah. Dieser Bote kam regelmäßig mit einer vollen Mappe von Zeitungen und Schriften an, aber der Marquis von Mirabeau, nachdem er sich von seiner schönen Enkelin, der Marquise d'Arragon, Alles hatte genau und wiederholt vorlesen lassen, saß dann immer wieder ausblickend und wie erwartungsvoll am Fenster, und schien von der Landstraße her einer bestimmten Person, die er aber niemals nannte, entgegenzusehen.

Die junge Helene von Arragon, die älteste Tochter der Marquise von Saillant, war von jeher der Liebling des alten Marquis von Mirabeau gewesen, der sie bewogen hatte, nach dem frühzeitigen Tode ihres Gatten, des Marquis von Arragon, dem sie schon in

ihrem sechszehnten Jahre vermählt worden, sein Haus zu ihrem Aufenthalt zu nehmen. Es war dies zwar sehr wenig in Uebereinstimmung mit der Frau von Pailly geschehn, die das Haus des Marquis seit seiner feindlichen Trennung von seiner Gemahlin beherrschte, und durch ihre einstige Schönheit und Leidenschaftlichkeit die eigentliche Ursache des Mißverhältnisses der beiden Gatten geworden war. Die kindliche Liebenswürdigkeit und Anmuth der Marquise war jedoch so groß, daß sich selbst die mürrische Eifersucht der alternden Frau von Pailly davon bezwungen fühlte, und die häuslichen Umgebungen des Marquis von Mirabeau hatten einen um so glücklicheren Charakter gewonnen, als es beide Frauen bald verstanden hatten, sich auf eine sehr taktvolle Weise in die Sorgen um seine Person zu theilen.

Der Frau von Pailly war die Bemühung mit dem Leidenden und Kranken zugefallen, und sie war darin der fortdauernden Werthschätzung ihrer Dienste gewiß, da der alte Marquis, der vor einigen Tagen bereits sein zweiundsiebzigstes Jahr erreicht hatte, von der Gicht hart betroffen war, und außerdem seit Kurzem ein heftiger Lungen-Katarrh sich bei ihm gebildet hatte, der ihn von Zeit zu Zeit völlig niederwarf und seinen Gesundheitszustand auf das Bedenklichste erschütterte. Die hohe, einst so mächtige Gestalt des Marquis erschien täglich mehr gebeugt und in sich zusammengedrückt, und war aus der stolzen und strengen Grandezza, die sonst sein Wesen charakterisirte, fast ganz herausgefallen, um der kümmerlichen Hinfälligkeit des Greises zu weichen. Dagegen trug sein bleiches ernstes Gesicht, dessen geistreiche Züge den unermüdlichen Denker und Schriftsteller verriethen, auch noch bedeutende Spuren der eigenthümlichen

Schönheit an sich, die dem Marquis von Mirabeau in seinem blühenden Mannesalter zu eigen gewesen war.

Der lieblichen, heitern Helene war dagegen die Aufgabe zugefallen, die geistigen Beschäftigungen des Großvaters zu theilen, und die Gefährtin seiner Gedanken und Betrachtungen, mit denen er sich jetzt namentlich den Zeitereignissen zugewandt hatte, zu sein. Sie war ihm dabei mit ihren gesunden, treffenden Einfällen, ihrem glücklichen Humor, und auch mit ihrer Kunst, seine trüben Blicke in die Zukunft zu erheitern, schon so unentbehrlich geworden, daß er nichts mehr ohne sie vorzunehmen und zu beschließen pflegte, und er sich kaum noch über eine Ansicht oder ein Urtheil einigen konnte, wenn sie ihm nicht auf ihrem kleinen Tabouret gegenüber saß, oder neben seinem Lehnstuhl stand, um ihm in den Zeitungen eine vornehmlich wichtige Stelle, die sie eben vorgelesen hatte, noch mit einem Daraufdeuten der kleinen weißen Hand besonders bemerklich zu machen, und seinen eigenen Augen vorzuführen.

Während der Marquis seiner Enkelin Alles, was er nur irgend auf dem Herzen hatte, anvertraute und ihre für ihn entscheidend gewordene Meinung darüber begehrte, schwieg er jedoch hartnäckig über die Person, welche er auf der Straße von Paris nach Argenteuil zu sehen erwartete, und nach der er, wie sich die scharfsichtige Helene fest überzeugt hielt, seit einiger Zeit jeden Tag und jede Stunde hinausschaute.

Kommt Er immer noch nicht, Großvater? fragte Helene heut, nachdem sie die Hauptartikel einiger Pariser Zeitungen vorgelesen, und dieselben als wenig befriedigend auf den in der Mitte des Salons stehenden Tisch geworfen hatte.

Wessen Ankunft erwarten wir denn, mein Kind? fragte der Graf, erschrocken zusammenfahrend, und

seinen Kopf aus dem Fenster zurückziehend, zu dem er ihn in diesem Augenblick weiter als gewöhnlich hinausgebogen hatte.

Ich meine den Augenblick, wo es sich zwischen den beiden Parteien in Paris entscheiden wird, erwiederte Helene, indem sie mit einem schalkhaften Lächeln vor sich niederblickte. Kommt er immer noch nicht, dieser Augenblick, mein lieber Großpapa?

Es fragt sich, ob eine plötzliche Entscheidung zwischen den kämpfenden Parteien überhaupt wünschenswerth ist, entgegnete der Marquis, indem ein tiefes Nachdenken sich auf seiner Stirn auszubreiten begann. Die heutigen Zeitungen beweisen, daß der bedeutende Streit, in dem König und National-Versammlung sich seit Beginn der Sitzungen gegenüberstehen, durchaus nicht von der Stelle rücken will. Die drei Stände berathen weder getrennt, noch vereinigen sie sich zu einer ganzen Versammlung, und es scheint, daß Hof und Ministerium diese hinzögernde Unthätigkeit nur gern sehen und unterstützen, um so bald als möglich mit einem einzigen Griff das ganze Gespinnst wieder zu zerreißen, welches ihnen diese Versammlung um den Kopf gesponnen hat.

Das wäre doch aber höchst abscheulich, nicht wahr, lieber Großpapa? versetzte Helene eifrig. Wir Beide nehmen ja jetzt das größte Interesse an der National-Versammlung. Ihr habt zwei Söhne in derselben sitzen, was für mich zwei Oheime ausmacht. Und wie die Frauen einmal Alles persönlich auffassen, so heißt die aristokratische Partei für mich nicht anders als Onkel Boniface, und die Nationalpartei, wie man sie wohl jetzt nennen muß, heißt Onkel Gabriel. Die Partei Boniface hält aber gewiß noch immer Euer ganzes Herz gefangen? Und darum ist es gewiß der Vicomte von Mirabeau, den Ihr alle Tage

dort über die Landstraße heranreiten zu sehen hofft? Er ist freilich auch seit mehreren Wochen nicht hier gewesen, der gute Vicomte.

Nein, den Vicomte erwarte ich nicht, erwiederte der Marquis von Mirabeau mit einer plötzlichen auffahrenden Heftigkeit. Du weißt, er schickte mir neulich eine Rede, welche er in der National-Versammlung halten wollte, und ich schickte sie ihm mit einer Randbemerkung wieder, welche den eitlen Jungen gewiß verdrossen hat. Denn er hat sich seitdem nicht wieder in Argenteuil blicken lassen. Und ich gestehe, daß ich nichts danach frage, ihn bald wiederzusehen. In jener Rede, er wollte gegen die Vereinigung der drei Stände zu Einer Versammlung sprechen, waren große Albernheiten enthalten, wie sie sich für einen denkenden Aristokraten heutzutage nicht mehr schicken.

Ja, ich erinnere mich, Euere Randbemerkung war gerade nicht sehr gnädig, Großpapa! rief Helene mit fröhlichem Lachen. Ihr schriebt ganz lakonisch unter die Rede: „Wenn man einen solchen Bruder bei den Generalständen hat, wie Du, und wenn man Du ist, so läßt man seinen Bruder sprechen, und hält selbst den Mund.*)

Habe ich das wirklich so geschrieben, Helene? fragte der Marquis, indem sich ein Zug von Verdrießlichkeit auf seinem strengen Gesicht einstellte. Du wiederholst mir diese Worte zu sehr mit einem parteiischen Accent, liebe Helene. Danach sähe es fast aus, als wenn ich plötzlich eine närrische Vorliebe für meinen ältern Sohn, den Grafen Gabriel von Mirabeau, gefaßt hätte. Aber das ist ganz und gar nicht der Fall, obwohl ich ihm allerdings Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wünsche. Und gerecht bin ich doch wohl

*) Montigny VIII. 85.

immer gegen ihn gewesen, wenn auch in früherer Zeit diese Gerechtigkeit eine sehr harte Hand gegen ihn führen mußte.

O nein, Großväterchen, erwiederte Helene, mit der kecken Zuversicht, bei ihm Alles wagen zu dürfen. Nach Allem, was in unserer Familie und in ganz Frankreich erzählt worden, bist Du immer höchst ungerecht gegen Deinen Sohn Gabriel gewesen. Ich war leider damals noch ein ganz kleines Kind, vielleicht sechs Jahre alt, als Du ihn zuerst auf dem Schlosse If einsperren ließest. Sonst wollte ich Dir schon den Kopf zurecht gesetzt haben, wie man einen so außerordentlichen Sohn, ein Genie von solchem Glanz und solcher Größe, behandeln muß, wenn man nicht für einen Rabenvater oder einen wahren Familien-Attila gelten will.

Der Marquis zuckte bei diesen Worten heftig zusammen. Aber statt des Zornes begann sich plötzlich ein weicherer, fast schwermüthiger Ausdruck über seinem Gesicht auszubreiten. Er stützte das ehrwürdige Haupt nachsinnend in die Hand, und blieb einige Minuten lang still und schweigend seiner Enkelin gegenüber sitzen. Dann richtete er wieder, mit einem aufblitzenden Zug heiterer Erwartung, seine Blicke in die Ferne der Landstraße hinaus, auf der ein emporwirbelnder Staub das Herankommen eines Reiters anzuzeigen schien.

Er ist es nicht! rief Helene mit einem halb neckenden, halb traurigen Ton, nachdem sie ebenfalls an's Fenster getreten war.

Wer soll es denn schon wieder sein? entgegnete der Marquis auffahrend.

Ich weiß es nicht, Großväterchen, versetzte sie mit einer koketten Gleichgültigkeit, indem sie hinter seinem Stuhl stehen blieb und ihre Hände über seine Schulter

legte. Aber wenn ich vorher gewagt habe, den Herrn Marquis von Mirabeau einen Rabenvater und noch etwas Schlimmeres zu nennen, so betraf dies ja nur die Vergangenheit. Alle Welt bricht aber jetzt mit der Vergangenheit, wie es täglich in unsern Zeitungen zu lesen steht, und alle Tage hallt die Tribüne davon wieder. So ist auch auf Deiner Stirn ein neuer Sonnenglanz für Den angebrochen, welchen Du nie geliebt zu haben schienst, und der es doch so sehr verdient. Laß mich diesen Sonnenglanz auf Deiner Stirn küssen, denn er schmeckt gar zu lieblich.

Sie beugte sich bei diesen Worten mit einem langen herzlichen Kuß über ihn, den er sich mit sichtlicher Freude gefallen ließ. Dann aber sagte er, sich wieder in seine hochmüthige Würde zurückwerfend: Womit willst Du beweisen, daß ich meine Gesinnungen gegen Gabriel geändert habe?

Ah, mein Väterchen, rief Helene, indem sie mit frohlockenden Schritten durch das Zimmer hüpfte, einen ganzen Kranz von solchen Beweisen will ich Dir um Dein Haupt winden. Ich erinnere Dich nur daran, als im vorigen Monat, es war am vierundzwanzigsten Juni, ja ja, gerade einen Tag nach der berüchtigten Königssitzung, welche in Versailles mit der National-Versammlung abgehalten wurde, der Secretair des Grafen Mirabeau, Herr de Comps, hier mit einem Bericht anlangte, welchen Dir Dein Sohn über diese Sitzung abstattete. Nachdem ich Dir diesen Bericht laut vorgelesen, und einige Stellen sogar zwei und drei Mal, mein Väterchen, und der junge Comps dann wieder eintrat, um nach Deinen Aufträgen für den Grafen Mirabeau zu fragen, siehst Du, da konntest Du Dich nicht länger halten, und die Thränen stürzten Dir aus den Augen. Junger Mann, riefst Du, seinen Arm ergreifend, sage Deinem Herrn:

„Das ſei Ruhm! Das ſei wahrer Ruhm!“ Und dann winkteſt Du ihm zur Thür hinaus, denn Du konnteſt vor Bewegung und neuen Thränen nicht weiterſprechen.*)

Oh, ſagte der Marquis, indem er jetzt ſeinen Kopf ſtolz in die Höhe hob, dieſe Worte bezogen ſich keineswegs auf meinen Sohn Gabriel, obwohl ich gar nicht leugnen will, daß mir ſein heldenhaftes und großartiges Auftreten in der National-Verſammlung eine wirkliche Freude gemacht hat. Ich bin immer unparteiiſch gegen ihn geweſen, und werde es auch ferner ſein. Schon gleich nach Eröffnung der Sitzungen zeigte er ſich als den wahren Mann der Nation in dieſer Verſammlung, welche durch die Standesintereſſen und durch ein zweideutiges Miniſterium ſo jämmerlich hinundhergezerrt wird. Ich möchte wohl ſeine donnernde Stimme gehört haben, mit der er zu Anfang ſich dafür erhob, daß ſchon bei der Prüfung der Wahlen nicht jeder Stand getrennt für ſich verfahren ſolle, ſondern daß dabei ſogleich mit der Vereinigung aller Stände zu Einer Verſammlung begonnen werde. Es war dies ein ſehr richtiger Gedanke, denn er ſchlug ſogleich den zweideutigen Sinn dieſer Frage aus dem Felde und ſagte dieſem ſchleicheriſchen Miniſterium Necker: va banque! Dieſer Necker glaubt das Königreich durch eine Priſe Spaniol reformiren zu können, und der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau läßt ihn zuerſt eine Priſe ſeiner Art nehmen, um ihm zu zeigen, daß es noch andern Nießwurz giebt, der Mark und Bein erſchüttern kann. Dann iſt es mein Sohn, der mit ſeiner Löwenkraft dafür wirkt, daß der dritte Stand, von dem Adel und Clerus ſich fortdauernd fern halten, ſich als die

*) Montigny IV. 130.

eigentliche Verſammlung der National-Repräſentanten Frankreichs conſtituire. Zwar hat der verteufelt kluge Abbé Sièyes, vor dem ich allen Reſpect habe, dieſen Vorſchlag zuerſt eingebracht, aber meinem Sohn wird man es doch zu verdanken haben, daß er zur Ausführung gebracht wurde. Mein Sohn ſchlägt auch für die Verſammlung den Namen der Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes vor und ſagt mit ſeiner alle Hinterhalte durchbrechenden Kühnheit: daß die Zuſammenberufung der Verſammlung nur den Zweck einer Erneuerung der ganzen Nation haben könne! Der dritte Stand nimmt endlich in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 16. Juni den Titel der National-Verſammlung an, und ganz Frankreich jauchzt dieſer Conſtituirung des dritten Standes zur Nation entgegen. Schon will es meinem Sohn durch ſeine unermüdliche Thätigkeit gelingen, auch die Majorität des Clerus zu dem dritten Stande hinüberzuziehen, als Louis XVI., gedrängt von den Intriguanten ſeines Hofes und Cabinets, jene unglückliche Königsſitzung abhält, in der er zu befehlen wagt, daß die Verſammlung getrennt nach Ständen tagen ſolle, aber nicht als ein ununterſcheidbares Ganzes, in dem die Nation das Bild ihrer innerſten Einigung anſchauen könne. Indeß ſchon am Tage vorher haben ſich auf den unwiderſtehlichen Betrieb meines Sohnes die Abgeordneten des dritten Standes in dem Ballſaale verſammelt und ſchwören einander den feierlichen Eid zu, ſich nicht eher wieder zu trennen, als bis ſie für Frankreich die neue Conſtitution vollendet haben: ein Eid, der am andern Tage in der Kirche Saint-Louis vor dem Altar erneuert wird. Aber nachdem der verblendete Monarch in ſeiner Königsſitzung jene tyranniſche Erklärung abgegeben, nachdem er, gefolgt von ſeinem Adel und einem Theil des Clerus, den

Saal verließen, bließen die Uebrigen als ein Heer zusammter Körper zurück. Und hat man jemals solchen ernsten goldenen Worte sprechen hören, und die mein Sohn, der Graf Honore-Gabriel de Mirabeau, dem Marquis de Breze entgegenschleuderte, der von den Wissen abgeschickt wurde, um an die Befehle des Königs zu erinnern und zum Auseinandergehen aufzufordern? Sie sind viele Worte noch einmal aus dem Munde meines Sohnes vor. Hören. Ich habe diese unsterblichen Worte in den Zeitungen sehr verschiedentlich angegeben gefunden, und selbst der Moniteur giebt sie nur mit einer Auslassung wieder. Höre den Herr Schleier, und Ihr, meine Herren, kann man nicht oft genug hören!

Schleier hatte ihm mit strafwürdigen Augen zugehört und hatte nach noch, ohne selbst Aufforderung zu folgen, wie in einer plötzlichen Traum versetzt, den Saal verlassen. Er hatte sich, wie der Marquis von Mirabeau, ohne daß er es sie zugestanden haben mochte, dem Zug von sie in der Versammlung der Etaten seines Gehorsam verloren hatte. Dann aber war sie an den Schreibtisch, um an Graf Mirabeau's zu holen, mit dem sie schlich zu dem Großvater zurückkehrte.

Da er sie, sagte sie, dem dieser Brief liege immer ebenauf. Und saßenden waren die Worte, die der Graf von Mirabeau mit aufgeben und nachschleudern Tag an dem war ihm zusammenschrecken Marquis de Breze sprach: „Die Commenen Frankreichs haben beschlossen zu sagen, Wir haben die Absichten vernommen, die man dem König eingeflößt hat, mit Nein, mein Herr, wir Sie nicht einmal sind, sagen bei der National-Versammlung sein können, da Sie hier unter Weg und Stimme, und das Recht zu sprechen haben, Sie sind nur dazu gekommen, um

die Rede des Königs hier in Erinnerung zu rufen. Gehen Sie und ſagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier ſind durch den Willen des Volkes, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonnette entfernen wird!“

Vortrefflich! Vortrefflich! rief der Marquis, indem er ſich vergnügt die Hände rieb und auf ſeinem bleichen kranken Geſicht ein lebhaftes Roth hervortrat. Ja, er war immer ein merkwürdiger Menſch! Häßlich, wie ein Sohn des Satans, als er geboren wurde, ſo daß wir uns Alle vor ihm entſetzten, kündigte er zugleich ſchon als Säugling eine ungeheure Lebenskraft an, wie man dergleichen noch nie geſehen hatte. Er prügelte ſich im eigentlichſten Sinne des Wortes mit ſeiner Amme herum, an deren Bruſt er lag, denn er ſchlug ſie, und da ſie ſelbſt eine ſehr hitzige Perſon war, ſo vergalt ſie es ihm reichlich, und es kam zuweilen zu einem förmlichen Handgemenge zwiſchen Amme und Säugling, um ſo mehr, da er mit zwei ſchon vollſtändig ausgebildeten Backzähnen geboren war und damit um ſich biß.*)

Der Marquis gerieth bei dieſen ihm plötzlich auftauchenden Erinnerungen in ein ſo ſtarkes und anhaltendes Lachen hinein, daß die Marquiſe von Arragon jetzt darüber unruhig zu werden begann und ihre Befürchtungen ſich auch bald beſtätigten, indem er jetzt mit großer Heftigkeit zu huſten begann.

Nachdem er ſich erholt hatte, ſagte Helene, das Geſpräch wieder aufnehmend, mit dem ſchmeichelnden Ton ihrer Stimme zu ihm: Wenn er als Kind ſo lächerlich garſtig war, ſo brauchteſt Du ihn doch aber darum als Jüngling und Mann nicht ſo ſehr zu haſſen. Dein anderer Sohn, der Onkel Boniface, ſoll früher

*) Montigny I. 238.

so schön gewesen sein, daß er Alle bezauberte, und jetzt ist er so dick und ungeschlacht, daß er sich kaum noch mit einigem Anstand bewegen kann, und man ihm allgemein den Beinamen Mirabeau-tonneau gegeben hat. Auch ist er etwas dem Trunk ergeben, und in der National-Versammlung sitzt er unter den schlimmsten Gegnern seines Bruders. Du siehst nun, was aus Deinem Liebling von ehemals geworden ist, während aus Deinem Sohn des Satans, wie Du ihn nanntest, der Stolz Frankreichs wurde und der Name Mirabeau durch ihn den Glanz fortpflanzt, den er von Dir empfangen.

Ich bin dennoch immer nur gerecht gegen ihn gewesen! rief der Marquis mit einer strengen und heftigen Stimme. Es fehlte ihm alle und jede Ehrfurcht vor der Autorität, und das brachte uns schon frühe auseinander. Ein Mann, wie ich, der bis zu seinem vierundfünfzigsten Jahre keinen Abend zu Bett gegangen war, ohne vorher vor seiner alten Mutter niederzuknieen und um ihren Segen zu bitten, konnte mit einem so wilden und gesetzlosen Schwarmgeist sich erst nach langen Kämpfen befreunden. Ich mußte freilich eine harte Geißel über ihn schwingen, aber was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht mein strafender Arm zugleich über den Abgründen, in die er beständig hineintaumelte, festgehalten hätte. Die Gefängnisse, in die ich ihn einsperren ließ, bewahrten ihn nur vor weit größerer Schmach und einem schimpflichen Ende. Aber jetzt hat er sich eine Wirksamkeit gesetzt, die ich ehren und anerkennen muß, ich will es nicht leugnen. Wenn ich sein ganzes Beginnen recht verstehe, will er nur den Mißständen in Staat und Gesellschaft abgeholfen wissen, und diese haben seit langer Zeit fürchterlich genug gewuchert. Die Männer der verschiedensten Ansichten müssen sich darüber einig bekennen.

Die Zuſtände Frankreichs waren faul geworden, und der Boden muß von Sumpf und Steinen gereinigt werden, ehe eine neue Ausſaat von Menſchenglück darauf zu beſtellen iſt. Zu dieſer Reinigung gehört aber gerade eine ſo ſtarke und herkuliſche Natur, wie ſie Gabriel von Mirabeau beſitzt. Mit all ſeiner Kraft und Leidenſchaft aber tritt er zugleich mäßig auf, und wie gewaltig und Alles überfluthend auch ſeine Worte auf der Tribüne emporſchäumen, ſo deutet er doch ſelbſt immer das geſetzliche Geleiſe an, in dem auch die Freiheit der Nation eingeſchloſſen und geordnet werden müſſe. Der kühne Menſch, er hat die Bewegung entfeſſelt, aber er zeigt ſich jetzt auch ebenſo weiſe als kühn, denn er will die Bewegung der Nation zugleich auch wieder in den Schooß der Autorität hinüberleiten. Er iſt Volkstribun geworden, es iſt wahr, aber ein Volkstribun, der ebenſo ſehr auch für das Königthum kämpft und die Spitze des Staatsdaches doch in dem königlichen Willen wölben will. Er iſt alſo zur Erkenntniß der Autorität zurückgekehrt, die er in ſeiner Jugend mit Füßen getreten, und die ich ihm einſchärfen wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, als Despot an ihm zu handeln. Und ſollte ich ihn denn jetzt nicht lieben, Helene?

Du ſollſt ihn lieben, und Du liebſt ihn! rief Helene triumphirend aus, indem ſie den Greis mit ihren Armen umſchlang. Und da Du nun endlich eingeſtehſt, was ich ſchon ſo lange von Dir zu hören hoffte, ſo will ich Dir nun auch ganz genau ſagen, auf wen Du warteſt, wenn Du hier ſo ſehnſüchtig harrend an Deinem Fenſter ſitzeſt. Es iſt der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau, auf deſſen Erſcheinen Du täglich hoffſt, denn Dir iſt es ſo, als müſſe er doch einmal wiederkommen und ſich an Dein Herz ſtürzen. Du haſt ihn ja jetzt ſo lieb, und da

begreifst Du nicht, daß er nicht zu Dir herkommen will.

Und warum will er nicht kommen? fragte der Marquis mit einem traurigen Ton. Er schreibt mir wohl zuweilen, aber er vermeidet es, mich zu sehen.

Er wird kommen! rief Helene lächelnd und zuversichtlich. Sie näherte sich wieder dem Fenster und schaute lange und weit über die Landstraße hinaus. Dann rief sie plötzlich, sich zu dem Marquis zurückwendend: Dort unten an der Straße wirbelt ein Staub wie von einem heransprengenden Reiter auf. Sollte es der Graf von Mirabeau sein?

Bald ließen sich die eilenden Hufschläge eines Pferdes in größerer Nähe vernehmen. Er ist es! rief Helene, die Hände zusammenschlagend. Der alte Marquis schloß hastig das Fenster, als begehre er für sich noch einen Augenblick Aufschub, um sich für diese Begegnung mit dem Sohn, dem er so lange nicht gegenüber gestanden, zu sammeln.

Der Reiter aber war in den Hof gesprengt, und nach einigen Minuten stand er schon oben. Helene war ihm in lauter Freude entgegengeeilt und nahm ihn bei der Hand, um ihn zu dem noch in seinem Lehnstuhl sitzen gebliebenen, vor Ueberraschung und Aufregung zitternden Marquis hinzuführen.

Du bist doch nicht sehr krank, mein Vater? rief Mirabeau, indem er in großer Bewegung zu seinem Vater hinstürzte, um ihn zu umarmen.

Der Marquis hatte sich aber jetzt rasch in die Höhe gerichtet und sah seinen Sohn mit einem unbeschreiblichen Blick an, der diesem eine Thräne in die Augen trieb. Mit Gefühlen der wunderbarsten Art sah Mirabeau die hohe, noch immer schöne und ehrfurchtgebietende Gestalt seines Vaters vor sich. Aber indem er mit überwallender Empfindung in seine

Arme sank, fühlte er in demselben Augenblick zugleich die ganze Bangigkeit und Furcht seiner Jugend vor diesem Vater zurückkehren. Von seiner Brust sich aufrichtend und ihm noch einmal ins Gesicht blickend, suchte er nach dem harten und erbarmungslosen Sinn, der einst das Verdammungsurtheil über einen großen Theil seines Lebens gesprochen. Aber er begegnete jetzt dem Auge seines Vaters, in dem ein leiser Funken von Liebe ihm entgegenleuchtete, wie er ihn in demselben früher niemals für sich wahrgenommen hatte. Er nahm die Hand des Greises und drückte sie zärtlich und wiederholt an seine Lippen.

Du siehst recht leidend aus, mein Vater! nahm Mirabeau wieder das Wort. Ich hörte, daß Du krank seiest, und eilte recht, um Dich noch heut zu sehen, weil in Paris große Unruhen vor der Thür sind, die vielleicht jeden Augenblick hindern können, daß man die Stadt verläßt. Aber man meldete mir nicht recht, worin neuerdings Deine Leiden bestehen.

Mirabeau traf sich bei diesen Worten mit den schönen Augen der Marquise von Arragon, die ihm mit ihrem ganzen beweglichen Ausdruck hinter dem Rücken des Großvaters zu erkennen zu geben schienen, daß er den Brief, welchen sie heimlich an ihn geschrieben, nicht verrathen möchte.

Du findest mich allerdings in keinem sehr würdigen Zustande mehr, mein Sohn! sagte der Marquis, indem er sich mit einem unwillkürlichen Seufzer wieder in seinen Lehnstuhl zurückfallen ließ und Mirabeau auf einen Sessel ihm gegenüber hinwinkte. Wem die Gicht in den Beinen und der Husten in der Brust tobt, der ist wahrlich schlimmer daran, als das von der Revolution heimgesuchte Frankreich. Denn wenn Ihr wackern Herren vom dritten Stande jetzt in allen Gliedern Frankreichs wühlt, so verbürgt ihm das nur

ſeine künftige Geſundheit und Größe, meine ich. Mit mir aber iſt es vorbei. Es iſt Unrecht, daß Boniface, der doch immer ziemlich genau weiß, wie es hier ſteht, Dir keine Nachricht gegeben hat. Denn ſeitdem die Vereinigung der drei Stände auf den angſtvollen Wunſch des Königs endlich durchgeſetzt worden, ſeht Ihr Euch doch nun wohl alle Tage, Ihr feindlichen Brüder?

Wir ſehen und ſprechen uns, erwiederte Mirabeau ausweichend. Dann trat eine etwas ängſtliche Pauſe zwiſchen Beiden ein, welche Helene aber ſogleich durch ihre Fragen und Erkundigungen auszufüllen wußte. Sie fragte Mirabeau nach der eigenthümlichen Tracht, in welcher er erſchienen war, und in der ſie ihn noch nie geſehen hatte.

Das iſt das Koſtüm des dritten Standes, den ich in der National-Verſammlung vertrete, entgegnete Mirabeau. Dieſes ſchwarze Kleid und dieſer ſchwarze Mantel finden wohl keine Gnade vor den Augen meiner liebenswürdigen Nichte? Ich hatte zu Anfang aus Gleichgültigkeit gegen alles Koſtüm dieſe Toilette nicht mitgemacht, aber ſeitdem dieſer Stand eine Armee geworden iſt, welche den Kampf für die ganze Nation auf ſich genommen, kleidete ich mich am liebſten auch in das Kleid, an dem man dieſen Soldaten des Jahrhunderts erkennt.

Du haſt Recht daran gethan, mein Sohn, ſagte der Marquis mit einem beifälligen Ausdruck, nachdem er einen langen prüfenden Blick auf Mirabeau geworfen. Obgleich Du es mir nicht zugetraut haben wirſt, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß ich ein aufrichtiger Freund des dritten Standes geworden bin. Ueberhaupt, Gabriel, glaube ich, daß wir in unſern Anſichten nicht mehr ſo weit auseinander ſind, als Du es vielleicht noch vorausgeſetzt haben magſt.

Euere Billigung wird immer der wahre Triumph unſerer Sache ſein! rief Mirabeau mit einer lebhaften Wärme. Der Ami de l'homme, wie Euer vortreffliches philanthropiſches Buch heißt, dieſer Freund des Menſchen, ließ erwarten, daß Ihr einſt auch noch der Freund des dritten Standes ſein würdet. Und dann bin ich glücklich, denn der Freund des Menſchen und der Freund des dritten Standes muß auch der Freund des Sohnes geworden ſein?

Der Freund des Sohnes? wiederholte der Marquis mit einer leiſen, weichen Stimme, wie man ſie noch nie von ihm vernommen hatte. Seine Hände begannen zu zittern, in ſeine ganze Geſtalt trat eine heftig zuckende Bewegung ein. Helene war aufgeſtanden, um ihre hervorſtürzenden Thränen zu verbergen.

Mein lieber Freund, begann der Marquis wieder, es muß für uns Beide die größte Genugthuung ſein, daß wir uns über einer Zeit, wie die jetzige iſt, wieder die Hände reichen können! Da haſt Du meine Hand, wenn ſie auch nur noch den Abſchiedsdruck zu geben vermag. Aber jeder ächte Abſchied iſt nur eine Bekräftigung der Zukunft. Du ſiehſt heiter und vertrauensvoll in die Zukunft, nicht wahr, mein Sohn?

Oh, entgegnete Mirabeau, indem er die Hand ſeines Vaters feſthielt, die Zukunft iſt noch eine undurchdringliche und ſtürmiſche Nacht, welche über Frankreich lagert! Das Schlimmſte kann und muß ſich noch ereignen. Und nur wenn es ſich ereignet, habe ich Vertrauen, daß es beſſer werden wird. Der König und die Königin ſcheinen es nicht anders zu wollen und zu können. Die verachten ſtandhaft alle Zeichen ihres Schickſals, und kein guter Rath dringt in ihre Verblendung ein.

Es ſteht ſchlecht in Paris? fragte der Marquis.

Der Hof sucht seine Hoft in den Umgegend von Versailles und von Paris zusammen zu ziehen, vermehrt Mirabeau. Aus Paris und Versailles, wenn man sie nicht bald zerstreibet, werden die leichtsinnen Rotten sein, die sich an der Seite der Monarchie schwingen. In der elenden und durchaus irrigen Ansicht, daß das Ansehen aus der National-Versammlung komme, hat man sehr auf eine gewaltige Truppenmasse herumgetanzet, welche die Versammlung umstellt und dem Volke den Zugang für die Berathschlagen hält. Nicht zufrieden damit, hat man diese Soldatenschranken jetzt auch noch durch mehrere Regimenter verstärket, die auf Kosten der Nationalkassen, zusammen aus Deutschen und Polen bestehen, und jetzt schon Befehl zum Einrücken, und zum dem Volke unter gewissen Umständen zu bereiten gedroht. Täglich sieht man zwischen Paris und Versailles die Zahl der Truppen und Streitkräfte anwachsen, ihre unbrüderlichsten Mann sich dort schon aufstellt, und man erwartet noch zwanzigtausend, die heute noch große Artillerie-Zuge in Bewegung, die sie brauchen, aufzuführen. Schanzkörbe, die Pforte für die Aufstellung ganzer Batterieen sind schon beschicket, alle Wege, alle Verhältnisse, alle Brücken sind besetzt, und die Spaziergänge sind so Militairposten umgewandelt. Mit diesem verdächtigsvollen Gefolge der Truppen umgiebt sich der König in seinem Aufenthalte, und will sich die National-Versammlung an ein ähnliches Verhältniß gewöhnen, während in der Hauptstadt der Brodmangel sein schlimmer und mächtigster Gehülfe gegen alle seine Feinde sich erheben möchte. Der Hof ist gebrandmarket und beschimpft, die Armee an den König zu richten, denen Absichten und Plane der National-Versammlung immer verdächtiger sind, und gemeiner, verhetzter und roh einzelne, be-

schworen wir darin den König, die Truppen zurückzuziehen, und, da es doch keine Gefahr für den Staat und für das Ansehen des Königs gebe, diese das öffentliche Vertrauen erschütternden Vorbereitungen zum Kriege zu unterlassen. Ich gehörte selbst zu der Deputation, welche diese Adresse dem König überreichte. Aber der König war verblendet genug, um die Zurückziehung der Truppen zu verweigern, ja er wagte, auf den Rath seiner gänzlich unfähigen Minister, den Vorschlag auszudrücken, daß die National-Versammlung sich nach einer kleinen Stadt in Frankreich, vielleicht nach Soissons oder Noyon, zu einem idyllischen Stillleben zurückziehen möchte. Das Spaßhafte aber auf diesem schlammig tragischen Grunde ist doch dies, daß der König seinen Minister Necker ins Exil geschickt hat. Necker scheint sich in der That ehrenwerth benommen zu haben, denn er rieth von einem Staatsstreich ab, durch welchen der Hof sich offenbar der National-Versammlung gewaltsam entledigen wollte. Und so nöthigte man ihn, so rasch nach der Schweiz abzureisen, daß er sich kaum noch seine Sachen ordentlich packen lassen konnte.

An Necker ist nichts verloren, entgegnete der Marquis, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte. Ich habe in ihm stets einen Gegner meiner Ansichten gehabt, und habe mich dadurch nur bekräftigt gefühlt in Dem, was mein Freund und Meister Quesnay wollte. Man sagte mir, Du hättest auch eine geheime Zusammenkunft mit Necker gehabt, um Euch zu verständigen. Wie ist dieser Versuch ausgefallen?

Meine Freunde Cerutti und Mallouet hatten diese Farce vor einigen Monaten veranstaltet, erwiederte Mirabeau lachend. Wir kamen zusammen, ich hatte Necker niemals gesprochen und war begierig, wie er

sich in dieser Situation ausnehmen würde. Er aber war steif und stumm wie ein Brett, und nun wurde ich steil und verschlossen, wie ein Felsen. Er erwartete, daß ich ihm Anerbietungen machen sollte, aber da er nicht sprach, so sprach ich noch weniger, und wir trennten uns nach einigen frostigen Redensarten. Uebrigens glaube ich, daß Necker kein böser Mensch ist, aber er ist auch ebenso wenig ein tiefer und origineller Kopf.

Werdet Ihr Euch denn auch gründlich mit den arbeitenden Klassen beschäftigen? fragte der Marquis nach einer kurzen Pause, in der er still und, wie es schien, mit seinen körperlichen Leiden kämpfend, vor sich niedergestarrt hatte. Ich denke, die Zeit wird bald kommen, wo man einsehen wird, daß wir alten Physiokraten längst das Richtige gefunden und festgestellt haben. Merke auf, mein Sohn. Es giebt keinen wahren, festen und glücklichen Staat, der nicht auf Grundbesitz, Arbeit und Handelsfreiheit erbaut ist. Bringe diese Grundsätze in Euerer Nationalversammlung zur Geltung, und Du wirst Dich um Frankreich und die Menschheit verdient machen. Etwas Besseres giebt es nicht, um die Welt glücklich werden zu lassen.

Der Marquis wollte noch Einiges hinzufügen, aber in diesem Augenblick schien die Anstrengung eines so lebhaften Gesprächs alle seine Kräfte zu überwältigen. Er war bleich und erschöpft zurückgesunken, und der Husten brach mit einer erneuerten und unabläßigen Gewalt aus seiner Brust hervor. Sein Zustand schien plötzlich so bedenklich zu werden, daß Mirabeau in großer Besorgniß nach einem Arzt verlangte. Aber der Marquis wehrte alle Bemühungen zurück und nahm nur seine Arzenei, welche ihm Helene mit ihrer wohlthuenden Sorgsamkeit darreichte.

Als sich der Leidende wieder einigermaßen zu er-

holen begann, näherte sich ihm Mirabeau, um Abschied von ihm zu nehmen, indem er wiederholentlich mit Schmerz und Ehrfurcht die Stirn des Greises küßte.

Ich muß heut noch nach Paris und Versailles zurück, sagte Mirabeau mit leiser Stimme. Die drohende Lage der Dinge gestattet mir nicht länger auszubleiben. Wir sehen uns bald wieder, mein Vater!

Der Marquis schüttelte langsam das Haupt und entließ seinen Sohn schweigend, aber mit einem leuchtenden und bedeutsamen Blick, der das Ergreifendste ausdrückte. Mirabeau riß sich jetzt mit stürmischer Eile los, weil er diesen Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Helene hatte ihn bis in das anstoßende Zimmer begleitet, um ihm unter strömenden Thränen ihre Besorgnisse zuzuflüstern. Mirabeau aber drückte ihr jetzt unter zärtlicher Zusprache seine Küsse auf die Augen und nahm ihr das Versprechen ab, ihm am andern Tage Nachricht zu senden.

VI.

Die ersten Republikaner.

Mirabeau hatte rasch sein Pferd bestiegen und legte in äußerster Geschwindigkeit den kurzen Weg von Argenteuil nach Paris zurück, dessen Thoren er sich in der ersten Nachmittagsstunde näherte.

Es wurde ihm jetzt schwer, sich mit seinem Pferde ebenso rasch weiterzubewegen, da er sich plötzlich mitten im Gewühl der Soldaten befand, die auf der Ebene vor den Thoren der Hauptstadt lagerten, und dem Reiter nur allmählig und mit mancherlei Unterbrechungen seinen Weg fortzusetzen gestatteten.

Unter diesen müssen vor Allem die Truppen des Militairs, die in eine besondere Aufregung gerathen zu sein scheinen, besonnen Maaßregeln und große Mäßigung von Seit, welches sich äußerst geschäftig in der Mitte der Soldaten bewegte, und mit derselben in einer ungewöhnlich lebhaften und zutraulichen Vertheilung war. Man hörte Volk und Truppen freundschaftliche Verbrüderungen über die Einführung der Constitution, die in einigen Theilen bereits durch ein festliches Gelage, in dem die gestalten Soldaten unentgeldlich bewirthet wurden. Es wurden dabei von Soldaten und Bürgerinnen abgewechselt, nicht auf das Wohl zu trinken, und Freudenbezeugungen über die Einführung der Verfassung, welches von allen Seiten her erfolgte, daß die Besorgniß der Hofpartei nicht ohne Grund zu sein schien. Ferdinand, um die Realisirung des Königs zu beschleunigen, ist ein in die Straßen der Stadt ein, und ich in seinem Gefolge Infanterie, daß die Aufregung, in der sich die Bevölkerung von Paris befand, bereits einen ganz allgemeine und gewaltige Gestalt angenommen hatte. Man hatte begonnen, auf einzelnen Straßen Barrikaden zu errichten, die, sowohl die Hofpartei hatten sogen scheinen und lebendig wurden, und entsetzliche Anordnungen gegen den Hof, unter denen die Verbrechen der Mörder und der Herzog von Orleans unterschieden, durchdrangen weithin die Luft.

In jeder Minute in die Mitte der Stadt vorrückte, desto mehr schien es ihm, als sei die ganze Bevölkerung von Paris in die Straßen und auf die öffentlichen Plätze hinabgestiegen. Die Theater waren die einzigen Orte der öffentlichen Ruhe geschlossen. Man konnte der Stadt Paris der bevölkertste Ort der Welt sich, und das Volk die bewegte Barrikaden angezündet hatte, in Massen umzog habe. Eine wahrhaft, verzweiflungsvolle Stimmung, deren zerrissene und verhungerte

Gestalten den schrecklichsten Ausdruck des Elends an sich trugen, jagte an Mirabeau vorüber, und stieß drohende und heulende Laute aus, die auf eine neue Unternehmung hinzudeuten schienen.

Mirabeau wollte sich zuerst nach dem Palais Royal begeben, wo er den Heerd des ganzen Aufstandes und seine Leiter zu entdecken hoffte, und wo er zugleich Chamfort in seiner dortigen Wohnung anzutreffen gedachte, um von ihm etwas Näheres zu erfahren, und bei dem Freunde zugleich Erkundigungen über das Schicksal Henrietten's und Coco's einzuziehen.

Als er die Rue de Richelieu hinunterritt, zogen ihm einige Abtheilungen des Dragoner-Regiments Royal-allemand, an deren Spitze sich ihr Commandeur, der Prinz von Lambesc, auf einem weißen Schimmel befand, mit klingendem Spiel entgegen, so daß Mirabeau an der Ecke einer Nebenstraße stillhalten mußte, um diese Soldaten an sich vorüber-marschiren zu lassen.

Zu beiden Seiten der engen Straßen hatten sich gedrängte Volkshaufen aufgestellt, aus deren Mitte die beleidigendsten Aeußerungen gegen die Dragoner und den Prinzen von Lambesc hervordrangen.

Dies Regiment bestand fast durchgängig aus deutschen Soldaten, welche, da nur wenige von ihnen der französischen Sprache mächtig waren, die auf sie herabgerufenen Schimpfworte und Verwünschungen nicht sogleich auffaßten, eben so wenig als sie früher die freundlichen Zurufe des Volks verstanden und sich für dieselben zugänglich erwiesen hatten. Als aber jetzt ein Hagel von Steinen auf sie eindrang, zogen sie sofort ihre Säbel und folgten dem Befehl ihres Commandanten, scharf einzuhauen, nach allen Seiten hin mit der rücksichtslosesten Wuth. Die Volksmenge wurde von ihnen jetzt die Straße hinabgetrieben, ein

aller Macht sank nieder. Ihren Streitwagen zusammen, und Frauen und Kinder, die unter die Pferde der rebellen Soldaten geraten waren, stießen ein herzzerreißendes Wehgeschrei aus. In der Furcht heulten und pfiffen die gefangenen Hunde, und rissen zur Rache. Es war die erste Anwendung der Soldatengewalt gegen das Volk. In allen Theilen von Paris hatte sich der Ruf, daß sich das Volk mit Waffen versehen solle, und daß eine Bürgergarde gebildet werden müsse.

Mirabeau hatte sich in einem bekannten Hause seines Freundes zu entkleiden gewußt, und begab sich dort in die Mitte von seinen Freunden, deßen Gegenwart auf allen Seiten von aufgeregten, in der dreifachen Bedeutung des Wortes zu nennenden Volksmassen umgeben war. Er gelang sum, sich dahin zu flüchten und in die Arenen einzutreten, wo er durch die Bekanntheit seiner Person verschont wurde. Der viel ältere Miranda darin an, und überließ sich jetzt der von den Revolutionsmännern Beifallsrufe, die mit ihren gewaltigen Stimmen in die Mitte nahm und ihn in den Saal der Jakobiner führte, wo sich jene Alles zusammenzudrängen schien.

Einige Male war es ihm, als wenn bekannte Gesichter an ihm vorbeiflogen; er glaubte in dem gegenwärtigen Gestimmt Clavière, Duveyrier, Dumouriez, und jene auch Chambert zu sehen, die aber in so schnellicher und geschäftiger Bewegung und mit so ungewöhnlichen Gebärden an ihm vorbeistürzten, daß sie ihn entweder nicht erkannt zu haben schienen, oder er glaubte jenes, unbeschreiblichen Phantasme zu sein, das sich oftmals seiner Sinnesse erhebt zu haben. Jetzt aber war es ihm wirklich gelungen, Chambert, der eben in einer Rechtfertigung seines heimlichen Sturzes gesprochen hatte, beim Rockzipfel

sichtsathen und sich klug auf eine nicht mehr abzuklügelnde Weise benehmen zu wollen.

Da sieht denn Mirabeau, sein Freund Mirabeau, sagte Chamfort, mit einer Stimme, die so ruhig und gutmüthig klang, während sie doch einen Dolch zu weben war, durch ausgesuchte Reden und Bemerkungen den Grimm herausfordernden zu spielen.

Sage mir nun, was es giebt? rief Mirabeau in der höchsten Spannung. Ist es Alles um Nichts, weil ihn der König über Gold und Kopf beruhigt hat? Hat das Wolf durch den Namen Necker bewogen und den Namen gewisser andern Personen, die auch ich heut ein Anhänger Necker's, und jubele ihm mein Lebehoch ebenso lebendig, und, wenn es sein sollte, Canvorsten-Jungen hier, der mir in seinem Recht-Enthusiasmus bald die Augen entgegenreißt, bis

Die Revolution hört heut auf den Namen Necker, und darum ich und recht kräftig, diesen Namen in die Ohren des Volks bröhlen? entgegnete Chamfort. Geißt der Name des Herzogs von Orleans ist ein schöner Name, und ich rufe ihn nicht minder laut aus voller Brust, als den Namen Necker, wenn es viele Gleiche zu lauten, denn sie erklingt auf Euch vor Verhaftet und vor erste Feuerstein.

Und wer sind unsere Freunde? fragte Mirabeau, indem er sich an Chamfort's Arm hing, und sich von demselben in das wildeste Gedränge fortziehen ließ.

Hast deutlich du nicht Volk sein, Mirabeau, erwiderte Chamfort. Unsere Freunde sind Alle, die mit uns auf denselben Wege gehen. Das Ziel ist das Nicht, und dem mit uns Nie sich scheiden werden.

Und ist das auch Einer unserer Freunde heut, der junge Canvorsten, der sicherlich auch heut sich in die Versammlung, und einen Schwarm jauchzender Bewunderer hinter sich ziehend? fragte Mirabeau, indem er

auf einen jungen Mann hindeutete, der an der Spitze eines Volkshaufens anfeuernd und in der heftigsten Bewegung mit lebendigem Geschwätze.

Das ist Camille Desmoulins, ein angehender Advokat, der ein großes Talent besitzt, mit dem Volke zu verkehren, antwortete Chambert. Es ist ein guter Junge, wie mir scheint, nur etwas erhitzt im Kopfe, aber mit der Zunge so fertig, daß er sie wie ein Pumpwerk ohne Pause arbeiten lassen kann, wie es ihm gerade nützlich scheint. Uebrigens weiß er von Gott und der ganzen Welt nichts, aber er erlegt seinen Mangel an Bildung und Wissen durch seine große Fertigkeit, dem Volke ein Loch in den Kopf zu reden, und ihm selbst zu machen, daß durch dies Loch alle Schätze Indiens hineinrinnen werden. Auch glaube ich, er sitze einen Agenten des Herzogs von Orléans. Doch sieh, er will sprechen! Man bringt ihm einen Tisch, und er steigt auf diese Rednerbühne mit einer gewissen leichten Würde hinauf, die mir ganz wohlthat.

Camille Desmoulins war ein junger Mensch von siebenundzwanzig Jahren, der sich die dunkle Gesichtsfarbe eines Negers hatte. In seiner Persönlichkeit lag etwas Unedles, Gemeines, das aber durch das Feuer einer blitzenden Beweglichkeit, die in allen seinen Gliedern zuckte, einen weniger zurückschreckenden Eindruck gewann.

Nachdem er seine finstern drohenden Blicke einige Minuten lang über der jetzt still werdenden Masse hatte wandern lassen, sagte er mit einer ziemlich wohllautenden und scharf hörbaren Stimme: Bürger! Ich komme von Versailles herüber, und ich kann Euch versichern, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ist! Recke ist fortgeschickt, und seine Entlassung ist die Sturmglocke, welche eine neue Bartholomäus-Nacht für alle Patrioten verkündigt! Noch an diesem Abend

werden alle Bataillone der Schweizer und Deutſchen vom Marsfelde ausrücken, um uns niederzumetzeln. Es bleibt uns nur noch eine Hülfsquelle, und ſie beſteht darin, zu den Waffen zu eilen!“

Dieſe Worte drangen wie ein ungeheurer Zündſtoff in die Verſammlung ein, die ſich danach mit heftigem Beifallslärmen, dem ein tiefes unheimliches Gemurmel folgte, erhob. Camille Desmoulins ſtand noch immer auf dem Tiſch, und beobachtete mit ſcharfen und lauernden Blicken dieſe Zuckungen der Maſſe. Dann, indem er ſeine Augen unruhig und beſorgnißvoll auf einen beſtimmten Punkt heftete, und eine Zeitlang ſchweigend dorthin ſtarrte, rief er mit einer entſetzlichen Stimme aus: „Das Signal iſt gegeben; ſeht dort die Spione und Handlanger der Polizei, die mir ihre Blicke ins Geſicht ſchleudern; aber ich werde nicht lebend in ihre Hände gerathen!“

Bei dieſen Worten zog er zwei Piſtolen aus ſeiner Taſche, und zeigte ſie dem Volke. Dann von dem Tiſch herunterſpringend, rief er, ſich an die Spitze einer Schaar ſtellend, die ihn unten ſchon erwartet hatte: „Folgt meinem Beiſpiel, Bürger! Kommt, um Euer Leben zu vertheidigen, und das Leben Eurer Weiber und Kinder!“

Mit furchtbarem Geſchrei ſtürzte ihm die Maſſe nach, und man ſah ſie bald in einzelne Trupps ſich vertheilen, die unter den drohendſten Ausrufungen, nach Rache und Waffen rufend, nach verſchiedenen Seiten hin über die Straßen ſich ergoſſen.

Beim Ausgange aus dem Palais Royal trafen Mirabeau und Chamfort, die von dem reißenden Volksſtrom mit fortgezogen wurden, mit Camille Desmoulins zuſammen, der, als er Mirabeau anſichtig wurde, einen Augenblick zu ihm herantrat und ihn mit Zeichen großer Ehrerbietung begrüßte.

Das Beil leuchtet dem Grafen Mirabeau durch mit seiner Beobachtung! viel Desmoulins, indem er Mirabeau's Rede in die Luft schwang, und durch sie Mirabeau beutete. Es lebe Mirabeau, der Held der National-Versammlung und der Freund des Volkes! Mirabeau dankte lächelnd und sagte einige freundliche Worte zu Camille Desmoulins, dem er dann leise zuflüsterte: „Du bist gut, daß Du dem Volke einen Strömung gibt, aber bewahre es vor blutiger Gewaltthat!“

Blut wird nothwendig werden, vielleicht schon in dieser Nacht, aber gewiß wird bald! erwiederte Desmoulins mit einer prophetischen Miene. Und wenn das Volk nicht schießen kann, so wird es seine Feinde aufhängen. Der Anfang hat der Laternen und das Volk hat seine Laternen. Ja, habe lange über das Beste Systems der Volksbewaffnung nachgedacht, und da habe es gefunden, daß die Laterne das beste Artillerie des Volkes ist. Das Volk hat lange genug den Kanonen-Laternen leuchten müssen, es ist unter seinen Regierern seine Menschen kanonen lassen müssen. Jetzt ist die Laterne auch bei Gelegenheit für alle Volksfeinde worden. Es ist die Politik der Laterne! Darf ich Euch in diesen Tagen in Versailles besuchen, Bürger Mirabeau?

Mirabeau nickte ihm zu, hatte aber seine Lust mehr an seiner weiteren Erwiederung, da Camille Desmoulins bereits mit seiner stürmisch drängenden Schaar fortgeflogen war.

Nicht wahr? Solche Leute sind sehr brauchbar? Tägliche Chambert, indem er Mirabeau mit scharfer Aufmerksamkeit beobachtete.

Als Sturmvogel sind sie gut, sie machen auch das Terrain für Arbeit aufmerksam, erwiederte Mirabeau nachdenklich. Aber im Sturm selbst braucht man er-

fahrene und redliche Steuermänner, und nach ihnen werden wir uns bald umsehen müssen.

Und glaubst Du, daß der Sturm bald losbrechen wird? fragte Chamfort mit einem aufflammenden, eigenthümlichen Zug in seinem Gesicht.

Die Sturmwolke platzt ja schon fast über unsern Häuptern, erwiederte Mirabeau leise.

In diesem Augenblick ließ sich ein furchtbarer donnerähnlicher Knall vernehmen, der in ihrer nächsten Nähe losgegangen zu sein schien, und weithin dröhnend die Luft erschütterte. Es war ein Kanonenschlag, der mit einer schreckenerregenden Gewalt sich entladen hatte. Das Volk stieß, wie von einem abergläubischen Erstaunen hingerissen, einen langen schmetternden Schrei aus. Erst nach einigen Minuten untersuchte man, was vorgefallen war. Während den ganzen Tag hindurch ein bedeckter und trüber Himmel über Paris gestanden hatte, war plötzlich über den Häuptern der dichtgeschaarten Volksmassen die Sonne des Julitages mit einem wunderbar klaren und glühenden Licht emporgegangen, und hatte ihre Strahlen in den am Meridian des Palais Royal angebrachten, bald sich scharf erhitzenden Spiegel eingesenkt. Das Licht der Kanone hatte diesen Strahl aufgefangen, und der Schuß war mit dieser wunderbar überraschenden Gewalt plötzlich losgefahren.*)

Die Sonne selbst giebt heut das Signal der Revolution! sagte Chamfort, nachdem er mit Mirabeau die seltsame Thatsache eifrig erforscht hatte.

Aber was hat uns Camille Desmoulins gesagt, mein Freund! erwiederte Mirabeau nachsinnend. Ist nicht die Kanone die Waffe der Könige?

Aber die Sonne ist die Waffe des Volkes, erwie-

*) Louis Blanc, Histoire de la révolution francaise II. 296.

heute Chamfort mit einem enthusiastischen Applaus. Das Lieb, wo es aufgeht, wird immer im Namen Gottes gesungen. Und den Chorgesang ist es, welcher diese Kanone abgeschossen hat, es wallet gar kein Zweifel darüber ob. —

Die beiden Freunde begaben sich jetzt Arm in Arm weiter, und wollten das Palais Royal nach der andern Seite zu verlassen, um in die Straße Saint-Honoré zu gelangen und den Weg nach den Tuilerien zu nehmen, wohin sich die Hauptbewegung gelenkt zu haben schien.

In dem andern Hof fand ein angestrengter Wagenkampf statt, welcher vor dem Eingange des Cafés Foi, welches der Herzog von Orleans bewohnte, eine große Menge Zuschauer hat sammeln und den Wagen, auf welchen den Herzog zu erwarten, an dessen Einfahrt in einer Stimmung, die den bewegtesten Widerstand erwirkte, hemmte. —

Als Mirabeau und Chamfort einen vorübergehenden Augenblick in dem Gedränge in sichtlicher Gefahr, mit allen Kräften der Vertheidigung auf seinen Wechsel bedacht, kamen. Das Rad eines Wagens, um mit Lucullischen Ausdrücken zu reden, hatte sich so innig und beharrend an ihn, als wenn es seine Freundschaft den Seinen und seine Rettung und Errettung in diesem entscheidenden Moment ihm anvertrauen wolle. —

Der Herzog soll erwas deutlich alle diese Leute an, die ihn mit ihren Bittenden und dringenden Geberden immer enger umringen und mit ihren Händen seine Arme und seine Kleider zu berühren wagten. Er wollte zu ihnen reden, sahen aber seine Worte, seine Reden an Ihnen, an ihnen, wo man ihn genauer beobachtete, ob man ihn an allen seinen Gliedern gebunden und knebelt. —

Endlich, als er schon den Wagen bestiegen, wandte

er sich noch einmal um und sagte mit einer heisern, ausdruckslosen Stimme: „Meine Freunde, es ist weiter kein Mittel mehr übrig geblieben, als die Waffen zu ergreifen!“

In demselben Augenblick aber hatte er sich mit einer Hast und Geschwindigkeit, die einer Flucht vollkommen ähnlich sah, in den Wagen geschwungen und fuhr von dannen.

Das Volk hat seinen Beistand angefleht, aber dem Prinzen fehlt zum Haupt der Revolution nichts als eine Kleinigkeit, nämlich der Muth! sagte Chamfort zu Mirabeau. Er geht nach Versailles, wie ich soeben ganz verstohlen von seinem Kammerdiener erlauscht habe. Und hier in Paris könnte er sich heut zum König ausrufen lassen, wenn er nur wollte. Aber die Furcht treibt ihn von hinnen, und er scheint doch am Ende die Revolution nicht vertragen zu können.

Er ist ein nichtswürdiger Feigling, mit dem sich Niemand einlassen kann und darf! rief Mirabeau in heftigem Unwillen. Und mich verdächtigt man, mit einem solchen Elenden in einem geheimen Einverständniß zu stehen? Selbst wenn dadurch der Himmel auf die Erde herabgezogen werden könnte, würde ich nicht so leicht mit einem Herzog von Orléans in dasselbe Geschirr treten!

Indem augenblicklich eine Entleerung des Palais Royal eintrat, und die aufgeregte Menge ihren bisherigen Sammelpunkt mehr und mehr verließ, konnten Mirabeau und Chamfort jetzt leicht den Ausgang gewinnen. In der Straße Saint-Honoré kam ihnen ein Trupp entgegen, der sich in einer wunderbar feierlichen Ordnung gruppirt hatte und in einer Art von Prozession einherschritt, an deren Spitze ein Savoyard und ein in vornehmer Kleidung sich darstellender junger Mann vorauszogen. Der Savoyard trug eine

Bilde des Sargnes von Orsland, die er von Zeit zu Zeit hoch in die Luft hob, um sie dem in unermeßlicher Ferne sich nachdrängenden Volke zu zeigen, Verwünschungen in dasselbe hinein schwang. Bilde, die er auf dem Kopfe trug, mit einer triumphirenden Bewegung umherschwenkte. Der immerwährende junge Mann neben ihm, der einen Rock von gutgetrockneter Seidenzeug anhatte und mit zwei Uhren und anderem Schmuck behangen war, trug die Bilder Richard's. Jede dieser Bilder war mit einem langen schwarzen Crêpe-Flor umwunden, damit man errathen, daß diese kleinen Abbilder des Todten bei der Gewalt in ungnade standen. Zahlreiche andere Bilder, die Lösung des Rathsels zurzeit unmöglich machend, wurden neben dem Sarge getragen, der selbst blos auf Leinen der unteren Volksklassen schließen ließ, sintemal er in den sich am nächsten Personen der höheren Stände genähte zu haben schienen.

Was ist denn dieses Ereignis? Was ist denn Richard? Sagte Mirabeau zu Chamfort, indem Beide dem Sarge folgten. Das Bild des Volkes! Das immer neue Bedürfniß, Götter zu haben, und stelle es sich bleichen- und auch irgend einen Gipfaden beiden. Mirabeau und Chamfort aus dem Palais des Grafen Artois auf dem Boulevard du Temple, wo ich sie neulich gehen sahe. Folgen wir dem Sprichwort, Chamfort. Es ist rührend und lehrreich zu sehen, mit welcher Inbrunst sich das Volk seine Götter schafft, um nicht allein zu sein in der Noth!

Der Anfang begann sich nach den Boulevards und verlaufte sich dann bei verschiedenen Straßen und Plätzen, auf denen es sich mit immer neuen Massen verstärkte. Diese Verschiedenen Haufwärme drängten, und die immerwogte Bewegung, wurde bewogen, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen und in den Zornausbruch, Marsch anzustimmen, wodurch derselbe in den Augen

der Bevölkerung zu einem immer bedeutenderen Ereigniß heranwuchs. Als man auf der Place Vendôme anlangte, zeigte ſich dort ein Trupp von Reitern, die zur Beſetzung des Platzes aufgeſtellt waren. Plötzlich fiel dort ein Schuß, und der junge ſchöngekleidete Menſch, welcher die Büſte Necker's trug, ſank mit einem wimmernden Aufſchrei zuſammen. Er war tödtlich getroffen und hauchte auf der Stelle ſein Leben aus. Man trug ihn in ein Haus, und ein Anderer hob die Büſte Necker's auf, um ſie weiter zu tragen. Die Reiter, die in demſelben Augenblick den Befehl zum Rückzug erhalten zu haben ſchienen, hatten raſch den Platz geräumt, erſchienen aber plötzlich wieder aus einer Nebenſtraße hinter dem Zuge, der ſich auf den Platz Ludwigs XV. hinbegeben hatte, und begannen denſelben hart auf den Ferſen zu drängen. Es entſtand eine Verwirrung, die Ordnung des Zuges war durchbrochen, und abermals fiel ein Schuß, von welchem der Savoyard, der die Büſte des Herzogs von Orléans trug, am linken Bein getroffen worden.

In demſelben Augenblick hatte er auch, man wußte nicht wie es geſchah, einen Säbelhieb in der Bruſt empfangen, und ſank todt zur Erde nieder. Er wurde von einem ſeiner Gefährten auf die Schulter gehoben und dem Getümmel entriſſen. Man trug ihn in das Palais Royal, um den ſchon ganz von Blut umfloſſenen Körper dort der Bevölkerung von Paris auszuſtellen.

Der Triumphzug für Necker und Orléans hatte damit ſeinen Schluß erhalten und die Volksbewegung begann ſich nach verſchiedenen Theilen der Stadt hin abzuleiten, wo ſie in anderer Weiſe und mit noch gefährlicheren Anzeichen hervortrat. Die franzöſiſchen Garden, welche die Kaſerne in der Rue Verte einnahmen, waren unruhig geworden und verlangten

auf einen Kampf und den feindlichen Raubmeerern, die so vortheilhaftlich gerüstet hatten. Ein Mann aus der türkischen Besatzung, der sich Renegaten nannte und sich einiger Zeit in den Vorhäfen umgetrieben aufgehalten hatte, war in dieser Kalamre erschienen und hatte durch eine Lüge und zugleich kalte Verschlagenheit, wie sie von einem Manne des Volkes nie vorkommen werden, die Soldaten aufgereizt, sich mit den Feinden des Volkes zu schlagen und den ausländischen Bedrängern einen Kampf anzubieten.

Mirabeau und Chamfort hatten sich auf ihren fortgesetzten Streifzügen durch das gährende und schäumende Gebiet der Lazarene in der Nähe der Stadt gehalten, als die Soldaten, vollständig gewaffnet und mit den verabredeten Gebärden zum Kampfeinzug bereit, anrückten, um dem seltsamen Gondsor, der in seiner grauen blauen Blouse mit einer majestätischen Miene an ihre Spitze einherschritt, in den Straßenkampf zu folgen.

Da die beiden Gondsen, sagte Chamfort. Sich Du an, Mirabeau, denn das ist eine von jenen Verkleidungen und wunderbaren Gestalten, wie man sie in Paris früher kaum erblickte, und die plötzlich eine Art Recht auf die Erde gewonnen scheinen. Er ist deßhalb wie der Teufel, und seine rothe und buntkarirte Haut scheint den Ueberwohner eines fremden Weltentheils anzugehören. Wer möchte gleich seinem Gefährten, sein leiser Schritt, und sich selbst leicht zu machen, ein so prunkvolles Feierkleidchen immer nur in der dritten Person.

Ist das der Gondsor, welchen man den Mirabeau des Feindeslandes nennt? fragte Mirabeau, indem er stillstand und mit Erstaunen den Blousenmann betrachtete.

Ja, mein Freund, entgegnete Chamfort, man hat

Digitized by Google

dem Mirabeau der Nationalverſammlung einen Mirabeau des Faubourg zur Seite geſtellt. Dieſe beiden Mirabeau's werden ſich nun ſchon einander ergänzen und in die Hände arbeiten müſſen, das wird Alles nicht helfen, Herr Graf von Mirabeau! Du biſt der Held der Nationalverſammlung geworden, obwohl Dich dieſe Verſammlung anfangs mit Ziſchen empfing und ſich gegen Dich aufbäumte, wie ein Roß, das die Ehre noch nicht kennt, von ſeinem Meiſter geritten zu werden. Aber nun, ſeitdem man nur ein einziges Mal Deinen Zügel empfunden, wie bei Deiner unvergleichlichen erſten Rede, womit Du gegen die Prüfung der Vollmachten nach Ständen donnerteſt, ſind Roß und Reiter zuſammen berühmt und groß geworden. Aber Ihr vornehmen Herren aus der Salle des Menus in Verſailles müßt nicht denken, daß die Pariſer Straße nicht auch ihren Mirabeau haben will. Verachte mir darum dieſen Gonchon nicht, denn, wie Du ſiehſt, arbeitet er auch höchſt exact auf ſeinem Poſten.

Vielleicht iſt der Mirabeau der Straße beſſer daran, als der Mirabeau des Saal des Menus, ſagte Mirabeau nachſinnend. Du weißt, ich haſſe die politiſche Bewegung auf der Straße, denn ich mag einmal nichts haben, was man auf der Straße findet, mag es Frau Venus oder Frau Freiheit ſein. Aber unſere Nationalverſammlung in Verſailles iſt eine erbärmliche Geſellſchaft, wie ich Dir von Anfang an geſagt habe. Sie ſcheint mir nur noch dazu gut, daß ſich die Revolution an ihr ihre Lungenwerkzeuge durch Schreien ausbildet, was für die Entwickelung der Kinder bekanntlich ſehr vortheilhaft befunden wird.

Ich wundere mich, daß Du gerade heut nicht drüben in der Verſammlung biſt? ſagte Chamfort, indem die Freunde Arm in Arm weiterſchritten und

der Nikolaus setzten, welche die ausgerissenen Garben
zu binden, und einzuführen hatten. Den 29ten Juli
des eingeschlagenen Pfades. Die Nationalversammlung
hatte in jener ernsten Sitzung. Es soll ich damit
handeln, dem König eine Erklärung abzugeben, daß
das neue Ministerium nicht das Vertrauen des Volkes und seiner Repräsentanten besitzt, und daß die
sofortige Zurückberufung Necker's das einzige Heil sei,
welches der ergrifften könne.

Ich wohnte dem Morgen, ehe ich von Versailles
ging, der Fortsetzung zu dieser Sitzung bei,
einzelnen Mitglieder. Aber eine beunruhigende Nachricht, daß ich nicht wiederholen konnte, rief mich nach
Paris zurück, in meinen Herr. Ich wollte und mußte
doch noch einmal sehen, denn man hatte mir seinen
Zustand als sehr bedenklich geschildert. Wie haben
mich verschont, und alle meine Erinnerungen an das
unvergeßliche Haus hat sich in diesen Verhältnissen
legen, haben sich nun in die wundervollste Liebe für
meinen Vater umgestellt.

Nachdem Mirabeau und Chamfort ihre Stellen
in dem Palais Luxemburg verlassen, begann
sich bei der Annäherung der französischen Garden
Truppen, welche dort unter dem Oberbefehl des Herrn
von Besenval zusammengezogen waren, eine ruhige Bewegung
welcher zunächst gegen morden. In allen
Straßen lief plötzlich das Gerücht umher, daß die
bewaffnete Macht angewiesen sei, jeden blutige Zusammenreißen zu werden und sich auf der Mitte der
Hauptstraßen zu entfernen. Bald begannte man auch,
daß der französischen Garden, die ganz offen mit
dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, keinen
einzigen Soldaten mehr in den Straßen.

Indeß hatte die Sturmglocke von allen Thürmen
der Stadt zu läuten begonnen. Die Zusammenrot-

tungen in den verschiedenen Stadttheilen nahmen eine immer bestimmtere und drohendere Gestalt an, man plünderte alle Waffenläden, um sich zu rüsten, und bald gab es in Paris vollständig bewaffnete Volkshaufen, die lärmend und angriffslustig umherzogen. Die Zahl der Waffenbegehrenden wurde aber immer größer. Eine ungeheure Menge wälzte sich nach dem Hôtel de Ville fort und stürmte dort in den großen Saal, wo einige Wahlmänner von Paris mit den Gemeinde-Beamten sich zu einer Sitzung vereinigt hatten, um über Bürgschaften für die Ruhe und Ordnung in Paris zu berathschlagen. Man verspricht der eingedrungenen Volksmasse, die nach Waffen schreit, daß man ihnen die Gewehre und Säbel, die sich im Stadthause vorfinden möchten, ausliefern wolle, aber die Menge hat schon selbst, ohne zu warten, die Waffen-Niederlage des Stadthauses entdeckt, dem gewaltigen Gegenstoß weichen die Thüren, ein jeder eilt jetzt mit einem Gewehr, wie es gerade in seine Hände gelangt, von dannen. In diesem Augenblick sah man plötzlich eine wunderbare Gestalt, welche die von den Soldaten verlassene Wache vor dem Hôtel de Ville auf ihre eigene Hand bezogen zu haben schien.

Es war ein riesenhaft großer, fast nackter Mann, den Niemand kannte und von dem Niemand zu sagen wußte, woher er plötzlich gekommen sei. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, die Beine waren vollständig nackt, keine Schuhe auf den Füßen. Aber über seiner Schulter trug er ein Gewehr, mit dem er in feierlicher und würdiger Haltung aufundniederging und den Wachtdienst vor dem Stadthause versah.*)

Mirabeau und Chamfort, welche der Bewegung

*) Procès-ver[illegible] l'assemblée des électeurs I. 189.

auch für sie seine Macht spricht deutsch. Aber Ellis Island ist nicht Amerika, und es ist gut, daß es so ist.

Ich will hier nicht weiter davon reden, daß Ellis Island ein Gefängnis ist, daß es Leute gibt, die dort monatelang sitzen, weil sie wegen der geringsten Fehler zurückgewiesen werden, daß es Leute gibt, die dort sterben, weil sie nicht gesund genug sind, um in Amerika zu leben, daß es Leute gibt, die dort wahnsinnig werden, weil sie nicht mehr wissen, wo sie hingehören. Davon will ich nicht reden, weil es nicht meine Absicht ist, Ellis Island anzuklagen. Ich will nur sagen, daß es mir ein Trost ist, daß es Ellis Island gibt, daß es Amerika vor Leuten schützt, die es nicht brauchen kann, daß es Amerika vor Leuten schützt, die es nicht brauchen will.

Ich will nicht reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um in Amerika zu leben, von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Amerikaner zu werden. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um nicht Amerikaner zu werden, um nicht in Amerika zu leben, um in Deutschland zu bleiben. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Deutsche zu bleiben, um Deutsche zu werden, um Deutsche zu sein.

Ich will nicht reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um in Amerika zu leben, von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Amerikaner zu werden. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um nicht Amerikaner zu werden, um nicht in Amerika zu leben, um in Deutschland zu bleiben. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Deutsche zu bleiben, um Deutsche zu werden, um Deutsche zu sein.

Ich will nicht reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um in Amerika zu leben, von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Amerikaner zu werden. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um nicht Amerikaner zu werden, um nicht in Amerika zu leben, um in Deutschland zu bleiben. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Deutsche zu bleiben, um Deutsche zu werden, um Deutsche zu sein.

Ich will nicht reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um in Amerika zu leben, von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Amerikaner zu werden. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um nicht Amerikaner zu werden, um nicht in Amerika zu leben, um in Deutschland zu bleiben. Ich will nur reden von den Leuten, die Ellis Island verläßt, um Deutsche zu bleiben, um Deutsche zu werden, um Deutsche zu sein.

Hande und die Gewehre, das vielleicht nicht einmal geladen ist.

So scheint sich denn in der That unsere Weg, Mirabeau, sagte Dumont mit einem unbeschreiblichen Anflug. Paris, am 12. Juli, giebt es vielleicht nur noch zehn Republikaner in Paris, und Du kannst darauf entwetten, wir wie geringen Zahls das Schicksal der Republik begannen wird.*) Aber es wird sich ein Großherzog daraus machen, die die ganze Welt erstickt und verbindet. Meinen wackern Genfern darf selbst nicht nicht. Diese schachtigen, kleinen Gütter hat ihn die Natur gegeben und die Republik wird ihn zum Gott machen, nachdem ihm das Bewußtsein des Heiligenschein verliehen. Du wirst das Nacht an der Republik schmähen? Mein Freund, die Republik bringt ihn Ehren wieder, an dem sich die wachen Gütter die Welt regieren. Die Nachen regierten sich an sechen. Das Christen ist das Land der Leinen Völker verderben. Und nun lebe wohl, Mirabeau! Das Verderben des Thrones kommt von Dir! Du hast mich meine Gläubigkeit an den Schneider-Christ verwendet, dem zerrissenen Kaiserlin ein neues Kleidertuch zu flicken.

In demselben Augenblick war Chamfort von der Seite Mirabeau's verschwunden. Der letzte Redner sprach, der an diesem verhängnevoll war, schien den Freund bereits in sich aufgegeben zu haben. Mirabeau starrte lan lange noch und verlaut in ein tiefmerisches, schwerliches Schweigen.

Der Abend begann über herangedunkelt, und die sich mehrenden Haufen auf den Straßen erschienen noch unheimlicher und schreckenvoller, als dieser

*) Fragment de l'histoire secrète de la révolution, par Camille Desmoulins p. 11.

Man kannte bei allen Vorübergehenden Gott, um Hülfe zu flehen. Viele Personen aus Paris kamen wunden und fragten Jeden, der ihnen begegnete, wo er auch zur deinen Stunde gehöre? In andern Gruppen wurden dem Hackelschen Flugblatte ähnliche Manifeste vorgelesen, die mit schneidender Schärfe, blutdürstige und mit dem brutalsten Witz, die Beherrschen des Volkes aufpeitschen. Einzelne Bewaffnete Schaaren stürzten mit Fackeln in den Händen an Mirabeau vorüber, und aus ihren Drohreden ging die Absicht hervor, die Hauptgebäude der Stadt in Brand zu stecken.

Mirabeau hatte seinen Weg in einer beklommenen Atmosphäre zurückgelegt, da er den Entschluß gefaßt, in Paris über Nacht zu bleiben und seine Absichten nach Versailles, welche jenen der Pariser ungleichen Truppen schwer zu gelangen war, bis auf den andern Morgen zu verschieben. Er hatte sich dahin, die kleine Wohnung in der Rue Montmartre, in der Herberte mit Gee eingemietet war und die Mirabeau selbst nicht als Abgeordneter unterkam, aufgesuchen.

Eine ungeheure, den Kopfraub der größten Schrecken erwartende Menge durchfluthete ganz Paris. Die Bewohnerinnen des Stadtviertels um die Neue Damm Linnien unaufhaltlich mit langen schweren Schritten. Dann sah man die reichen Bürger-Garden, denen Decapitationen leichen begegneten hatte, in dichten Abtheilungen die Straßen aufundabgehen. Hier und da hatte man aufgelegt, die Fenster zu erleuchten, um der Stadt die unheimliche, drohende Dunkelheit zu nehmen. Mit den bewaffneten Bürgern vermischten sich hier und da auch französische Gardisten, um gemeinschaftlich die Stadt zu behüten und alle Theile von Paris zu durchziehen. Von Zeit zu Zeit hallten in

Im Jahre 1848/49 Oberstlieutn. beim kombin. Bataillon Nr. 3 und 4 des Landwehr-Regiments Nr. 1 und 2 in Ungarn, Siebenbürgen und Serbien. Im Jahre 1849 Oberstlieutn. beim Infanterie-Regiment Nr. 3 in Ungarn, Siebenbürgen und Serbien. Im Jahre 1850 Oberstlieutn. beim Infanterie-Regiment Nr. 3 in Ungarn, Siebenbürgen und Serbien. Im Jahre 1851 Oberstlieutn. beim Infanterie-Regiment Nr. 3 in Ungarn, Siebenbürgen und Serbien. Im Jahre

Krankheit ihrer Bruſt ſchien ſich bedeutend verſchlimmert zu haben, und die ſchöne liebenswürdige Geſtalt, die einſt von ſo viel natürlicher Friſche und Kraft geſtrahlt, zeigte ſich in einem ſichtlichen Hinſchwinden begriffen. Wie einen zergehenden Hauch fühlte er den faſt durchſichtig gewordenen Körper in ſeinen Armen. Er wagte kaum, ſie ſtärker an ſich zu drücken, und in ſeine Seele drang eine unendliche Traurigkeit ein.

Er ſuchte ſie jetzt zu bewegen, ſich mit Coco in das Schlafcabinet zu begeben und ſich Ruhe zu gönnen, indem er ihr die Verſicherung gab, daß in Paris in dieſer Nacht nichts mehr zu befürchten ſein werde.

Während ihm gewillfahrt wurde, ſetzte ſich Mirabeau an den Schreibtiſch, um die Vorgänge des heutigen Tages, deren Augenzeuge er in Paris geweſen, in einem Artikel zu ſchildern, den er für ſein Journal beſtimmt hatte. Es gewährte ihm eine beſondere Genugthuung, ſich mit ſchonungsloſer Freimüthigkeit über dieſe Ereigniſſe auszuſprechen, indem er eine gewaltige Warnungsſtimme an das Volk richtete, daß es ſein ihm unveräußerlich zukommendes Recht nicht einem blinden Zerſtörungstrieb und dem augenblicklichen Effect der Rache opfern möchte. Erſt gegen den ſpäten Morgen gönnte er ſich einen kurzen Schlaf.

V.

Ein Sarg.

Mirabeau hatte ſich nach einigen Stunden ſchon wieder erhoben, um Anſtalten zu ſeiner Rückkehr nach Verſailles zu treffen, wohin er ſich jetzt ſo ſchleun-

als möglich begehen wollte. Beyder wollte er sich jedoch noch von dem Stand der Dinge in Paris überzeugen, um in der National-Versammlung, in der er gestern in einem so entscheidenden Moment seinen Platz nicht länger leer sehen wollte, einige zur Beschleunigung der Geschäfte geeignete Anträge einbringen zu können.

Eben wollte sich Mirabeau entfernen, nachdem er von Dumolard und Cocq, die noch im tiefen Schlummer lagen, seinen Abschied genommen, als sich noch an der Schwelle der Thüre ein Courier ereignete, der so gewiss Gold und Geschenke mitgebracht haben mag. Der Cote, aus dessen Händen Mirabeau einen Brief empfing, hatte denselben nach Versailles überbringen sollen, wenn Mirabeau nicht noch in seinem Pariser Quartier angetroffen wäre. Mirabeau aber entfernte jetzt mit einem kaum bemerkbaren Erröthen Zögern den Brief, an dessen Aufschrift er die geliebte Hand seiner Sidonie, der Marquise von Monnier, erkannt hatte. Nach einem flüchtigen, forschenden Blick auf die Runzeln, die Mirabeau's Stirne durchzogen, blickte Mirabeau seinen Gast gelassen, und entfernte sich in das Nebenzimmer, um einsam mit dem geliebten Schwure zu sein, der ihn augenblicklich hieher berufen mußte.

Mirabeau war von seiner Ahnung nicht getäuscht worden. Seinen Brief hatte am gestrigen Tage, einige Stunden darauf, nachdem ihn Mirabeau verlassen, ein plötzlicher Tod getroffen. Sidonie meldete ihm dies Ereignis mit ergreifenden Zügen. Nachdem Mirabeau sich aus dem Landhause entfernt, sprach der Marquis sich selbst wieder etwas mit sich und Madame Nedergenommen zu haben. Helene hatte ihm einen Brief und den neuen Journal Mirabeau's gebracht. Sidonie, und er hatte dazu seinen Lieblingsplatz am Fenster wieder eingenommen. Er schien sie so auf-

wurfsam zuzuhören, daß er eine Antwortung, die Helene beim Vorlesen machte, sogleich bemerkte, und sie erinnerte, den unterbrochenen Satz noch einmal zu lesen. Kaum hatte sie unter vielen Entschuldigungen sich dazu verstanden, als sie in seinen Augenblick bemerkte, daß der Großvater seine Augen tief gesenkt hielt. Sie war zu klug dazu hingerissen, aber seine Augen blinzten sich nicht wieder, und der Athem in seiner Brust war ausgeblieben. Das ruhig lächelnde, mit einer Art Ironie gepaarte Gesicht konnte dies den eingetretenen Tod nicht täuschen.*)

Helene hatte keine Trauerkunde zugleich die Nachricht hingebracht, daß nach den bestimmten Willen, welchen der Marquis von Miradeau schon früher zu erkennen gegeben, sein entseelter Körper auf der Stelle eingescharrt werden solle, um in der Familiengruft auf dem Schlosse Miradeau beigesetzt zu werden. Niemand empfing damit den Auftrag, einen sinnreichen Sarg in Eile zu schaffen und denselben sogleich nach Argenteuil hinaufzuschicken, kann aber die Anlaut des Todten in der Hauptstadt zu erwarten und sie seine Beerdigung auf den nämlichen Tage Sorge tragen zu wollen.

Als Mr. Miradeau auf die Straße hinaustrat, um sich seinen traurigen Geschäft zu unterziehen, bemerkte er, daß die Bewegung in Massen, welche durch die Nacht nur auf Augenblicke unterbrochen geworden, bereits wieder in vollen Gange hatten. Die Straßen dominirten von Neugierigen, die sich auf die verschiedenartigste Weise aufzuwiderer tummelten. Einzelne Gruppen bereiten, an denen Einige Studenten und dem Regiment der Garden sich befanden, zogen mit Trommeln und Trompeten einher, und be-

*) Montagny VI. 129.

wogen die von allen Seiten heranstürmenden Volksmassen, sich ihnen anzuschließen, um sich nach dem Haus der Lazaristen in der Rue Saint-Denis zu begeben, und der großen Mehlmagazine, welche sich dort befanden, sich zu bemächtigen. Ein anderer Trupp von Wüthenden begab sich von Haus zu Haus, um die Bewohner aufzuschrecken, und Diejenigen, welche sich nicht der Bewegung anschließen würden, mit Mord, Brand und Plünderung zu bedrohen. Auch begegnete Mirabeau auf allen Straßen einer bedeutenden Anzahl von Menschen, welche forteilten, um sich nach dem Stadthause zu begeben, und in die dort ausgelegten Listen für die Bildung einer Bürgergarde sich einschreiben zu lassen. Mirabeau erfuhr unterwegs, daß schon am frühen Morgen dieses Tages die Wähler von Paris auf dem Stadthause zusammengetreten waren und dort einen Ausschuß unter dem Namen des „permanenten Comité“ niedergesetzt hatten, welcher bereits die Zügel der Ordnung in die Hände zu nehmen strebte und zugleich die Aufforderung zur Organisation einer Pariser Miliz, die allmälig aus 48,000 Bürgern zusammengesetzt werden sollte, erlassen hatte.

Die Truppen des Königs standen in völliger Unthätigkeit auf dem Marsfelde, in Saint-Denis, Sèvres und Saint-Cloud, und man hörte unter den umherziehenden Volkshaufen vielfach die Ansicht aussprechen, daß die neuen Minister, unter denen man besonders den Herren von Breteuil und de la Galaisière volksfeindliche Absichten zuschrieb, dem Aufstand erst seinen unbehinderten Gang lassen wollten, um dann die Anwendung der äußersten Strenge, zu der man entschlossen schien, gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Mirabeau hatte das Magazin, welches er aufgesucht, verschlossen gefunden, da nur wenige Läden an

diesem Tage in Paris geöffnet werden. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Inhaber des Gasthofs aufzufinden, und mit dem Finnen des Hauses Jungen in das Magazin zu erhalten.

Mirabeau wartete still und nachsinnend die dort eingeschellten ersten Stöße, und nachdem er den größten derselben für den verabredeten Schall seines Kommenden angewandt, trat er zu dem Inhaber des Magazins, der verwundert und zweifelnd über seine Erscheinung dagestehen schien: Ihr seht mich erstaunt an, daß ich gerade jetzt zu einer Zeit eingedrungen komme, wo schon Ihr gerade am heutigen Tage so wenig auf Absatz, daß Ihr die ein Magazin mit so unmeßlichen Gegenständen füllt. Ihr habt, gesteht es, Besorgnisse habt? Nicht wahr, Ihr meint, das permanente Gemüth auf dem Stadthause möchte den Frieden bringen?

Den Frieden? fragte der Inhaber des Garnmagazins halbzweifelnd. Viele Bürger-Willy kann den Frieden nicht bringen, wenn sie auch das Volk entwaffnen, um den Bürgern ausschließlich das Recht der Waffen zu übergeben. Ich habe mich darum in mein neues Magazin verborgen, um nicht zu bösen Bürgergarde-Verrichtungen zu werden. Ihr Gespräche hat bisher die Stadt nicht, sondern sie treunt sie, und bildet auf den Volk- und Soldaten-Tages, deren Zwiespalt nun dem Tod zuzuschreiben kann.

Mit dem Reden, entgegnete Mirabeau nach einigen Momenten, und ich bitte, daß die politische Meinung in einem Garnmagazin gehegt. Der Gedanke einer Bürgergarde ist schon der Gedanke der Aristen. Es setzt eine Waffenbewegung gegen sich selbst voraus, wenn man eine Bürgergarde macht. Es stiftet zweifelsmäßen schon den Saal der Freiheit in ihren Keime. Deshalb werde ich auch wohl am besten thun, mir auf dem Stadthause ein Plazet Bürger-

garde zu erbitten, um diesen Sarg, der für meinen Vater bestimmt ist, sicher durch die Straßen geleiten zu lassen.

Da müßt Ihr Euch an Herrn de la Salle wenden, der zum Commandanten der Bürgergarde gemacht worden, entgegnete der Kaufmann. Man wird Euch gewiß gern bedienen, denn Ihr seht wie ein vornehmer Herr aus. Die ächten Volksfreunde trauen dem neuen Comité auf dem Stadthause nicht, und am allerwenigsten dem Herrn von Flesselles, den man zum Präsidenten des Ausschusses genommen hat! —

Mirabeau begab sich jetzt eilig fort, um in das Hôtel de Ville zu gelangen. Unterwegs gerieth er in eine neue Volksströmung hinein, die, wie er vernahm, sich nach dem Gefängniß von la Force wälzte, um die dort aufbewahrten Gefangenen, die meist Opfer des Unglücks und der Armuth waren, in Freiheit zu setzen. Von anderer Seite her kehrte eine jauchzende Menge von dem Kloster der Lazaristen zurück. Zweiundfunfzig Wagen folgten ihr, die man mit dem dort aufgefundenen Mehl beladen hatte, und welche von Männern in durchaus würdiger Haltung, deren Gestalten aber von Elend und Armuth niedergebeugt schienen, nach den Hallen geleitet wurden. Man vernahm, daß die Volkswuth sich auf eine allerdings ausschweifende Weise an dem mit so reichen Nahrungsschätzen gefüllten Kloster entladen hatte, daß man aber das Geld, welches den Anstürmenden geboten worden, mit Verachtung zurückgewiesen und nur das begehrt hatte, was dem sich schon fürchterlich kundgebenden Mangel in Paris einigermaßen abhelfen konnte.

Gleichzeitig strömten aber auch eine Menge von Landbewohnern in die Stadt herein, welche, von der Niederbrennung der Barrièren Vortheil ziehend, eine

große Maße von Lebensmitteln einführten, wodurch sich bald auch der Mangel an denselben steigerte. Durch den Ueberfluß unter der ledenden Menge verdrängt, Plötzlich hören auch die ungeheuren Zufuhrkommen über alle Gewässer zu kommen. Denn, die sich niederließen und gelauert, lagen sich an der Straße in den Armen, und schlichen sich mit stürmischer Gluth die Gelüste einer brüderlichen Liebe aus. Auf diesem Platzen herrschte noch immer ein starkes Gedränge und Drängen und Wallen. Ein großer, unaufhaltsamer Strom von Menschen, Einige an dem Gold der Invaliden hin, und drang, über die Mauern und Graben hinterm, in dasselbe ein. Als einer ausmerksamsten Gemahl worden sie Bewaffnet, Gelds und Gewehre in Sold genommen, und in einem Augenblicke Regimenter und Bataillone Neuer gebildet. Zum zweiten war die Kanonen, um sie in den verschiedenen Abtheilungen zu vertheilen, und namentlich am Eingang eines Laufbrunnen, am Tuilerien-Schlosse, und auf der Straße und Stücken der Seine gebracht. —

Mittlerweile trat in das Stadthaus, wo man sich bisher erkannt und mit lautem Jubel begrüßte. Erwarde die Ruhe und Stille, um sich in Sitzungen der permanenten Comite sogen, die hin in der Meinung, daß Mauern und Verhältnis kommen und vielleicht im Namen der National-Versammlung, ein Gesetzbuch übernommen habe, mit lebhafter Erwartung umringten. Dann an den ersten Sitzungen, welche das Comite gehabt, hatte auch das Bestreben gehabt, mit der National-Versammlung in Verbindung in eine Vereinigung Verbindung zu treten und sich in einer gemeinschaftlichen Berathschlagung zu vereinigen.

Allerdings erklärte, daß es nur als Privatmann gehöre, um ein Schutzgesetz den Bürgergarde, sie die Freiheit, sich Rückert zu erhalten. Beschloß, den an

der Spitze des Comités sich befand, war sogleich mit der größten Zuvorkommenheit bereit, die dazu geeigneten Anordnungen selbst zu treffen.

Als Mirabeau auf die Straße zurückgekehrt war, erblickte er einen eigenthümlich aussehenden Zug von Menschen, die in mehreren Reihen hintereinander einherschreitend, sich an den Händen angefaßt hielten, und Thränen weinend, damit nur eine große Freude, von der sie erfüllt schienen, an den Tag legten. Ein jubelnder Volkshaufen begleitete sie und empfing zugleich dankbare Segenssprüche aus dem Munde dieser Leute. Es waren dies die Schuldgefangenen aus La Force, welche durch das Volk soeben aus ihrer Haft befreit worden, in welche meist nur das Unglück der Armuth, oft seit früher Jugend, sie gestürzt, Gestalten von unendlich verwittertem Ansehen, darunter noch junge Männer, deren Haar vor der Zeit bleich und grau geworden war. Thränen rollten aus ihren Augen, und sprachen mehr als ihre Ausrufungen, mit denen sie von Zeit zu Zeit das ihnen ertönende Zujauchzen beantworteten.

Einem andern Trupp begegnete Mirabeau auf dem Grève-Platz, wohin man den Wagen des Prinzen von Lambesc geschleppt hatte, um ihn dort zu verbrennen. Aber zuvor hatte das Volk alle in dem Wagen enthalten gewesenen Gegenstände herausgenommen und lieferte dieselben durch eine aus seiner Mitte entsandte Deputation höchst gewissenhaft auf dem Stadthause ab. An einer andern Stelle sah Mirabeau einen Haufen von Arbeitern, die einen ihrer Gefährten in den Garten der Abtei Montmartre schleppten, um den Unglücklichen, der ein Huhn entwandt hatte, dort zur Strafe für den Diebstahl an einem Baum aufzuhängen.

Unter den Volksschaaren hatte man auch bereits begonnen sich mit Bändern und Abzeichen zu schmücken,

durch welche man seiner Gesinnung einen Ausdruck zu geben strebte. Die Frauen, denen man begegnete, wurden genöthigt, ihre Bänder herzugeben, um damit die Gewehre zu schmücken. Bald tauchten teilweise Farben auf, die vorzugsweise geliebt und angenommen zu werden schienen. Erst war es das Grün, welches mit enthusiastischer Verneigung an die Hüte und Waffen geheftet wurde, und womit die Hoffnung ausgedrückt werden sollte, die man auf eine glückliche Erneuerung des ganzen Lebens gesetzt hatte. Die Kokarden und Bänder wurden darum aber bald keiner allgemeinen Selbst und die einzige Stimmen daran entfernt hatten, daß Grün die Farbe des Hauses Artois sei. Dann kam plötzlich eine Kokarde auf, deren Farbe aus Weiß, Blau und Roth gemischt war, und die jetzt von Allen aufgesteckt wurde, die am heftigsten und entschiedensten schienen, die Bewegung auf's Aeußerste zu treiben und eine alle Dinge umkehrende Revolution daraus zu machen.

Weiß, Blau und Roth! sagte Mirabeau, indem er mit Einmal auf allen Straßen von Paris diese Kokarde sich gegenüber erblickte. Aus diesen Farben schließe ich die Flucht des Herzogs von Orleans.*) Wenn das Volk auf seine eigene Hand seine Freiheit sucht, denkt es sich alles nur in eine neue Ordnung. Und gerade in die drei sonderbaren Farben, die Mirabeau's Worte bezeichnen, hatte die Sache richtig ausgedrückt. Die Kokarde der Revolution trug die Farben einer fürstlichen Ehren! Und sollen wir heute den Nationalversammlungen dann etwa mit den Steinen nachdichten? Die heute so glückliche Revolution hatte ursprünglich keiner nur der Absicht wachend. Das Königthum mußte dann freilich eine Institution sein,

*) Vorrieres II. 181.

heißt an der Pfeife des Ofens (Kl. — Nat. Buch XII). Ferner: Ich habe Ihnen Ihr Geld gegeben, Sie haben mir's nicht gegeben, Sie haben mir's nicht gegeben, Sie haben mir's nicht

welche sich schon unterwegs befanden, in ihre Häuser zurückzukehren, wo man sie als Geißeln zu bewahren gedachte.

VI.

Der Kampf um die Bastille.

Der nach Argenteuil gesandte Sarg brachte die Leiche des Marquis von Mirabeau erst am andern Morgen, dem 14. Juli, nach Paris zurück, wohin ihm zwölf der neuen Bürgergardisten das ehrenvolle und feierliche Geleite gegeben hatten.

Der Sarg war einstweilen auf dem Flur des Hauses, in welchem Mirabeau in Paris abgestiegen war, niedergesetzt worden, um von dort seine weitere Bestimmung zu erhalten. Mirabeau erwartete noch die Ankunft seines Bruders, des Vicomte von Mirabeau, der aus Versailles herüberzukommen versprochen hatte, um gemeinschaftlich mit seinem Bruder der Fortführung der Leiche zu folgen.

Paris hatte an diesem Tage eine noch unheimlichere Physiognomie angenommen und schon der frühe Morgen zeigte eine dunkle, auf etwas Außerordentliches gerichtete Gährung in den Massen, die zugleich in einer planmäßigeren und bestimmter organisirten Bewegung, als am vorigen Tage, vorwärts zu gehen schien.

Mirabeau saß auf einem der Bretter, auf welchen der Sarg ruhte, und lehnte sich, gedankenvoll hinstarrend, an denselben an, während draußen vor der Thür die Wache haltenden Bürgergardisten auf und niederschreitend mit ihren Gewehren klirrten, und zugleich in

einzelnen Ausrufungen ihre Ungeduld darüber andeuteten, daß der Aufbruch des Leichentransports, für den sie noch ferner bestimmt waren, sich zu verzögern schien. Diese Ungeduld hing zugleich mit den Ereignissen zusammen, auf welche sich an diesem Tage Alles mit einer gesteigerten Spannung und Unruhe gerichtet hielt. Man erwartete in der Stadt heut einen Angriff der Truppen, und das Comité auf dem Stadthause hatte sich die ganze Nacht über mit den Mitteln beschäftigt, durch welche Paris einen starken und siegreichen Widerstand leisten könne. Das Comité hatte den Plan entworfen, das Volk zum Herrn der Bastille zu machen, und dadurch einen festen, alle Theile von Paris beherrschenden Vertheidigungspunkt gegen die anrückenden Truppen des Marschalls von Broglie zu gewinnen.

Endlich erschien der Vicomte von Mirabeau, der rasch in das Haus trat, und mit Betroffenheit und Schrecken auf dem Flur stillstand, wo ihm sogleich der verschlossene Sarg in die Augen gefallen war. Mirabeau erhob sich nicht bei der Annäherung seines Bruders, sondern deutete nur mit einer stummen Handbewegung auf den Sarg hin.

Die dicke, unförmliche Gestalt des Vicomte zuckte bei diesem Anblick in sich zusammen, und auf- und niederschwankend in schmerzlicher Bewegung, sank er auf einen Stuhl nieder, der am Kopfende des Sarges stand, während Mirabeau zu den Füßen desselben bewegungslos dasaß. Die beiden Brüder verharrten jetzt mehrere Minuten lang still und lautlos nebeneinander, und wandten sich weder Blicke noch Worte zu.

In diesem Augenblick ertönte draußen von der Straße her ein schmetterndes Hörnersignal, welches die Bürgermiliz zu ihren Sammelpunkten in der Stadt berief. Zugleich begann die Sturmglocke des Stadt-

lauten, welche seit dem Anbruch des Morgens geschwiegen hatte, von neuem ihren dröhnenden und die umliegenden Straßenzeilen erschütternden Schlag.

Mirabeau war bei diesen Klängen von seinem Sitz aufgesprungen und an die Brüstung getilt, wo er noch einen den letzten der Bürgergarden, welche bisher die Wache gehalten, sich eilig und unaufhaltsam zur Straße hinabschwingen sah.

Sie hatten Alle diesen Thronsaalen an der Seite ihres Führers verlassen, jeder Mirabeau traurig, indem er zu seinem Bruder zurückkehrte, und dennoch zog die edle Lust zum Kampf entgegenstrebte. Die wenigen es war Allerdings, unsere Leuten zu begleiten, denn sie führen hinaus in den Kampf an der Seite ihres Führers, Alle sind sie gleich einsam hier bei der leicht gefährlichen, denn diese Straße liegt fernab von der Bewegung.

Der Bicomte war aufgestanden, nachdem er die Hand seines Bruders mit Kräftig mit der seinigen gedrückt, und auch heute an diesem Tag in Nacht werden, schließt aber auch ein sehr guter Tage er. Er sah, wie sich nicht die Straße hier, erschien mir Alles zu einem entscheidenden Straßenkampf vorbereitet. Das Volk stürmte in ungeheuren, wirbelnden Massen auf dem Bastille-Platze umher, und man erspähte sich dem, daß Delaunay, der wackere Gouverneur der Bastille, die an ihr errichtete Kanonenbatterie abgeschaut habe, die Festung in die Hände der Stadt zu übergeben. Das Gerücht auf dem Stadthause hat jetzt einige Detachements dieses säumerlichen Bürgerheeres, und mit Kanonen unserer treulosen Garden hinzugeschickt, um die Bastille von der Seite der Porte Saint-Antoine anzugreifen.

Dieser war die Bastille bei, mein Bruder! viel Alles einem einem sonderbaren Anblick auf den

Sarg. Mich beschäftigen jetzt nur die Gedanken, wie wir unsern theuren Todten sicher und würdig diesem Gewühl entreißen und auf die Landstraße hinausführen werden. Der Wagen steht da und wir dürfen nicht länger zögern, weil es bald unmöglich werden wird, noch auf irgend einer Straße in Paris ungefährdet vorwärts zu kommen. Wirst Du anfassen können, Bonifacе, um den Sarg auf den Wagen heben zu helfen? Denn, mit Ausnahme des Fuhrmanns, sind wir jetzt hier von aller Welt verlassen und werden Alles selbst thun müssen.

Der Vicomte sah mit einiger Verlegenheit, durch welche zugleich ein scharfer Zug seines sarkastischen Wesens schimmerte, an seinem eigenen Embonpoint herunter, der auf den kurzen, dicken Schenkeln und Beinen mit einem ängstlichen Gewicht sich schaukelte. Dann sagte er, auf die Obersten-Uniform des Regiments von Toulouse, welche er trug, und auf die vielen Orden an seiner Brust deutend: Ich habe manche Bataille durchgemacht, mein lieber Herr Bruder, während Du Deinen völkerbeglückenden Gänsekiel geritten, aber einen Sarg zu tragen, fühle ich wahrhaftig keinen Muth und keinen Beruf in mir. Es ist dies schon an sich ein schrecklicher Gedanke für einen Cavalier, und ich schlage vor, den Marquis, unsern Vater, so lange ruhig liegen zu lassen, bis sich die Ordnung in Paris wieder hergestellt hat. Wir schließen den Hausflur so lange zu, und ich begebe mich in das Quartier der Truppen auf dem Marsfelde, um mir bei dem Marschall von Broglie einige Mannschaften zur Bedeckung des Leichentransports zu erbitten. Der Herr Graf, mein Bruder, der hochgeborene Volksfreund, wird sich wohl inzwischen nach dem Stadthause begeben, um seinen dortigen Freunden einen Besuch abzustatten?

Nein, weder auf die eine noch auf die andere Weise wird es geschehen! rief Mirabeau unwillig. Es ist der ausdrückliche Wille des Vaters, daß seine sterbliche Hülle sogleich nach seinem Tode nach dem Schlosse Mirabeau geleitet werde. Diesen Willen müssen wir ehren, denn wer weiß, ob nicht heut Abend schon ganz Paris in Flammen steht?

So schlimm habt Ihr Volksfreunde es vor? fragte der Vicomte mit einem stechenden und höhnischen Ausdruck.

Mirabeau antwortete nicht, sondern begab sich, nachdem er dem Führer des Wagens einen Wink gegeben, zu dem Sarg zurück, den er mit seiner gewaltigen Kraft emporhob und fast allein, nur unter geringer Beihülfe des fremden Mannes auf den Wagen trug.

Der Vicomte machte mit einer affectirten Gleichgültigkeit den Zuschauer dieser Scene. Dann sagte er mit seinem gekniffenen Lächeln: Der Marquis, unser Vater, war immer stolz darauf, daß ihn bei seinen Lebzeiten Fürsten und Könige geehrt und daß er mit Stanislaus August König von Polen und mit dem König von Schweden Gustav III. über seinen ami des hommes in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden. Jetzt kann er noch viel stolzer darauf sein, daß der Held des dritten Standes seine Leiche auf den Schultern trägt. Und der Held des dritten Standes war noch dazu sein verlorener Sohn.

Ja, erwiederte Mirabeau, indem er den Sarg auf dem Wagen befestigen half und ihn sorgfältig mit der schwarzen Trauerdecke umhüllte, der Held des dritten Standes ist der verlorene Sohn, der seinen Vater wiedergefunden hat. Aber sein ehemaliger Liebling, der wohlgenährte Aristokraten-Zögling, reibt sich müßig die Hände und sinnt, wie immer, auf ein schneidendes

Bonmot. Und nun besteigen Sie Ihren Wagen, Herr Vicomte. Ich werde zu Fuß der Bahre folgen.

Wollen wir nicht noch mit dem Abgang warten? fragte der Vicomte, indem plötzlich die größte Aengstlichkeit bei ihm hervortrat. Man scheint sich bereits in der Ferne zu schlagen, ich höre Waffengetöse, und wir müssen befürchten, in den gräulichen und verbrecherischen Tumult hineingezogen zu werden.

Eine Menge Bewaffneter stürzte in diesem Augenblick über die Straße. Mirabeau hielt einige derselben an und erfuhr, daß das Volk die Belagerung der Bastille begonnen und auf seiner Seite drei Compagnien Gardes françaises mit Kanonen hülfreich mitwirkten. Schon war die erste Brücke der Festung in die Hände des Volkes gefallen. Man war der Meinung, daß Delaunay mit der Besatzung sich in die Luft sprengen wolle, wodurch sich in dem ganzen Stadttheil der Bastille ein nicht geringes Entsetzen verbreitet hatte.

Wir können ganz ruhig sein, sagte Mirabeau zu seinem Bruder. Dem Vater hier wird man kein Leides mehr thun, und was uns betrifft, so nehmen wir ja keinen Antheil am Kampfe. Vielmehr befinden wir uns, nach den gewöhnlichen Klugheitsbegriffen, gegenseitig in der vortheilhaftesten Lage. Siegt das Volk, so bist Du sicher bei mir, denn ich kann Dich schützen. Behält der Hof die Oberhand, so kann der Vicomte von Mirabeau noch ein günstiges Zeugniß für mich ablegen, und ich gelte für einen Mann, von dem man sich am Ende noch des Besten zu versehen hofft.

Da irrst Du Dich gewaltig, entgegnete der Vicomte mit boshaftem Eifer, denn Du hast jedenfalls zu viel gethan, als daß ich Dich noch vom Galgen retten könnte, wenn der Hof den Sieg davontragen

ſollte. Behält aber das Volk die Oberhand, ſo bin ich meinerſeits viel zu bekannt, als daß Du mir die Laterne erſparen könnteſt!*)

Der Augenblick erſcheint in der That verhängnißvoll, entgegnete Mirabeau nachſinnend. Die große Löwenjagd des Jahres 1789 nimmt heut ihren eigentlichen Anfang!

Die Haltung der Verſammlung in Verſailles hat das Uebel erſt recht verſchlimmert, ſagte der Vicomte von Mirabeau. Dir wird noch nicht bekannt ſein, daß die National-Verſammlung geſtern eine neue Erklärung an den König gerichtet hat, worin ſie die Räthe des Königs perſönlich verantwortlich für alles Unheil und Blutvergießen macht und zugleich anzeigt, daß ihre Sitzungen fortan permanent ſein würden. Zugleich hat ſie den Marquis von Lafayette zu ihrem Vice-Präſidenten erwählt, weil die ſchwachen Hände des Erzbiſchofs von Vienne das mißliche Präſidenten-Geſchäft nicht mehr allein vollziehen wollten.

Das ſind ſehr wichtige Nachrichten in dem Augenblick, wo die Zwingburg der alten Tyrannei in der Rue St. Antoine fallen will! verſetzte Mirabeau. Auch unſer Vater hat einſt in der Baſtille geſeſſen, weil er durch eine ſeiner Schriften der Gewalt Anſtoß gab. Jetzt tönen als Ehrenſalven über ſeinem Sarge die Donner ihres Zuſammenſturzes, die ich ſchon weither zu vernehmen glaube. Und das tiefgeſtimmte Feſtgeläute der Sturmglocken dazu! Wahrlich, ſchöner können die Brüder Mirabeau ihren Vater nicht begraben. Und nun fort, denn auch die Todten haben heut keine Zeit zu verlieren.

Er nöthigte jetzt mit einer unabweislichen Handbewegung den Vicomte, in ſeinen Wagen zu ſteigen,

*) Condorcet Mémoires II. 156.

und wies den ihm in demselben dargebotenen Platz mit rauhem Ernst zurück. Dann folgte er dem Sarg, der jetzt langsam in Bewegung gesetzt wurde.

Um das Thor zu erreichen, konnten einige Hauptstraßen der Stadt nicht umgangen werden, und der Zug befand sich bald in der Mitte eines unendlichen Volksgetümmels, in dem Freude und Schrecken auf gleich mächtige Weise sich auszudrücken schienen.

Mirabeau vernahm, daß die Bastille bereits gefallen sei. Dem furchtbaren Wuthangriff des Volkes hatte die von Invaliden und Schweizern nur schwach vertheidigte Veste sich in kurzer Zeit beugen müssen. Nach einem mörderischen Kugelregen waren die Belagerer über die Brücken und Höfe der Bastille hinweggestürzt und hatten ein fürchterliches Blutbad unter der Besatzung angerichtet. Delaunay, der Gouverneur der Bastille, der nicht den Muth gefunden, von seiner eigenen Hand zu sterben, war unter den gräulichsten Mißhandlungen fortgeschleppt und zum Stadthause geführt worden, wo man ihn auf den Stufen niederwarf und ihm den Kopf abhieb. Das blutige Haupt war auf eine Pike gesteckt worden und ein Volkshaufen bewegte sich mit diesem entsetzlichen Triumphzeichen an seiner Spitze durch die Straßen von Paris.

Ein gleiches Schicksal hatte den Major der Bastille, Desolmes-Salibrai, getroffen, obwohl dieser Mann von den Gefangenen der Bastille ebenso geliebt und verehrt gewesen, als Delaunay mit den Verwünschungen derselben beladen war. Sein blutender und verstümmelter Kopf war die zweite Trophäe, welche das Volk auf die Spitze einer Pike gesteckt und die es unter erschütternden Jubelgesängen nach dem Palais Royal führte. Zwei andere Offiziere, welche zur Besatzung der Bastille gehört, wurden nach dem Grève-

Platz geſchleppt, aber ſchon unterwegs, da das Volk zu ungeduldig nach ihrem Blut war, mit grauſamen Streichen niedergemetzelt.

Eine große Anſammlung wüthender Maſſen war gerade in der Straße entſtanden, durch welche der Trauerzug Mirabeau's ſich jetzt hindurchbewegen wollte. Man ſtritt in dichtgedrängten, tumultuariſchen Gruppen über neue Opfer, die man dem Volke für verfallen hielt und welche man ihm dargebracht ſehen wollte. Es waren noch zweiundzwanzig Invaliden aus der Beſatzung der Baſtille und elf Schweizer Soldaten aus dem Regiment Salis, welche das Verbrechen, auf ihre Mitbürger gefeuert zu haben, durch Hängen an den Laternenpfählen büßen ſollten. Zu dieſen Verhandlungen fanden ſich aber franzöſiſche Garden ein, die mit dem größten Nachdruck für das Leben ihrer ehemaligen Waffen-Kameraden auftraten und ſie begnadigt zu ſehen verlangten.

Der langſam herankommende ſchwarze Wagen, auf dem ſichtlich ein Sarg geführt wurde, brachte in dieſem Augenblick einen wunderbaren Eindruck auf die ſchreienden und tobenden Maſſen hervor. Es entſtand eine Stille, die lauteſten Sprecher hielten mitten in ihren Reden inne, und der Haufen wich faſt ehrerbietig zurück, um einen Raum frei zu laſſen und dem Todten mit ſeinem Trauergeleit den Durchzug zu geſtatten. Manche betrachteten den Sarg, der ſich ſo plötzlich und mit langſamer Feierlichkeit an ihnen vorüberbewegte, mit abergläubiſch ſtaunenden Augen, und man ſah auf Geſichtern, auf denen eben noch ein roher Wuthausdruck geſtanden, eine Bläſſe der Furcht und der innern Bewegung einkehren.

Einige hatten den hinter dem Trauerwagen einherſchreitenden Mirabeau erkannt, der ſich bald allgemein begrüßt ſah, obwohl mit den ſtillen und rück-

sichtsvollen Lauten, welche die von der Menge mit vieler Zartheit erkannte Situation zu fordern schien. Er schüttelte sich mit einigen dieser Leute die Hände und erwiederte ihre Anreden. Bald war es allgemein verbreitet, daß Graf Mirabeau seinen Vater begrabe, und man gruppirte sich wie in einer schweigenden Verabredung in rasch und still geordneten Reihen, um der Leiche einige Straßen entlang ein Ehrengeleite zu geben.

Während in der Ferne noch das Schreckensgewühl des Tages wie eine donnernde Meereswoge tobte, schien auf dieser Stelle von Paris, wo Mirabeau einen schwarzen Sarg durch die seltsam ergriffene Volksmenge hinführte, ein stiller und nachdenklicher Frieden eingetreten zu sein. Das Volk folgte dem schwarzen Sarge, der wie eine neue Fahne der Bewegung vor ihm hergeleitet wurde, mit einer so tiefen und inbrünstigen Ruhe, daß Mirabeau, der in seiner Tracht des dritten Standes an ihrer Spitze einherschritt, schmerzlich lächeln mußte, als er sich nach diesem Geleite umblickte.

Zugleich nahm er jedoch wahr, daß der Wagen, in dem sein Bruder noch bis zu dieser Stelle gefolgt war, plötzlich umgekehrt oder unbemerkt in eine Nebenstraße eingebogen sein mußte. Der Vicomte von Mirabeau hatte ohne Zweifel diese Begegnung mit dem Volke, die ihn immer tiefer in den Strudel der Massen hinabzuführen schien, nicht länger aushalten können, und darum die erste Gelegenheit benutzt, sich aus dem Gefolge seines Vaters zu entfernen.

Mirabeau schritt ruhig weiter, indem er seine Aufmerksamkeit nur auf den vor ihm hergehenden Wagen und die denselben immer enger umschließenden Leute aus dem Volke richtete. Plötzlich aber

schien es, als ob an andern Theilen der Stadt sich keine, die geringste Aufregung bemerkbar machte. Ruhig gingen die Leute ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, ohne sich um die Ferne zu kümmern, die Bewohner der Vorstädte, wie es schien, nicht einmal Neugierde zu empfinden.

Jetzt, wo Alles mit Ungeduld nach dieser Seite hin sah, wo es sich um ein neues Dasein handelte, um das Gedeihen oder den Untergang der Stadt, wo sie Alle, die Bürger und Soldaten, ihre Kräfte anstrengen mußten, um sie zu retten

dem Saal des Stadthauſes geſtoßen, war er auf der Treppe von einem Mann des Volkes niedergeworfen worden, worauf die Menge ſich auf ihn ſtürzte und ihn unter tauſend Schlägen und Stößen den Geiſt aufgeben ließ. Das vom Rumpf getrennte Haupt hatte ſoeben auf der Spitze einer Pike den traurigen Rundgang durch alle Theile der Stadt angetreten, um dann im Palais Royal die Ausſtellung der erſten Opfer der Revolution um eine Nummer zu vermehren.

Mit dieſem Ereigniß war aber zugleich eine ganz neue Bewegung in die Maſſen gefahren. Man glaubte aus dem Brief des unglücklichen Fleſſelles ſchließen zu müſſen, daß der Stadt gegen Abend ein Angriff der Truppen bevorſtand, der dann mit dem fürchterlichſten Aufwand aller militairiſchen Streitkräfte zu gewärtigen war. Das Gefühl einer ungeheueren Gefahr bemächtigte ſich in dieſem Augenblick aller Gemüther, und es begann jetzt in der ganzen Stadt eine unabläſſige, athemloſe Thätigkeit, um alle Anſtalten der Vertheidigung und des Widerſtandes zu treffen. Das Comité hatte Abtheilungen der Bürgermiliz ausgeſandt, um gewiſſe Punkte, die dem Angriff am offenſten lagen, zu beſetzen. Auf allen Straßen entſtand ein Arbeiten, Pochen und Hämmern, ein Zurüſten, Sorgen und Schaffen, woran ſich alle Klaſſen der Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, ſelbſt Prieſter und Mönche mit einem gleichen Glutheifer betheiligten. Thurmhohe Barikaden entſtanden wie ein unheimliches Rieſengewächs, das plötzlich durch einen Zauber aus der Erde emporgeſchoſſen. Das Pflaſter wurde aufgenommen und von den Frauen auf die Dächer der Häuſer geſchleppt, um zu einer Waffe gegen die in die Stadt dringenden Soldaten zu dienen. Selbſt koſtbare Möbel, Statuen, Bronce-Zierrathen, ſogar Bücher wurden zu dieſem Zweck auf die Dächer ge-

tragen, um auf den Feld hinabgewerfen zu werden. Wer den Barrikaden wurden diese Gräben gegraben, um die Annäherung der Cavallerie zu hemmen. Auf die Höhe der Thürme waren Schleudern bereitet, welche das Wurfgeschütz gegen Reiter, sobald nur die ersten Trupps in der Ferne sichtbar wurden.

Mit Erstaunen und Bewunderung erblickte Wilhelm diese mächtigen Vorbereitungen, welche das Volk zu seinem Kampfe traf. An seinen Ohren rauschten die Worte vorüber, welche man ihr in den benachbarten Stadtquartieren austheilte, und die allerlei Gemüthe der Freiheit aussprachen, an einigen Stellen auch mit Verhöhnungen, am Vorgebäude des Gymnasium Freiheit, lautete: Als er zu einigen Schlossern vorüberkam, vernahm er, daß sie mit dem Amboß auf einen hellklingenden Amboß an langen Langen schmiedete, welche noch zum bevorstehenden Kampfe tüchtig verschärfen würden. In andern Straßenzügen wurden Zangen und Eisenhaken gegossen. Dann sahen Männer und Jünglinge und Frauen-Gruppen zusammen, die sich auf feierliche und während Weile mit einem Gelöbniß gelobten, daß sie ihr theures Blut und Leben für Freiheit erstreben wollen. —

Mitunter hatte die Liebe seinen Vaters und der Stadt herumirrend ihn an die Barrikade der Trödel gebracht. Da kam ihm draußen auf der Landstraße Alles so still und ruhig vor, daß ihm einen Augenblick lang die Besorgniß, welche sich der Hauptstadt bemächtigte, übertrieben und unbegründet ganz ungerechtfertigt erscheinen wollten. Doch hatte ihn plötzlich die traurige Bewegung in Kurze so tief ergriffen, daß er mit sich einmalig zu berathen begann, ob es in dem Moment, wo eine entscheidende Katastrophe entweder über die Nacht oder über Tagesblick entscheiden konnte, der Augenblick den Wachen hätten dürfe? Die Zuversichtlichkeit

des Fuhrmanns konnte ihm ein Bürge ſein, daß die Leiche auch ohne ſeine weitere Begleitung ſicher an das Ziel ihrer Beſtimmung gelangen würde.

Lebe wohl, mein Vater! ſagte er endlich, ſtillſtehend. Die Pflicht gegen den Vater wird jetzt durch die Pflicht gegen das Vaterland abgelöſt. Mich rufen die Entſcheidungen des Tages in ihr verhängnißvolles Gewühl zurück, und da heißt es: laßt die Todten ihre Todten begraben!

Nachdem er noch einmal ſeine Hand Abſchied nehmend zu dem Sarge ausgebreitet hatte, trat er mit ſtürmiſcher Eile den Rückweg an und ſah ſich bald wieder in die unaufhaltſam ſteigende Fluth der Pariſer Straßen verſetzt. Ganz Paris ſchien eine einzige Werkſtatt geworden, in allen Straßen und Häuſern fuhr man fort zu arbeiten, und mitten in dem unüberſehbaren Getümmel der Kampfesrüſtungen herrſchte eine überlegungsvolle Ruhe und Würde, von deren Anblick ſich Mirabeau wie gebannt fühlte. Er beſchloß, noch bis zum Anbruch der Nacht in Paris zu verweilen und ſich dann auf einem raſchen Pferde nach Verſailles zurückzubegeben, wo er der Nationalverſammlung den Bericht des Augenzeugen über die Zuſtände der Hauptſtadt erſtatten wollte.

Auf dem Platz vor dem Hôtel de Ville begegnete ihm Camille Desmoulins mit bleichem Geſicht und blutbeſpritzten Kleidern und in einem ſo erſchöpften Zuſtande, daß er ein großes Gewehr, das über ſeine Schulter hing, kaum noch weiterſchleppen zu können ſchien. Er erkannte Mirabeau und lächelte ihm einen vertraulichen, gewiſſermaßen collegialiſchen Gruß entgegen.

Ihr habt wohl heut tüchtig herumgewirthſchaftet, Desmoulins? fragte ihn Mirabeau. Glaubt Ihr, daß die Nacht etwas bringen wird?

Sie wird und muß die offene Feldschlacht der Revolution bringen, erwiederte Desmoulins mit einem flackernden Leuchten seiner Augen. Das erste Erforderniß einer Revolution, wenn sie gesund verdaut werden soll, ist, daß sie gehörig blute. Darum haben wir noch soeben zwei Invaliden, welche zur Besatzung der Bastille gehört, dort an dem Laternenpfahl aufgeknüpft.

Mirabeau blickte nach der bezeichneten Stelle an der Ecke des Stadthauses hin und sah dort die beiden, von der Volksmenge umtobten Leichen.

Ihr habt mir schlecht Wort gehalten, Camille Desmoulins, erwiederte Mirabeau, sich mit Abscheu abwendend. Ihr verspracht mir, die Bewegung in Paris zu treiben, aber keine Orgien des Blutvergießens zu machen!

Wer die Braut heimführen will, muß sie doch küssen, entgegnete Desmoulins lachend, indem er mit einem flüchtigen Satz sich entfernte und in die dichte Menge hineinsprang.

Mirabeau wollte weiter gehen, als er sich plötzlich von Clavière, Dumont und Duroveray umringt sah, die ihn mit lebhafter Freude begrüßten.

Ich habe mich längst gewundert, daß ich den drei Genfern noch nicht in dem blutigen Volksstrom von Paris begegnet bin, sagte Mirabeau, indem er ihnen die Hände schüttelte. Ihr erscheint mir hier wie die drei Parzen, die den Schicksalsfaden Frankreichs in ihren Händen drehen.

Wir kommen soeben erst aus Versailles herüber, entgegnete Clavière in großer Bewegung. Dort sieht es viel lustiger aus wie hier. Der Hof feiert in Versailles Festgelage, während das Volk hier in Paris sein letztes Herzblut sammelt, um es der Tyrannei ins Gesicht zu spritzen.

Welcher Art sind diese Festgelage? fragte Mirabeau verwundert.

Auf der Terrasse der Orangerie in Versailles geht es in diesem Augenblick so heiter zu, wie noch nie, versetzte Clavière. Dort kann Freund Mirabeau sehen, was das Königthum ist. Dort spielen die beiden Regimenter Royal-Allemand und Royal-Etranger, die zum Einhauen auf das Volk bestimmt sind, zur Vorbereitung dieser Thaten einstweilen die herrlichste Tanzmusik auf. Die deutschen Soldaten, die schon an sich halbe Bestien sind, walzen nun wie der leibhaftige Teufel dazu. Natürlich fließt der Wein in Strömen, denn für den Bürgerkrieg ist immer nur ein betrunkener Soldat zu gebrauchen. Das cannibalische Jauchzen der Soldateska erschüttert ganz Versailles, und die schönsten und zartesten Hände klatschen von der Terrasse her Beifall dazu. Denn dort steht die Königin, dort steht Graf Artois, dort stehen alle Prinzen und Prinzessinnen des edlen Königlichen Hauses, dort stehen die Polignacs, dort steht der ganze Trupp des vornehmen Hofgesindes, und Alle sind glückliche Zuschauer des Festes, mit dem man den Sieg über das Volk im Voraus begeht. Denn der Hof ist sicherlich entschlossen, noch in dieser Nacht zu handeln. Wenn nicht Alles trügt, ist die Mitternacht dazu ausersehen, einen fürchterlichen Schlag gegen die Hauptstadt zu führen.

Und hat sich der König bei dieser Gelegenheit gezeigt? fragte Mirabeau.

Der König sitzt in seinem Cabinet und grübelt über sein Unglück, versetzte Clavière. Denn er ist feinfühlend und edel genug, um in dieser Verwirrung Frankreichs bereits sein eigenes Unglück zu empfinden. Eure gute Nationalversammlung hat Deputationen über Deputationen an ihn abgeschickt, aber der König

antwortet jedesmal mit denselben ausweichenden Redensarten, die doch nur die innerste Bangigkeit seiner Gegner verrathen. Wenn man die Zurückberufung der Truppen von ihm begehrt, erwidert er blos dachlos: kaltsinnig, daß die Truppen auf dem Marsfelde durchaus den Eid leisten dürfen, sich von Paris fernhalten. Als wir von Paris abreisten, wurde eben die gelungene Verkörperung der Bastille und des Tod Delaunay's und Flesselles bekannt. Mehr zu leugnen ist, daß die National-Versammlung fortwährend eine zweideutige und feige Haltung behauptet. Ihr Schicksal hängt von dem Schicksal der Hauptstadt ab, denn der erste Aufprall auf sie wird auch sie Signal sein, auch sie durch an die National-Versammlung zu legen. Die Versammlung scheint es ganz genau, daß die Existenz von Gardes du Corps, welche den ganzen Tag umherzieht und dem Volk zu den Schimpf Namen sagt, schlimmer sind, als den ersten Mord den Saal der Abgeordneten zu umgiessen und denjenigen Deputirten, die durch ihren Patriotismus unrichtig gewesen, alle und jede Gewalt anzuthun.

Es gibt auch bereits eine Protestationsliste, Graf Mirabeau, nahm Dumont das Wort. Auch Lucy Name steht darauf nicht, aber das Gut ist bedeutender, und in gute Gesellschaft zu setzen. Mit Euch stehen zugleich Bishops, Chapelier, Talmette, Lanoth, und viele andere, bei dem ersten Losbruch des Sturmes verbannt werden.*) Diese Herren schalten schon seit einigen Tagen nicht mehr in ihren Wohnungen, sondern bringen die Nacht in dem Stiungshause zu, wo sie sich bei weitem sicherer fühlen können. Denn der Stiungssaal ist Tag und Nacht von einer gewaltigen Volksmenge umgeben, die dort unbersönlich

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 118.

und in einem finstern und wilden Schweigen nur auf ein einziges Wort harrt, um zu einem Massacre loszubrechen, das den König selbst und die ganze Königliche Familie schwerlich verschonen würde. Ihr seht, Mirabeau, worauf Ihr mit Euren zarten Regungen zu rechnen habt, die Euch noch immer für das Princip der Monarchie beschleichen wollen!

Oh, entgegnete Mirabeau mit aufflammenden Blicken, ich werde stets nur im Namen des Volkes monarchisch sein, und in keinem andern Namen! Wenn solche Nächte anbrechen, wie die heutige Julinacht sein wird, dann wird die Monarchie schuldig, und das Volk unschuldig sein. Aus diesem Waffenkampf wird eine ganz neue Gestalt der Dinge hervorgehen, und wer kann jetzt schon wissen, auf welchen Namen sie getauft werden wird! —

Clavière schlug den Freunden vor, sich mit ihm in den Club des Palais Royal zu begeben, wo sie viele Freunde, die sich um die Leitung der heutigen Bewegung verdient machten, versammelt antreffen würden, und wo sie zugleich der Restauration im Café de Foy und ihrer nothwendigen Stärkung sich bedienen könnten. —

Auf dem Wege dorthin begegneten ihnen mehrere Züge von Menschen, die aus den gesprengten Kerkern der Bastille befreit, im Geleite jubelnder Volkshaufen in ihre Häuser und Familien zurückgeführt wurden. Unter diesen befanden sich einige wunderbare Gestalten, die, halb verwittert von der Kerkerluft, in der sie so viele Jahre geschmachtet, wie Schatten einherschwankten und ihrer Besinnung nicht mehr mächtig schienen. Ein junger Mann, Namens Whyte, erregte die besondere Aufmerksamkeit der Menge. Er schritt wie ein lächelndes Kind einher, und antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen nur immer wieder mit

einem heitern Lächeln. Man hatte nie erfahren, welches Verbrechens er eigentlich angeklagt worden, und er selbst hatte es nie zu sagen gewußt. Als sich Mirabeau mit ihm in ein Gespräch einließ, fand er, daß der Unglückliche in der Bastille den Verstand verloren hatte. Ein Anderer, den man Tavernier nannte, schlug sich noch immer auf das Heftigste und Zornigste mit seinen Befreiern herum, die er beim Eintritt in seinen Kerker für seine eindringenden Henker gehalten hatte. Man umarmte ihn jetzt von allen Seiten, und erdrückte seinen Widerstand mit Liebkosungen, denen er sich endlich gefangen geben mußte.*)

Vor einem Hause hielt der Zug längere Zeit still, und man wußte erst nicht, was sich dort zugetragen habe. Dem beweglichen Clavière gelang es, sich bis an die Thür des Hauses durchzudrängen, und er kehrte bald mit einer genaueren Nachricht zu den Freunden zurück. Es war der Graf von Solages, den man hier in sein väterliches Haus hatte zurückbringen wollen, nachdem ihn sein unversöhnlicher Vater, der aus unbekannt gebliebenen Gründen so hart gegen ihn verfuhr, zehn Jahre lang in der Bastille hatte einkerkern lassen.

Und der Vater hat ihn jetzt mit offenen Armen aufgenommen? fragte Mirabeau hastig und mit bebender Stimme. Denn jetzt ist keine Zeit mehr für unnatürliche Feindschaft zwischen Vater und Sohn.

Er hat soeben gehört, daß sein Vater inzwischen gestorben ist, fuhr Clavière fort. Seine Verwandten, die er in dem Hause angetroffen, wollen ihn nicht anerkennen, sein Vermögen ist in die Hände einer Seiten-Linie gerathen. Seht, da erscheint der arme

*) L. Blanc I. ch. VI.

Graf wieder vor der Thür, man hat ihn hinausgewiesen, und Thränen netzen das bleiche Grau seiner Wangen. Das Volk wirft Steine in die Fenster des bösen Grafenhauses.

Die Freunde begaben sich weiter und langten im Palais Royal an, wo die Aufregung den ungeheuerlichsten Grad erstiegen hatte. An diesem Heerd der Volksbewegung, der unaufhörlich glühte und Flammen spie, hatte sich seit Kurzem auch eine Art von Markt gebildet, der nicht wenig dazu beitrug, die Aufregung zu schüren. Verschiedene Gegenstände, die man in der in allen Ecken und Winkeln durchsuchten Bastille gefunden, waren hier zu einem großen Haufen aufgeschichtet worden, um sie an den Meistbietenden, der sich in den Besitz dieser fürchterlichen Reliquien der Tyrannei setzen wollte, wegzugeben. Das dafür erlöste Geld wurde von einem Nationalgardisten in einer großen Büchse gesammelt, auf der ein Zettel die Worte: „für die Verwundeten des Volkes" zeigte. Unter diesen Dingen, die das Volk mit einer abergläubischen Neugier musterte, befanden sich Waffen und Werkzeuge von einer bizarren, schreckenerregenden Form, und Maschinen, deren möglichen Gebrauch sich Niemand erklären konnte. Die Pause, welche gegen Abend in den Zurüstungen zum Kampfe entstanden war, benutzte man im Hofe des Palais Royal dazu, sich über den Sinn dieser Marterwerkzeuge zu streiten. Viel Interesse erregte ein altes abgenutztes Corselet von Eisen, welches den, dem es angelegt wurde, an jeder Körperbewegung hinderte. Viele Handschellen und Ketten lagen umher, die von den Händen der vielen Unglücklichen, welche sie getragen hatten, fast dünn gerieben und zerscheuert zu sein schienen.

Seht Ihr, Freunde, das Volk sucht sich beim Beginn seines Kampfes schon wieder neue Fesseln aus,

ſagte Mirabeau beim Eintritt in das Café de Foy, indem er auf dieſe Gruppen im Hofe des Palais Royal hindeutete. Und dieſe neuen Feſſeln ſind gerade die alten, von denen man ſich durch blutigen Kampf losgerungen! —

Als der Abend ſtärker heranzudunkeln begann, verließ Mirabeau mit ſeinen Freunden wieder das Palais Royal, um auf die Straßen von Paris hinauszutreten. Die Situation hatte ſich dort noch nicht verändert, und es ſchienen keine weiteren Anzeichen hervorgetreten, die ſchon auf ein baldiges Herannahen der Gefahr ſchließen laſſen konnten. Dagegen hatte das Volk an allen Orten ſeine Zurüſtungen und Vertheidigungs-Anſtalten vollendet. An den Fenſtern der Häuſer waren überall Lichter ausgeſtellt, um die Straßen zu erleuchten. Am Eingang jeder Straße ſtanden Leute aus dem Volke, die ſich als Schildwachen dort aufgeſtellt hatten und mit gewaltigen Stimmen ausriefen: „Sorgt für Euer Licht, denn in dieſer Nacht werden wir gut ſehen müſſen!“

Mirabeau wurde in den aufundabſchweifenden Volksmaſſen, wo man ihn erkannte, mit jauchzenden Zurufen begrüßt, die er hierundda mit kurzen Anreden erwiederte. Er pries darin das Volk glücklich, daß es zu einem ſo großen und gerechten Kampfe für ſeine Freiheit berufen worden, aber er unterließ niemals, hinzuzufügen, daß die Ehre des Volkes an ſeinem Kampftage nicht blos in ſeiner Tapferkeit, ſondern auch in ſeiner Mäßigung beruhe. Dagegen hielt Clavière überall, wo ſie inmitten großer Volkshaufen ſtanden, wüthende Reden, die nur von einer vollen unerſättlichen Rache ſprachen und alles Unheil und jede Schmach auf die privilegirten Peiniger herabriefen.

Von Zeit zu Zeit traten auch aus den Maſſen einzelne Geſtalten heraus, die in geheimnißvoller Eile

und Geschäftigkeit umherschwirrten, die verschiedenen Posten untersuchten und aufmunterten, und überall aufreizende, beschwörende und verheißende Worte mit einer wunderbaren Gewalt ausstreuten. Sie schienen durch das wildentbrannte Getümmel, das sie mit geschickter und meisterlicher Hand zu schüren wußten, zugleich den geheimen Faden einer Ordnung und Leitung hindurchzuziehen, der sich Jeder, ohne zu wissen wie, unterwarf.

Am Pont-Neuf hatte sich plötzlich ein Detachement von Husaren blicken lassen, das jedoch sofort von einem erstaunten und empörten Volkshaufen in die Mitte genommen wurde, und seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Der Offizier aber hatte erklärt, daß er mit seinen Husaren nur deshalb gekommen, um sich mit dem Volke zu verbrüdern.

In diesem Augenblick erschien wieder eilig Einer jener geheimnißvollen Unbekannten, denen überall gehorcht wurde, wo sie sich blicken ließen. Er hatte sich unter eine Laterne gestellt, und beobachtete noch eine Zeitlang schweigend den ganzen Vorgang. Sein Gesicht war von der widrigsten und wildesten Häßlichkeit verzerrt, und in seinen lauernden Zügen, welche der gelbe Lampenschein noch greller beleuchtete, drückte sich ein unheimliches und finsteres Brüten aus, das jeden Augenblick zu einer entsetzlichen That losbrechen zu wollen schien.

Das ist ein merkwürdiges Gesicht, sagte Mirabeau, der sich mit seinen Freunden eben dieser Stelle genähert hatte. Noch nie habe ich ein Gesicht gesehen, auf dem Grausamkeit und Blutdurst so sehr als ganz natürliche Leidenschaften ausgeprägt standen! Auch in seinen Gliedern hat dieser Mensch ganz den Wurf der Tigerkatze, und es soll mich wundern, auf wen er jetzt losspringen wird.

Das ist der junge Marat, sagte Clavière lächelnd. Er ist Arzt, und in dieser Nacht verdient er sich die Sporen der Revolution. Zur Tigerkatze hat er allerdings ein großes Talent, wie Du richtig gesehen, Mirabeau. Ich kenne ihn ganz genau durch seine Familie, die aus der Schweiz stammt.

Plötzlich hatte sich Marat in Bewegung gesetzt und war mit einem wilden Satz in die Mitte des Volkshaufens vorgesprungen. Hoch aufgerichtet stand er jetzt vor dem Offizier der Husaren, und rief ihm mit einer heisern kreischenden Stimme, die aber jeden Laut weithin übertönte, die Worte zu: „Wenn es wahr ist, daß Ihr Euch mit dem Volke verbrüdern wollt, so liefert uns jetzt Eure Waffen ab!“

Der Offizier stutzte, und verweigerte dann dies Ansinnen mit der größten Entschiedenheit. Darauf wandte sich Marat an das Volk, und hielt eine stürmische, flammende Anrede, in der er dazu aufforderte, ihm in Masse zu folgen, um die Husaren nach dem Stadthause zu führen, von wo man sie dann unter einer Escorte der Bürgergarde zum Thor hinaus schaffen wolle. Nachdem dieser Vorschlag mit ringsher tobendem Beifall aufgenommen worden, zwang Marat die Husaren, ihm zu folgen, und stürzte dann an der Spitze des ganzen Haufens fort.

Diese Bürgergarde wird zu allem Möglichen gebraucht, sagte Mirabeau, indem er mit seinen Freunden weiterging. Fast habe ich es schon bereut, daß ich diesen Gedanken zuerst gehabt und unter die Leute gebracht. Ich muß zuletzt noch über mich selbst lachen, so sehr beginnen alle meine Ideen auf dem Wege zur That sich umzuwenden. Als ich in Preußen war, kam mir zuerst der Gedanke, daß freie Zustände durchaus mit einer Bürgermiliz und Nationalgarde umgeben werden müßten. Jetzt ekelt mich diese zwei-

deutige Schöpfung hier an, denn ich sehe, daß sie überall nichts als eine bequeme Redensart geworden, die jeder ausspeit, wo er sie gerade brauchen kann.

Und doch hast Du seit einigen Wochen, wo Du gingest und standest, immer nur nach der Nationalgarde geschrieen, mein Freund! rief Clavière mit seinem höhnischen Lachen. Die Tribüne in Versailles hallte wieder von Deiner Forderung danach. Aber was schadet's auch, daß sie jetzt da ist, diese edle, tugendsame Bürgergarde? Wenn Bürger und Volk sich dadurch zuerst sondern, so ist dies auch ein sehr wichtiger Scheidungsproceß. Denn zuletzt bleibt doch das arme, niedrige, gemeine, herrliche Volk übrig, mit dem Alles zu machen ist, weil man ihm Nichts gelassen und gegeben hat, nicht einmal Waffen!

Mirabeau schüttelte schweigend den Kopf. In diesem Augenblick aber war es ihm, als ob in dem Gedränge Chamfort an ihm vorbeigestreift sei. Er hatte genau die edlen, sinnigen, aber jetzt von einer fanatischen Leidenschaft durchglühten Züge des Freundes erkannt. Aber Chamfort trug einen Säbel an der Seite, und über der Schulter ein Gewehr, das er mit einer feierlichen Inbrunst an sich gedrückt hielt. Ihrer Beider Blicke hatten sich in dem Moment der Begegnung heiß und zuckend getroffen, und Mirabeau streckte schon die Arme nach ihm aus, und wollte dem alten, stets so hoch von ihm verehrten Freunde nachrufen, daß er ihm nicht mehr zürnen möge, und daß Niemand wissen könne, wo er heut mit seinen Vorsätzen und Meinungen bleiben werde. Aber Chamfort war im Gedränge verschwunden, und schien nur noch einmal einen strengen, durchbohrenden Blick auf Mirabeau zurückzuwerfen.

Indeß nahte sich die Mitternacht heran. Mirabeau überzeugte sich plötzlich, daß in dieser Nacht der be-

fürchtete Angriff der Truppen auf Paris nicht mehr stattfinden werde. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Schreckensnachrichten, welche durch die in den Straßen umherziehenden Emissaire fortdauernd verbreitet wurden. Danach sollte plötzlich vom Montmartre aus die Stadt bombardirt werden, wo man schon die Kanonen und Bomben hatte auffahren sehen. Aber es blieb Alles still und Mirabeau beschloß, jetzt ungesäumt nach Versailles aufzubrechen, wo, wie er aus der Hinausschiebung des Angriffes auf Paris schließen zu müssen glaubte, die Lage der Dinge sich inzwischen verändert zu haben schien. —

Er trennte sich jetzt von seinen Freunden, als sie an der Straße angelangt waren, wo Mirabeau sein Pferd untergebracht hatte. Im ungestümen Ritt gelangte er auf die Landstraße, und wurde ohne jede Hinderung durch die Truppen, die zwischen Paris und Versailles lagen, hindurchgelassen. An dem friedlichen Schlummer, in den die Soldaten des Königs versenkt waren, sah Mirabeau, daß die Schrecken, welche in dieser Nacht über Paris gelegen, nur ein fürchterliches Traumbild bleiben würden. Nur in der unmittelbaren Nähe von Versailles, wo er mit dem Anbruch des Morgens anlangte, fand er die Truppen bereits in der tumultnarischen Aufregung, welche noch an das gestern stattgefundene Gelage auf der Terrasse der Orangerie erinnerte. Wilde Lieder klangen ihm entgegen, Trinksprüche, die ihm mit dem Heil Frankreichs nicht vereinbar schienen, schlugen zu dem Klingen der gefüllten Gläser an sein Ohr.

Als Mirabeau jetzt in Versailles einritt, begegneten ihm schon mehrere Abgeordnete auf der Straße, die im Begriff waren, sich in die Sitzung zu begeben. Er erfuhr von diesen Collegen, daß heut schon zu früher Stunde eine Morgensitzung anberaumt worden

um über eine neue Adresse an den König, in welcher die Versammlung ihr letztes Wort ausspielen wollte, zu berathen.

Nachdem Mirabeau rasch sein Pferd abgegeben, eilte er sofort in den Sitzungssaal, der einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die Sitzung war eigentlich seit dem gestrigen Abend nur durch einige Ruhestunden unterbrochen gewesen. Gestern Abend, als man auf Anlaß der neuesten Nachrichten aus Paris schon die dritte Deputation auf das Schloß absenden wollte, hatte Clermont Tonnerre die denkwürdigen Worte gesprochen: „Nein, lassen wir ihnen die Nacht zu ihrem Rathgeber; mögen die Könige, ebenso wie die andern Menschen, sich ihre Erfahrungen theuer erkaufen!“ Viele Abgeordnete hatten dann die Nacht in dem Sitzungssaal zugebracht. Für einige bejahrte Mitglieder hatte man Teppiche auf den Tischen zu einem Ruhelager ausgebreitet. Aber Niemand hatte geschlafen. Jeder hatte in den größten Sorgen dem Anbruch des Tages entgegengewacht.

Jetzt, als Mirabeau eintrat, begann man sich eben wieder zu ordnen und auf seinen Plätzen zu gruppiren. Lafayette eröffnete die Sitzung als Vicepräsident. Mehrere Abgeordnete lasen ihre Entwürfe zu einer Adresse an den König vor. Mirabeau hörte mit der größten Pein zu, denn dies Alles genügte ihm nicht, nachdem es so weit gekommen.

VIII.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

In dem Schlosse zu Versailles war am Abend des 14. [illegible]ne frühe Ruhe und Stille eingetreten,

nachdem den ganzen Tag über in den Gemächern des Königs und der Königin die größten Beängstigungen geherrscht und ein Entschluß gegen den andern qualvoll gekämpft hatte.

Die Königin war am längsten wach geblieben, denn seit einiger Zeit wurde es ihr schwer, die Ruhe zu finden, welche ihre Augen floh. Eine unendliche Bangigkeit hatte sich in dem Herzen Marie Antoinette's eingenistet. In ihren trüben und mit Schreckensvorstellungen aller Art gequälten Gedanken verwachte sie manche Nacht in dem Fauteuil, ohne sich auf ihr Lager zu begeben.

Die Königin hatte gegen elf Uhr Abends die Herzogin von Polignac entlassen, die bis dahin durch ihr lebhaftes und heiteres Gespräch mit ebenso viel Kunst als Herzensgüte die sorgenvollen Gedanken ihrer Gebieterin zu zerstreuen versucht. Aber die liebenswürdige Herzogin war jetzt selbst müde geworden, und nicht blos von der körperlichen Anstrengung, sondern von dem fortgesetzten Kampf, den sie gegen ihre eigene Traurigkeit geführt. Zuletzt waren ihr bei einer Geschichte, die ganz lustig war, die Thränen aus den Augen gestürzt. Sie war aber mit der Königin übereingekommen, daß dies nur die Folge ihrer großen Ermüdung sei, und die Königin, der selbst die Thränen nahe standen, hatte ihre Lieblingsfreundin rasch verabschiedet.

Marie Antoinette saß jetzt gedankenvoll in der Mitte ihres Zimmers, und wollte sich den Händen ihrer Kammerfrau, der Madame Campan, überlassen, die sich mit der Toilette der Königin für die Nacht beschäftigen sollte. Auf dem Toilettentisch der Königin brannten vier Wachskerzen, die einen hellen ruhigen Schimmer durch das stille Cabinet verbreiteten. Die

Königin begann mit Madame Campan von den Ereigniſſen des Tages zu reden.

Von Dem, was ſich in Paris ereignet, hatte man im Schloſſe zu Verſailles nur erſt eine ſehr unvollkommene Kunde. Obwohl Nachrichten über die Erſtürmung der Baſtille ſchon ſehr zeitig nach Verſailles gelangt waren, ſo ſchienen ſie doch mehr in den Kreiſen der Nationalverſammlung geblieben zu ſein, und die wenigen Perſonen am Hofe, die davon wußten, hatten, wie es ſchien, den Muth nicht beſeſſen, dem König und der Königin ſchon das wirklich Geſchehene zu hinterbringen. Doch herrſchte bei dem Königspaar die entſchiedenſte Befürchtung, daß die aufgeregte Volksſtimmung in Paris es zum Aeußerſten kommen laſſen möchte.

Die Königin hatte eben mit einer leiſen bebenden Stimme dieſe Beſorgniß ausgeſprochen, als plötzlich das eine der vier Wachslichter auf dem Tiſch erloſch, obwohl es noch im vollen Brennen begriffen geweſen. Die Königin hatte es ſogleich mit einer Art von Betroffenheit bemerkt, und als Madame Campan hineilte, um es wieder anzuzünden, verloſch in demſelben Augenblick auch das zweite Wachslicht, und unmittelbar darauf, wie nach einer geheimnißvoll beſtimmten Reihenfolge, auch das dritte.

Die Königin ergriff mit einer Anwandlung von Schrecken die Hand der Kammerfrau, und ſagte: „Das Unglück macht abergläubiſch, liebe Campan. Wenn jetzt auch noch die vierte Kerze ausgeht, ſo wird mich nichts abhalten, ein unheilverkündendes Vorzeichen darin zu ſehen.“

Kaum hatte Marie Antoinette dies Wort geſprochen, als auch das vierte Licht verloſch und eine völlige Dunkelheit ſich in dem Zimmer verbreitete. *)

*) Mémoires de Madame Campan. II. 38.

Im deutschen Reichstage stimmen 382 für Krieg, 142 für Frieden. Die Mehrheit ist also für Krieg. Der Kaiser ist für Krieg. Der Kanzler ist für Krieg. Der Kriegsminister ist für Krieg. Der Generalstab ist für Krieg. Der Kriegsrat ist für Krieg. Der Kriegsminister ist für Krieg. Der Kriegsminister ist für Krieg. Der Kriegsminister

werden dürfe. Das ſoll fortan das oberſte Geſetz aller meiner Handlungen ſein. Es wird mich gewiß richtig leiten, denn die Liebe iſt dabei im Spiele, die Liebe zu Frankreich, die mir über alle andern Intereſſen meiner Krone geht. Die Könige vor mir, welche auf dem Thron Frankreichs geſeſſen, ließen ſich zum Gegenſtand eines abgöttiſchen Cultus der Franzoſen machen. Ich will das Verhältniß umkehren, ich will Frankreich und die Franzoſen zum Gegenſtand meines inbrünſtigſten Cultus machen. Sollten die Franzoſen ſo vieler Liebe widerſtehen können? Und wir, werden wir dann nicht auch noch glücklich werden können, Marie?

Der König hatte ihre Hand mit einer zärtlichen Bewegung erfaßt, und drückte ſie an ſeine Lippen. Marie Antoinette war aber bei dieſer an ſie gerichteten Frage wie erſchrocken zuſammengebebt. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrem heftig auf- und niederwogenden Buſen. Dann ſagte ſie, leiſe ihr ſchönes Haupt ſchüttelnd: Nein, nein, mein Gemahl! Wir werden dadurch auch nicht glücklich werden. Die Franzoſen zu lieben, iſt eine unglückliche Liebe. Man ſetzt Alles dabei zu, was man noch an Heiterkeit, Vertrauen und Jugend in ſeinem Herzen hat. Die Liebe zu Frankreich hat mich ſchon alt gemacht, und ſie wird uns das Leben koſten. Sollten wir nicht glücklicher werden können, wenn wir es mit dem Haß verſuchen? Vergelten wir Haß mit Haß, Mißtrauen mit Mißtrauen, Gewalt mit Gewalt!

Ich weiß es, daß Ihr ſo denkt, entgegnete Ludwig XVI., indem plötzlich ein tiefer Ernſt ſein ſinnendes, leicht zu einem melancholiſchen Ausdruck neigendes Geſicht überſchattete. Ihr ſeid im Grunde der Meinung meiner Miniſter geweſen. Aber diesmal, Marie Antoinette, mußte ich meiner Anſicht

Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.

Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.

Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.

Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.
Mein Kind, bete du, und sei ein Christ. Matth. 19, 14.

ſich zugleich der ſchwerfällige und linkiſche Ausdruck aus, der ſeiner Perſon ſo leicht ein ungünſtiges Anſehn zu geben pflegte. Das Haar hing ihm in wilder Unordnung über die Stirn herab.

So ſtreut auch ſeit einiger Zeit die wüthende Parteilüge allerlei Abgeſchmacktheiten von mir aus! rief er mit einem bittern, rauhen Ton ſeiner Stimme. Man ſagt mir ſogar nach, daß ich den Saal der Nationalverſammlung hätte mit Pulver unterminiren laſſen, um demnächſt die ganze Geſchichte in die Luft zu ſprengen!

Verzeihen Ew. Majeſtät, wenn ich um die Gnade bitte, eine Bemerkung machen zu dürfen! ſagte Madame Campan, die ſeit dem Eintritt des Königs noch an der Thür des Cabinets ſtehen geblieben war.

Nachdem ihr der König zugenickt hatte, fuhr ſie fort: Ich wollte mir nur erlauben, zu ſagen, daß ich geſtern mit einem Abgeordneten aus Havre, Herrn Bégouin, zuſammen ſoupirt habe. Herr Bégouin iſt zwar ein Abgeordneter des dritten Standes, aber durchaus ein Ehrenmann, wie ich den Majeſtäten betheuern kann. Er verſicherte mich, daß es höchſt achtbare Perſonen gebe, welche der Meinung wären, daß ein ſo entſetzliches Mittel nur wider Wiſſen und Willen Euerer Majeſtät an die Hand gegeben ſein könne.*)

Aber er glaubte doch an dieſen Wahnwitz, Euer ehrenwerther Herr Bégouin? rief der König in der größten Erregung. Nun gut, wenn ſolche tugendhaften Ehrenmänner aus der Provinz daran glauben, und nicht über die haarſträubende Widerſinnigkeit eines ſolchen Mährchens lieber außer ſich gerathen, dann werde ich ſchon etwas zu meiner Rechtfertigung thun

*) Mémoires de Mad. Campan II. ch. 14.

müſſen. Ja wohl, morgen in der erſten Frühe, noch ehe der Hahn gekräht hat, werde ich den ganzen Fußboden des Saals aufnehmen und durchgraben und durchwühlen laſſen, damit ſich zeige, wie die Verläumdung abermals ihr Pulver gegen uns verſchoſſen hat. —

Allmählig wurde der König wieder ruhiger. Indem er einen Blick auf die Königin warf, deren hohe, glänzende Geſtalt auch von dem Schmerz, der ſie wie mit einem trüben Wolkenſchleier umfloß, nicht gebeugt ſchien, ſondern in allem ihrem Liebreiz zu ihm hinüberſchimmerte, kehrte plötzlich die milde freundliche Haltung ſeines Weſens und jener brave, herzensgute Ausdruck, der in ſeinem Charakter der hervorſtechende war, wieder zurück.

Er trat zu ihr hin, und ſie bei der Hand ergreifend, ſagte er mit einem neckenden Ton, den er auf eine ſehr angenehme Weiſe in der Gewalt hatte: Und wie, in Ew. Majeſtät Dienſten kommt es vor, daß man mit Abgeordneten des dritten Standes ſoupirt? Wenn das im Hofſtaat der ſtrengen Königin zuläſſig iſt, muß es mit dieſem Tiers-Etat gar nicht ſo übel ſtehen, und ich brauche wohl nun nicht zu bereuen, Majeſtät, daß ich die doppelte Vertretung dieſes Standes angeordnet habe?

Marie Antoinette warf ihm einen unbeſchreiblich lächelnden Blick zu, der die verſtohlene Thräne, die in ihrem Auge ruhte, wunderbar überglänzte.

Dann ſagte ſie mit naiver Wehmuth: Wie glücklich war ich doch, als ich noch nicht wußte, daß es auch einen dritten Stand in dieſer Welt giebt! Ich haſſe dieſe ſogenannte Nationalverſammlung, die mich ſchon ſo viel Thränen gekoſtet hat, auch darum ſo ſehr. Denn iſt ſie es nicht eigentlich, die den dritten Stand uns ſo recht zum Tort erfunden zu haben ſcheint?

Es ſind dadurch Kämpfe angezettelt worden, die einen immer verwegeneren Sinn entfalten, und deren Loſung doch nur gegen die Krone von Frankreich ſchlägt!

Dieſe Kämpfe treten uns allerdings ſehr gefährlich nahe, erwiederte der König nach einigem Nachſinnen. Aber ſie haben ihre natürliche Urſache, die man ehren und anerkennen muß. Der Adel hat ſeine Vorrechte gemißbraucht und iſt ſeinem Beruf, ein glänzendes Vorbild aller Tugenden im Lande zu ſein, ſchlecht nachgekommen. Der Adel hat den ſittlichen Beſtand der Monarchie gefährdet, und es war um den Thron her eine Verwilderung ausgebrochen, die ſeine innerſten Grundlagen zu erſchüttern drohte. Das Volk hat davon ebenſo gelitten, als der Thron. Die Monarchie braucht daher das Volk nicht zu fürchten, ſondern ſie ruft daſſelbe gewiſſermaßen zu ihrem eigenen Beiſtande herbei. Der dritte Stand ſoll die wahre Stütze der Krone werden, indem er ſein eigenes Recht findet. Wir vermeiden den Bürgerkrieg, wenn Adel und Volk miteinander tagen. Und der Clerus, wenn er ſeinen Beruf erfüllen will, wird ſich dem Volke ebenſo innig zugeſellen müſſen, als es der Thron zu thun Willens iſt. Dazu iſt uns Allen die gute Gelegenheit durch dieſe Verſammlung geboten worden. Und ſollte es nicht gelingen können? Wozu iſt es nöthig, daß giftiges Unkraut unter dieſe hoffnungsreich gedeihende Frucht geſäet werde?

Ihr habt ein ſo großes und gutes Herz, mein Gemahl! ſagte die Königin mit einer ſanften Stimme. Aber wenn Ihr Euch in dieſer Verwickelung, die uns ſchon über den Kopf zu wachſen anfängt, von Eurem guten Herzen leiten laſſen wollt, ſind wir ſicherlich verloren. Ew. Majeſtät will Engliſch regieren, und das entſpricht in der That der ſchönen Großmuth Euerer Seele, aber ich glaube, die engliſche Conſtitution

paßt für die Franzoſen nicht. Ich bin darum froh, daß wir Necker losgeworden ſind, denn mehr oder weniger ſtrebte er in Euerer Majeſtät Rath dahin, die engliſche Verfaſſung in Frankreich einzuführen. Ich habe darin einen ganz andern Sinn. Mein erſter Grundſatz iſt der, daß man mit ſeinen natürlichen Feinden keinen Bund ſchließen darf. Und was iſt eine ſolche Conſtitution anders, als daß Feinde ſich Freundſchaft lügen ſollen? Mein hoher Freund und Gemahl, Ihr wißt, daß ich immer eine Freundin der Freiheit geweſen. Nahm ich mich nicht einſt ſelbſt bei Dir der verbannten Parlamente an? Aber jetzt ſteht etwas Anderes auf dem Spiele, als blos das Recht der Stände anzuerkennen. Die Feinde des Throns haben heut die Maske des dritten Standes angelegt, und dringen unter derſelben bereits bis an unſere eigenen Perſonen vor. Es gilt einen großen, einen offenen Kampf, und wir müſſen Widerſtand leiſten gegen das Schickſal, wenn es uns nicht hinwegreißen ſoll von unſerem Platz!

Der dritte Stand iſt nicht der Feind des Throns, ſagte Ludwig XVI. nach einer ſtummen Pauſe. Ich kenne dieſe Leute, ich habe mir in früherer Zeit oft Gelegenheit geſucht, ſie zu beobachten und mit ihnen zu ſprechen. Die Arbeit iſt der wahre Segen dieſes Standes. Dadurch entſteht ein frohes Bewußtſein der eigenen Kraft, das ſich zugleich mit einer Ehrfurcht vor den Rechten des Andern verbindet.

Euere Majeſtät haben noch nicht vergeſſen, daß Sie einſt als Dauphin das Schmiedehandwerk erlernt haben, verſetzte Marie Antoinette mit einem Lächeln, welches von der Erregung des Augenblicks einen ſeltſamen Schimmer angenommen hatte. Daher iſt es gekommen, daß Sie Sich eine liebenswürdige Phantaſie daraus gemacht haben, in der arbei-

tenden Klasse ein besonderes Wesen zu sehen, das wir Andern nicht zu entdecken vermögen.

Ich denke noch mit Vergnügen an die schöne Zeit zurück, sagte der König träumerisch sinnend. Ja, ich vertraute den Handwerkern, die im Schlosse und in den Gärten waren, und denen ich dann stundenlang bei ihrer Arbeit zusah, oft mehr, als allen vornehmen Herren vom Hofe. Wie glücklich war ich, wenn ich den Arbeitern in irgend etwas beistehen durfte, und ihnen helfen konnte, einen schweren Stein oder Balken fortzuschaffen.*) Dann lernte ich selbst das Schmiedehandwerk, und Gamin behandelte mich wahrhaftig strenge genug, wie man nur einen Lehrling in der Werkstatt behandeln kann. Es hat mir aber genützt, denn es kam mir oft vor, als wenn ich recht tüchtig und strenge danach würde, und als könne noch mal an mir in Erfüllung gehen, was ich mir in seltsamen Jugendträumen oft gewünscht, nämlich daß man mich Ludwig den Strengen in Frankreich nennen möchte. Denn es war mein Jünglings-Ideal, daß ich der Lascivität des alten Hofes gegenüber einst als der Strenge befunden würde.

Es hat Eurer Majestät etwas genützt, sagte die Königin mit einiger Innigkeit. Aber den Händen Eurer Majestät schadete es, denn sie wurden von dieser Arbeit so stark geschwärzt, daß sie nur selten wieder auf ihre natürliche Weiße zurückgeführt werden konnten. Ich nannte meinen Herrn und Gebieter damals oft „meinen Gott Vulcan."

Glaubt Eure Majestät, daß ich dies jemals vergessen hätte? fragte der König mit einem glücklichen Lächeln. Oh, damals waren wir hoffnungsfroh, und

*) Soulavie II. 41.

weil wir uns liebten, vertrauten wir auch der Welt um uns her, und glaubten, daß sie einst in die schönste Harmonie mit uns treten werde. Seitdem ist es uns immer schwerer gemacht worden, an unsern guten Stern zu glauben.

Woran soll man noch glauben, wenn unser guter Stern erlischt, wie mir vor Kurzem jene Wachskerzen erloschen sind? sagte Marie Antoniette mit einem leisen Klageton. Aber nun gute Nacht, mein bester Freund. Die Mitternachtsstunde ist vorüber, und ein stärkender Schlummer ist Dir ein Bedürfniß. Wer weiß, wie rauhe Stürme Dich morgen wecken werden, mein königlicher Dulder!

Wenn ich Dich morgen so schön, wie heut, wiedersehe, giebt es keine Stürme für mich, entgegnete der König mit einer zärtlichen Umarmung. Dann trennten sie sich rasch. Ludwig XVI. begab sich in seine Appartements zurück, während die Königin sich von ihrer Kammerfrau in ihr Schlaf-Cabinet geleiten ließ. —

Der König war auf seinem Lager sogleich in einen tiefen Schlummer versunken. Kaum aber hatte er einige Stunden geruht, als er an seinem Bett etwas rauschen hörte, was offenbar mit der Absicht, ihn zu wecken, geschah. Der König erkannte seinen Kammerdiener, der, mit den Zeichen der größten Unruhe und Bestürzung in seinem Gesicht, den Herzog von Liancourt, den grand maitre de la garderobe Seiner Majestät, anmeldete, der im Vorzimmer erschienen sei und Zutritt zu dem Könige in einer dringenden und unaufschiebbaren Angelegenheit begehre.

Der König schrak einen Augenblick zusammen und sann nach. Dann aber erhob er sich mit einer raschen und energischen Bewegung von seinem Lager, und befahl dem Kammerdiener, ihn sofort anzukleiden.

Nachdem dies mit großer Eile geschehen war, ließ der König den Herzog von Liancourt in das anstoßende Zimmer eintreten, wo er ihn empfangen wollte.

Als der König jetzt in der äußersten Spannung heraustrat, sah er den Herzog, dessen große Ergebenheit für die Person Ludwigs XVI. bekannt war, mit einem bleichen, verstörten Gesicht und zitternden Gliedern vor sich stehen.

Was ist vorgefallen, mein Freund? fragte der König in athemloser Hast.

Sire, entgegnete der Herzog von Liancourt mit gedämpfter Stimme, im Vertrauen auf mein Amt, welches mir den nächsten Zutritt zu Ihrer Majestät gestattet, habe ich es übernommen, eine Kunde zu überbringen, die jetzt so bestätigt eingetroffen, und die so bedeutend und schreckensvoll ist, daß es ein Frevel wäre, das Geschehene noch länger Ihrer Entscheidung entziehen zu wollen.

Sie sprechen von Ereignissen in der Hauptstadt? fragte der König, leise zurückbebend.

Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät noch nicht benachrichtigt wären, fuhr der Herzog fort. Und doch hat sich im Laufe des gestrigen Tages das Entsetzlichste in Paris zugetragen. Das General-Commando der Armee hat es nicht gewagt, Eurer Majestät und Ihrem Cabinet irgend einen Bericht zu erstatten. Daß das aufrührerische Volk mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt und erobert hat, wußte man hier in Versailles gestern bei Anbruch der Nacht. Soeben aber empfange ich einen Courier aus Paris, und diese Nachrichten bewahrheiten sich im schrecklichsten Umfange. Sire, ich hielt mich als getreuer Diener der Krone für verpflichtet, das Schweigen zu brechen, welches Ew. Majestät bisher

gehindert hat, klar zu sehen und nach dieser Klarheit zu handeln. In Paris ist nicht nur die Bastille vom Volke gestürmt worden, sondern es haben auch wahrhaft schaudervolle Verbrechen und Mordthaten stattgefunden. Die blutigen Köpfe von Delaunay und Flesselles wurden von rasenden Volkshaufen auf Piken durch die Stadt getragen. Ein Theil der Besatzung der Bastille ist jämmerlich niedergemetzelt worden. Mehrere der ehrwürdigen Invaliden, welche die Festung behütet, hat man an den Laternenpfählen aufgehängt gefunden. Sämmtliche französische Garden sind von ihrem Herrn und König abgefallen, und zu dem Volke übergegangen. Auch in den übrigen Regimentern hat der Treubruch einzudringen begonnen. Das kampffertige Volk, welches in den Straßen von Paris lagert, wird auf zweimalhunderttausend Köpfe geschätzt. Man befürchte noch in dieser Nacht eine Gewalterhebung der ganzen Bevölkerung von Paris!

Der König hatte aufrechtstehend in einem stummen und trüben Hinbrüten zugehört. Sein Gesicht war bleich geworden, aber seine Miene erschien ganz unbeweglich, wie seine Gestalt.

Das ist also eine Revolte! sagte Ludwig XVI. nach einer Pause, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend.

Nein, Sire, erwiederte der Herzog, das ist eine Revolution!*)

Die Königin hat Recht gehabt, sagte der Monarch dann leise zu sich selbst. Ich habe die Zeit zum Handeln vorübergehen lassen. Und jetzt würden schon Meeresströme von Blut nöthig sein, um das herangewachsene Unheil zu bedecken. Aber mein Entschluß

*) Weber Mémoires I. 385.

ist gefaßt. Es soll das Blut der Franzosen nicht vergossen werden.

Sire, rief Liancourt mit einer feierlichen Bewegung, das Heil Frankreichs und der Königlichen Familie liegt in diesem Ausspruch Euerer Majestät. Ich darf und muß freimüthig sein in dieser Stunde. Die größte Gefahr ist da, wenn Eure Majestät den treulosen Rathschlägen Ihrer Minister folgen. Wie segne ich diesen Augenblick, der mir vergönnt, Euerer Majestät allein gegenüberzustehen und ausschließlich an Euerer Majestät eigenes Urtheil und an Ihr Herz mich wenden zu dürfen. Sire, der Geist der aufrührerischen Hauptstadt wird reißende und ungeheure Fortschritte machen. Ich beschwöre Sie, erscheinen Sie noch heut in der Nationalversammlung, und sprechen Sie das Wort des Friedens in derselben aus. Ihr Erscheinen wird Wunder thun, es wird die Partheien entwaffnen, und unsere Versammlung zur treuesten Bundesgenossin der Krone machen.

Der König sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. Das edle, jugendliche Feuer, in welches der würdige Herzog gerathen war, schien für den König etwas Rührendes zu haben. Er reichte ihm die Hand und drückte dieselbe innig in der seinigen. Dann sagte er sanft: Ihr seid selbst eines der einflußreichsten Mitglieder dieser Nationalversammlung, Herr Herzog. Könnt Ihr mir Euer Wort geben, daß mein persönliches Erscheinen so angesehen werden wird, wie ich es im Interesse der Krone und zum Wohle Frankreichs wünschen muß?

In diesem Augenblick drang der erste Strahl des sonnig aufgehenden Morgens in das Gemach und überstrahlte das erbleichende Kerzenlicht, welches bisher in demselben geherrscht hatte.

Die Versammlung sehnte sich jeden Tag und jede

Kanäle und von Blutgefäßen, deren Wandung, und Blutkörperchen, welche in ihnen enthalten sind. Die Kanäle sind mit einer Flüssigkeit gefüllt, welche Eiweiß enthält und Lymphe genannt wird. Sie ist farblos und enthält keine Blutkörperchen. Die Blutgefäße sind mit Blut gefüllt. Das Blut besteht aus einer Flüssigkeit, welche Eiweiß enthält und Blutplasma genannt wird, und aus Blutkörperchen. Diese sind rot und weiß. Die roten Blutkörperchen sind kleine, runde Scheibchen. Sie enthalten Eisen und geben dem Blute seine rote Farbe. Die weißen Blutkörperchen sind größer als die roten. Sie sind farblos und haben keine bestimmte Gestalt. Sie können sich bewegen, wie kleine Tierchen. Sie können durch die Wandung der Blutgefäße hindurchkriechen. Sie können auch durch die Wandung der Kanäle hindurchkriechen. Sie können sich in der Lymphe bewegen. Sie können sich in den Kanälen bewegen. Sie können sich in den Blutgefäßen bewegen. Sie können sich in dem Blute bewegen. Sie können sich in dem Blutplasma bewegen. Sie können sich in dem Eiweiß bewegen. Sie können sich in dem Eisen bewegen. Sie können sich in dem Blutkörperchen bewegen. Sie können sich in dem Blutgefäß bewegen. Sie können sich in dem Kanal bewegen. Sie können sich in dem Lymphe

tief gegen den König verneigend, der mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig und würdevoll dastand.

Ich bitte meine Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, mich heut Morgen in die Versammlung der Generalstände zu begleiten! sagte der König mit einem festen Ton. Ich will mich dort hinbegeben, um der Versammlung die von mir beschlossene Zurückziehung meiner Truppen anzukündigen. Damit werde ich ihr meinen entschiedenen Willen kundthun, sie das Werk ihrer Berathungen in Frieden vollenden zu lassen, denn ich habe keinen höheren Zweck, als durch sie über den Willen der Nation klar zu werden.

Der Graf von Artois trat entsetzt einen Schritt zurück. Auf seinem lebhaften, leichtfertigen Gesicht trat der scharfe satirische Zug hervor, der dem Charakter des Prinzen besonders eigen war. Anders stellte sich Monsieur dar, der, nach den Worten des Königs, sich demselben rasch genähert hatte, um ihm zustimmend und mit freundlicher Bekräftigung die Hand zu drücken.

Der Schritt Euerer Majestät wird gewiß durch die Umstände geboten und kann versöhnlich wirken, sagte der Graf von Provence. Ew. Majestät wissen, daß ich, obwohl aus Grundsatz ein Anhänger der einfachen und absoluten Macht des Thrones, doch im vorigen Jahre schon für die Verdoppelung des dritten Standes mich ausgesprochen habe. Es sind einmal außerordentliche Zeiten eingetreten. Die Geschichte scheint alte Experimente machen zu wollen, und man muß das Volk scheinbar gewähren lassen. Es kommt dann um so sicherer wieder auf den Punkt zurück, auf dem es sich wie von selbst in den Gehorsam hineinrettet.

Nachdem der geistreiche Monsieur diese Worte

gesprochen, ließ sich draußen im Vorsaal eine Bewegung vernehmen. Man hörte lebhafte Schritte und viele Stimmen. Bald darauf wurde die Thür des Gemachs geöffnet, und die Königin Marie Antoinette, begleitet von mehreren Personen, die zu ihrer vertrauten Umgebung gehörten, trat in sichtlicher Aufregung ein.

Ew. Majestät wissen, was geschehen ist? fragte sie den König mit bleichem Gesicht und Thränen in den Augen, indem sie ungestüm seine Hände ergriff.

Es wird Alles wieder gut werden, sagte der König mit sanfter Würde. Es wird uns das schon helfen, daß wir uns bis jetzt noch nichts vorzuwerfen haben. Mein Entschluß ist, heut selbst in die Nationalversammlung zu gehn, und ihr ein Zeichen meines persönlichen Vertrauens zu geben, indem ich ihr die Zurückziehung meiner Truppen aus Paris und Versailles ankündige.

Die Königin blickte ihren Gemahl mit dem höchsten Erstaunen an. Dann ließ sie wie erstarrt seine Hand fahren, und stand, das schöne Haupt in ihre Hand gestützt, mit einem tiefen schmerzlichen Ausdruck da.

Ew. Majestät stempeln dadurch die Revolution zu einer unwiderruflichen Thatsache, sagte sie dann, indem sie langsam die Augen zu ihm aufschlug. Und es betrübt mich, Sire, daß Sie noch wieder den Fuß in eine Versammlung setzen wollen, zu deren Mitgliedern so viel abscheuliche und feindselige Menschen gehören, und an welcher der im vorigen Monat gefaßte Beschluß, sie aufzulösen, längst hätte ausgeführt werden müssen!

Sollte die Versammlung in der That so viele abscheuliche Mitglieder haben? fragte der König mit seinem gutmüthigen Lächeln. Ich sehe aber auch hier zwei höchst liebenswürdige Mitglieder dieser Versamm-

lung vor mir, deren Anblick mir wahrhaft Muth macht, dort einzutreten. Da ist mein alter treuer Freund, der Herzog von Liancourt, und im Gefolge Euerer Majestät selbst der wackere Graf de la Marck, den ich herzlich willkommen heiße.

Der König schritt bei diesen Worten mit freundlicher Auszeichnung auf einen Cavalier zu, der im Gefolge der Königin eingetreten war und durch eine schlanke, hohe Gestalt wie durch einnehmende und glänzende Manieren hervorragte. Es war der Graf de la Marck, Prinz von Arenberg, ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, der in der Gesellschaft des französischen Hofes eine sehr angesehene und beliebte Stellung behauptete. Er gehörte einer vornehmen Familie an, die, aus Brüssel stammend, dem österreichischen Kaiserhause die größten Dienste geleistet, und so war er, nachdem er eine frühere militairische Laufbahn beendet, mit besonderen Empfehlungen der Kaiserin Maria Theresia versehen, in demselben Augenblick an den französischen Hof gekommen, wo Marie Antoinette als Dauphine zuerst in Frankreich anlangte.

Nicht wahr, Herr Graf de la Marck, ich darf auf einiges Wohlwollen bei Ihren Collegen in der Nationalversammlung rechnen? fragte der König mit einem liebenswürdigen Ausdruck.

Sire, erwiederte der Graf mit seiner vollendeten Hofmannsmanier, ich kenne in der bunt zusammengewürfelten Versammlung doch keinen einzigen, der fähig wäre, dem unmittelbaren Wort des Monarchen und der darin gespendeten Gnade sein Herz zu verschließen. Der Adel, auf dessen Seite ich sitze, wird sich dadurch in seiner Treue bestätigt finden, die Geistlichkeit wird Gott danken für die Offenbarung der königlichen Autorität, die den Frieden bringt, und

der Tiers-Etat wird sich überrascht eingestehen müssen, daß alles Heil nur aus den Händen des Monarchen kommt.

Aber gerade der Tiers-Etat hat an seiner Spitze schlimme Köpfe, wie den Grafen Mirabeau? sagte die Königin mit einer fliegenden Hast.

Graf Mirabeau ist wohl nicht so schlimm, entgegnete de la Marck lächelnd. Ich hoffe sogar, daß er noch einst die größte Stütze des Königthums in Frankreich sein wird.

Ich habe immer eine unerklärliche Angst und Abneigung vor dem Grafen Mirabeau gehabt, wo und wie ich ihn auch nennen hörte, sagte die Königin mit einer eigenthümlichen Beklommenheit. Warum haben Ew. Majestät nicht geruht, ihn durch eine Gesandtschaftsstelle, die er gern in Constantinopel oder an irgend einem fernen Ort angenommen haben würde, von hier wegzuschicken?

Ich darf nicht im Einzelnen mit meinen Gegnern unterhandeln oder fechten, sagte der König ruhig. Es wäre sonst wie ein Duell, in welches die Krone mit den Individuen sich einließe. Aber mich dünkt, die Zeit naht heran, wo wir uns in die Versammlung begeben werden. Die königlichen Hoheiten, der Graf von Provence und der Graf von Artois, wollen mich begleiten. Ich beauftrage den Herzog von Liancourt, sich voran in den Saal des Menus zu begeben, und der Versammlung unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung anzuzeigen, daß wir sofort in Person dort erscheinen werden.

Der König entließ darauf sämmtliche Anwesende. Die Königin nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, der ihrer ungemein bewegten Stimmung entsprach. Sie hatte ihren königlichen Gemahl noch nie in einer so entschiedenen und zuversichtlichen Haltung gesehen,

und fast hätte sich bei seinem Anblick ein neues Vertrauen in ihre beengte Brust geschlichen. Aber in demselben Augenblick drangen schon wieder alle ihre Zweifel und Sorgen dazwischen, und traurig, mit gesenktem Haupt begab sich die Königin von dannen.

In der früh eröffneten Sitzung der Nationalversammlung hatten inzwischen schon stürmische Verhandlungen über die neuen Schritte, welche man bei dem Monarchen unternehmen wollte, begonnen. Nach der Verlesung mehrerer Entwürfe zu einer Adresse an den König hatte sich Mirabeau plötzlich erhoben, um den Schwall unnützer Phrasen, der ihm nicht länger erträglich dünkte, mit der ganzen unwiderstehlichen Macht seines Wesens zu unterbrechen.

Er war auf die Tribüne geeilt, und die gewaltigen, zürnenden Blitze seiner Augen leuchteten seinen Worten voran. In der Versammlung, die heut stürmischer wie je in sich selbst erregt war und die bis dahin in ihren geheimsten Gründen gezittert und getobt hatte, trat plötzlich ein lautloses feierliches Stillschweigen ein. Man wies jeden flüsternden halben Ton, der sich noch in einem fernen Winkel des Saals gehen lassen wollte, mit einem donnernden Zuruf zur Ruhe.

Nachdem Mirabeau noch eine Minute lang die Versammlung unter seinen auf ihr ruhenden Blicken geordnet und bewältigt hatte, begann er mit einer Stimme, deren metallene Klangfülle tief und unabweislich in das Ohr seiner Hörer einschlug: „Herr Präsident, sagen wir dem König doch nichts weiter, als daß die fremden Horden, von denen wir umstellt sind, gestern den Besuch der Prinzen und Prinzessinnen, der Favoriten und Favoritinnen, und ihre Liebkosungen und ihre Ermahnungen und ihre Geschenke empfangen haben! Sagt ihm, daß diese fremden

Kaufleuten, aufgehoben war. Man sah Mich, als einen Menschen, der sich in Gefahr begeben hatte, und der sich nicht mehr zu helfen wußte, und der sich nur durch Gewalt und Tapferkeit retten konnte. Ich hatte Mich selbst dafür gehalten. Ich dachte, Ich wäre im Stande, Mich mit Gewalt durchzuschlagen, und Ich hatte Mich auch dazu gerüstet. Als Ich aber sah, daß Mir Niemand Widerstand that, daß Mir Niemand Mich aufhalten wollte, daß Mir Niemand Mich angriff, daß Mir Niemand Mich beschimpfte, daß Mir Niemand Mich verspottete, daß Mir Niemand Mich verhöhnte, daß Mir Niemand Mich verlachte, daß Mir Niemand Mich verachtete, daß Mir Niemand Mich verfolgte, daß Mir Niemand Mich verjagte, daß Mir Niemand Mich verstieß, daß Mir Niemand Mich verwarf, daß Mir Niemand Mich verdammte, daß Mir Niemand Mich verurtheilte, daß Mir Niemand Mich verdräng

einzelne Gruppen, die dann umherstanden, um sich über dieses unerwartete Ereigniß auszusprechen, und im Voraus zu verständigen. Nur wenige der Abgeordneten schienen sich einer aufrichtigen Freude darüber hingeben zu wollen, und erwähnten mit Dankbarkeit den Namen des Königs, welcher jetzt den Wünschen der Nation entgegenkommen wolle. Bei der demokratischen Partei sah man fast nur verblüffte und mißvergnügte Gesichter. Der Herzog von Orléans stand mit Sièyes und Latouche in einem entfernten Winkel des Saals, und den finstern Blicken und heftigen Gebärden, mit denen sie sich unterredeten, sah man es an, daß ihr Aerger wie ihre Unschlüssigkeit den peinlichsten Grad erreicht hatten. Man schien sich vorzuwerfen, daß man es so weit habe kommen lassen, und daß man nicht eine entscheidende Unternehmung gemacht, die jeder Versöhnung zwischen dem König und dem Volk in den Weg getreten wäre. Noch bedenklicher und schmerzlicher sahen die Mienen bei dem Adel und der Hofpartei aus. Man bezeichnete auf dieser Seite das bevorstehende Erscheinen des Königs als den verhängnißvollsten Moment, der bereits darauf hindeute, daß der König selbst seine treuen Freunde verlassen werde.

In der Mitte der Versammlung hatte sich heut, wie immer, eine große Anzahl von Mitgliedern der Clubs aus Paris und Versailles befunden, die sich seit einiger Zeit selbst in den inneren, für die Abgeordneten bestimmten Raum einzudrängen verstanden. Besonders war es der Club Breton, der damals seinen Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung zu gründen begann und zu diesem Zweck eigene Sendlinge aus seiner Mitte bestimmt hatte, die sich als stehende Besucher in derselben angesiedelt und durch ihren lebhaften Verkehr mit den Abgeord-

[illegible]

---

*) Montgay. VI. 129.
Mirabeau. IV.

auf eine Estrade geschoben, benutzte er nicht, sondern blieb aufrecht stehend, ohne jedes Ceremoniell, indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub.

Als er gleich zu Anfang sagte, daß der Chef der Nation, wie er sich nannte, sich mit Vertrauen in die Mitte ihrer Repräsentanten begeben, um ihnen seinen Schmerz über alles Vorgefallene zu bezeugen und sie zur Auffindung von Mitteln für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung aufzufordern, kündigte sich fast auf allen Gesichtern eine befriedigte Stimmung an.

Mit einem leiseren, fast demüthigen Ton ging der König dann auf die ausgesprengten Verdächtigungen ein, daß die Personen der Abgeordneten nicht sicher wären. Mit dem Ton eines redlichen Bürgers verwies er auf seinen „bekannten Charakter," der es überflüssig mache, einen so frevelhaften Verdacht zu entkräften. Ach! rief er aus. Ich bin es ja, der sich Euch anvertraut! Helft mir, unter so schwierigen Umständen das Heil des Staats zu befestigen! Ich erwarte es von der Nationalversammlung.

Dann fügte er mit einem Ton der rührendsten Güte hinzu: „Auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen zählend, habe ich den Truppen den Befehl ertheilt, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Zugleich fordere ich Sie auf und ermächtige Sie, diese meine Anordnungen der Hauptstadt kundzuthun."

Der König schloß jetzt seine Rede, die, schon von unzähligen Ausrufungen der Freude und des Enthusiasmus unterbrochen, am Schluß mit einem lauten jubelnden Ausbruch der allgemeinen Begeisterung begleitet wurde. Nachdem der Erzbischof von Vienne mit einigen Worten den Dank der Versammlung ausgedrückt, schickte sich der König an, den Saal zu verlassen. In demselben Augenblick erhoben sich sämmt-

ſche Anweſende, um den Schritten des Königs zu folgen. In ſchweigender Ordnung, gruppirte ſich die ganze Nationalverſammlung zu einem Gefolge des Königs, und begleitete ihn auf die Straße hinaus.

Der König wollte zu Fuß nach dem Schloſſe zurückkehren. Hinter ihm ſchritt die Nationalverſammlung in bewegten, freudigen Reihen. Die hinreißende Bedeutung des Augenblicks ſchien ſelbſt die Mißwilligſten und Abgeneigteſten überwunden zu haben. Eine unendliche Volksmaſſe, die vor der Thür des Saals geſtanden, und auf den Ausgang des unerhörten Ereigniſſes gebarrt, und die jetzt plötzlich den König in der Mitte der ganzen Nationalverſammlung einherſchreiten ſah, ſchloß ſich dem Zuge in jauchzender Entzückung und mit unaufhörlichem Jubelgeſchrei an. Die Rufe: Es lebe der König! Es lebe die Nation! vermählten ſich zu einem wunderbar harmoniſchen Einklang, der weithin die Luft durchzitterte. Auf der Place d'armes ſtanden die Gardes du Corps, die Schweizer und die franzöſiſchen Garden ſchlagfertig aufgeſtellt. Aber auch ſie wurden von dem allgemeinen Freudenrauſch ergriffen, als ſie jetzt die nie erblickte Prozeſſion ſich heranbewegen ſahen. Die Rufe, welche heut die glückliche Vereinigung des Königs mit ſeinem Volke feierten, begegneten ſich jetzt mit dem ſchmetternden Klang der Fanfaren und den Wirbeln der Trommeln und Trompeten, die mächtig und feſtlich emporrauſchen.

Auf dem großen Balcon des Schloſſes von Verſailles ſtand die Königin, welche die Rückkehr des Königs erwartete. Die tauſendſtimmigen Rufe für Ludwig XVI. und die Nation hatten Marie Antoinette, die in trübem, ahnungsvollem Sinnen und Harren in ihrem Cabinet zurückgeblieben war, auf den Balcon hinausgelockt. Sie hielt den Dauphin in ihren Armen

und die kleine Madame an der Hand. Ihre Augen, von denen eben die schweren Schleier unendlicher Traurigkeit gewichen waren, richteten sich jetzt mit einem aufflammenden Glück auf die unübersehbare jauchzende Volksmenge, welche sich den Zugängen und Höfen des Königsschlosses näherte, und an deren Spitze sie mit zärtlicher Freude ihren Gemahl, den König, mit einem Ausdruck von Heiterkeit, wie sie ihn lange an demselben nicht gesehn, erkannte.

Marie Antoinette sieht heut wieder glücklich aus! sagte Mirabeau zu dem Abbé Sièyes, an dessen Seite er im Zuge einhergegangen war. Sie zeigt ihren Dauphin von dem Balcon herab dem Volke, und das schmerzverklärte Lächeln einer Madonna umstrahlt das schönste Antlitz, das man jemals gesehen!

Aber das Volk, noch eben aus voller Seele jauchzend, verstummt, sobald es die schöne Königin erblickt, versetzte Sièyes. Und die Idylle auf dem Balcon beginnt sich doch noch liebenswürdiger auszurunden. Seht, da kommen noch die beiden jungen Prinzen hinzu, und langen zu dem kleinen zappelnden Dauphin hinauf, um ihn zu herzen und zu umarmen. Aber das Volk beißt nicht auf diese Rührung an, und keine Hand erhebt sich zum Klatschen. Man sieht, die Stellung der Königin ist unwiederbringlich verloren.

Nein! erwiederte Mirabeau mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die Königin muß erhalten bleiben, wie es auch kommen möge! Ich sehe jetzt, daß der Abbé Sièyes in der That ein Weiberhasser ist, wofür er immer gegolten. Aber betrachtet diese Königin! Aus ihren Augen scheint ein stillglühender Brillanttropfen, der ein immer innigeres Feuer entwickelt, bis herunter in die Volksmassen zu dringen und an denselben leuchtend haften zu bleiben. Selbst ein Stein würde sich jauchzend dehnen, um diese Strahlen in sich auf-

gaben an Ehren. Der im russischen Heer stark vertretene Adel stellte sich ebenfalls in den Dienst der Sache und trug viel zur Hebung des Heeres bei.

Die Tapferkeit der russischen Soldaten war bekannt. Sie hatten sich in den Kriegen gegen Napoleon I. und gegen die Türken glänzend bewährt. Ihre Ausdauer und Zähigkeit war sprichwörtlich geworden. Ihre Führer waren meist tüchtige Offiziere. Nicht selten hatte sich Kaiser Nikolaus I. selbst an die Spitze seiner Truppen gestellt. Er war ein Soldat durch und durch. Seine Liebe zum Heer war groß.

Trotzdem war das russische Heer im Krimkrieg nicht imstande, den Sieg davonzutragen. Es war zu schwerfällig, zu unbeweglich. Es fehlte ihm an Waffen und an Munition. Es fehlte ihm an Ärzten und an Pflegern. Es fehlte an Lebensmitteln. Es fehlte an allem. Es war ein Heer, das nicht mehr in die Zeit paßte. Es war ein Heer, das nicht mehr in die Zeit paßte. Es war ein Heer, das nicht mehr in die Zeit paßte.

Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien, die sich anschickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlassen. Ludwig XVI. war den Beängstigungen seines Bruders, des Grafen von Artois, selbst mit dem Rath entgegengekommen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen und im Auslande eine hoffentlich bald eintretende ruhigere und glücklichere Zeit für seine Rückkehr zu erwarten. Die übrigen Prinzen, obwohl sie von der Volkswuth nicht so bedroht waren, wie der Graf von Artois, dessen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten sich, mit Ausnahme von Monsieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieser Flucht angeschlossen. Am andern Tage folgten ihnen zunächst die neuen Minister, die, dem Andringen der Nationalversammlung jetzt nachgebend, die Entlassung von ihren Stellen bei dem König eingereicht, sich aber dann nicht mehr für sicher in der Nähe der noch von unberechnenbaren Stürmen erfüllten Hauptstadt gehalten hatten.

Der König beschloß an diesem Tage die Zurückberufung Neckers. Die neue vertrauungsvolle Stimmung, welche sich in dem Herzen Ludwigs XVI. zu erheben begonnen, suchte sich in diesem Zugeständniß, das er dem Volkswillen machen wollte, einen Ausdruck zu geben. Doch geschah dies Alles in der zitternden Hast, welche den König befallen und in der er gern Alles hingegeben und zum Bettler geworden wäre, wenn er unter dieser Bedingung der alle Menschen beglückende König hätte sein können. In dieser Stimmung stieg auch der Vorsatz in ihm auf, sich in die Hauptstadt zu begeben und dort auf die noch fluthenden Wogen der Revolution seine redliche, den Sturm beschwörende Hand zu legen. Den ganzen Tag über berieth er sich mit der Königin über diesen Schritt. Am Abend trieb ihm der Abschied von der

Schmuck von Bronze stimmen in der Regel. Die Gräber sind meistens Steinkistengräber, doch kommen auch Urnen- und Brandgräber vor. Ein Urnengrab enthielt Bronzeringe, ein anderes Steinkistengrab Bronzeringe und eine Bronzenadel mit Kugelkopf. Ein Steinkistengrab enthielt Bronzeringe und Bronzeperlen.

Die Gräber sind bis auf eins, wenn man Gräber mit Bronzeschmuck dazu rechnet, ohne Beigaben. Ein Steinkistengrab enthielt Bronzeringe und Bronzeperlen. Ein Grab enthielt Bronzeringe und Bronzeperlen. Ein Grab enthielt Bronzeringe und Bronzeperlen. Ein Gr

Seiten, und man rief Lafayette zum Generalkommandanten der Pariſer Bürgermiliz aus, die jetzt noch die umfaſſendere Organiſation einer Nationalgarde empfangen ſollte. Lafayette hatte ſeinen Degen gezogen, und der Erklärung ſeines Dankes für dieſe Ehre den Eid zugefügt, daß er ſein Leben der Erhaltung der Freiheit weihen werde.*)

Die zweite wichtige Ernennung, welche an dieſem Tage durch Volkszuruf geſchah, war die des Abgeordneten Bailly zum Maire von Paris. Bailly hatte in der entſcheidenden Sitzung im Ballhauſe den Vorſitz geführt, in welcher die Abgeordneten des dritten Standes jenen Schwur geleiſtet, durch den ſie ſich zu unauflöslicher Gemeinſchaft bis zur Erreichung des Zieles hatten aneinanderketten wollen. Mirabeau war eingeladen worden, ſich um die Stelle des Maire von Paris zu bewerben, aber er hatte es verſäumt, auf dem Stadthauſe zu erſcheinen, obwohl ihm die ſicherſten Ausſichten für dieſen Ehrenpoſten eröffnet waren.

Am 17. Juli ging der König nach Paris ab, nachdem er zuvor das Abendmahl genommen. Zärtlich und ſchmerzlich war der Abſchied von der in Verſailles zurückbleibenden Königin. Ein kleiner Zug von Gardes-du-Corps folgte dem König von Verſailles. An der Barrière de la Conférence angelangt, ſah ſich der König plötzlich von den Gardes-du-Corps verlaſſen, und die gegen ihn rebelliſch aufgeſtandenen Soldaten, die noch vor Kurzem ſeine treuen Gardes-françaiſes geweſen waren, fanden ſich ein, um den Wagen in ihre Mitte zu nehmen und ihm das Geleit in die Hauptſtadt hinein zu geben. Voran wurden die Kanonen geführt, welche das Volk aus der Baſtille erbeutet hatte. Die Schlünde der Kanonen waren gegen den

*) Lafayette Mémoires. II. 259.

Wagen gerichtet, in welchem der König, von den wunderbarsten und traurigsten Gefühlen beschlichen, saß. Bedeckt von diesen Trophäen der Revolution, fuhr der König in Paris ein. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sich die Situation ihm unter den Händen umgedreht, und daß er wie ein Gefangener, der vor seinen Richter gestellt werden sollte, in Paris eintraf.*)

Aber das Volk umjubelte den König, als er auf dem Stadthause erschien, mit entzückten Freudenbezeugungen. Ein Taumel von Huldigungen umwogte das schwankende Haupt Ludwigs XVI. Er sprach kein einziges Wort im Hôtel de Ville, sondern er zeigte sich blos mit Blicken, die unsäglich beredt waren, und mit Mienen, in denen jeder Volksschrei und jeder aus den Massen zu ihm herdringende Ruf elektrisch nachzuzucken schien, der um ihn her jauchzenden und rauschenden Bevölkerung. Man geberdete sich auf allen Seiten, als wenn ein Friedensschluß zwischen dem König und dem Volke gefeiert würde, und der König ließ sich jetzt lächelnd und hingebend diese Deutung gefallen.

Erst am Abend konnte er sich dem Gedränge wieder entziehen und an die Rückkehr nach Versailles denken.

Sire, Ihr seid der König des dritten Standes geworden, sagte Marie Antoinette mit einem schneidenden und thränenreichen Lächeln, indem sie ihren Gemahl nach langem peinlichem Harren wieder empfing.

Man möge mich fortan nennen, wie man will, wenn Frankreich nur dabei glücklich ist! sagte der König ernst und fest.

---

*) Weber. I. 398.

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

I.

Die Aristokraten.

Mirabeau hatte eine Einladung zum Diner bei dem Grafen de la Marck angenommen, mit dem er seit einiger Zeit in eine sehr freundschaftliche Verbindung zu treten anfing, wie sehr auch beide Männer durch ihre politischen Gesinnungen getrennt zu sein schienen. Aber die entgegengesetzten Plätze, welche die neuen Freunde in der Nationalversammlung einnahmen, schienen nur einen besonderen Reiz auf Beide ausgeübt zu haben, der sie zu einem immer angelegentlicheren und innigeren Verhältniß aneinanderkettete.

Es ist recht wunderbar, Graf, daß Ihr mich gerade am heutigen Tage zum Diner eingeladen, sagte Mirabeau, indem er in den glänzenden und reichgeschmückten Salon eintrat, in welchem sich auch schon einige andere Gäste, die größtentheils Mitglieder der Nationalversammlung waren, versammelt hatten.

Und noch wunderbarer ist, daß ich diese Einladung so gern angenommen, obwohl wir heut, am vierten August, eine so wichtige Sitzung in der Nationalversammlung haben! fügte Mirabeau lächelnd hinzu.

Wir geben uns heut gegenseitig Ferien, meine

Abstract: Auch von Mord ist in Island oft zum Anlaß gemacht worden, Gedichte zu verfassen. Ein solches ist das Mordlied des Hallgerd Höskuldsdottir, das in der Njalssaga, Kap. 77, steht. Es ist ein Rachelied, das Hallgerd, nachdem ihr Mann Thorgrim ermordet worden ist, auf die Mörder singt. Es ist ein Kunstgedicht, das in Versen und Strophen abgefaßt ist. Es besteht aus 8 Strophen, die alle mit einem Refrain schließen. Dieser Refrain ist: Ich will Rache nehmen für meinen Mann, ich will Rache nehmen für meinen Mann, ich will Rache nehmen für meinen Mann, ich will Rache nehmen für meinen Mann. Hallgerd ist die Tochter Höskuld Thrainssons, des Sohnes Njals. Sie ist eine Frau von großer Schönheit und Stolz. Sie ist zweimal verheiratet gewesen. Ihr erster Mann war Thorgrim, der Sohn Thorgrim Gudmundssons. Thorgrim und Hallgerd hatten zusammen drei Kinder, Thorgrim, Thorgerd und Thorvald. Thorgrim wurde ermordet, als er auf dem Wege zum Thing war. Er wurde von Thorgrim Hallssons, Thorgrim Thorbrandssons und Thorgrim Thorgrimssons ermordet. Hallgerd hat ihren Mann sehr geliebt und sie hat ihn sehr betrauert. Sie hat ihn auch gerächt. Sie hat ihn gerächt, indem sie ihre Kinder aufgehetzt hat, seine Mörder zu töten

Grund nicht vollständig auflockern und niederwerfen, auf dem man ein neues Gebäude errichten will. Dagegen anzukämpfen, würde mir in den Augen des Volkes schaden, das mich für seinen Freund hält, und dem ich noch nützlich zu werden hoffe. Die Nationalversammlung begeht heut ihren ersten politischen Fehler, aber ich hoffe sie noch mit starker Hand aus dem Abgrunde wieder zurückzuziehn, in den sie hineintaumelt. Darum schone ich mich heut. Und welches, meine Herren, ist bei Ihnen der Grund?

Wir wollen blos das Vergnügen haben, mit dem Grafen Mirabeau als Leidensgefährten zu diniren, sagte Graf de la Marck, indem er Mirabeau's Arm ergriff und ihn einlud, mit ihm voran in den Speisesaal zu treten. Wir stimmen heut nicht mit der rechten Seite, und Graf Mirabeau stimmt nicht mit der linken Seite. Ist das nicht gegenseitiges Leidwesen genug?

Man setzte sich jetzt um die Tafel, die heut nur einem kleinen auserwählten Kreise dienen sollte, aber doch dem Ruhm der parlamentarischen Diners, die man bei dem Grafen de la Marck einnahm, nichts vergeben zu wollen schien. Zu den Gästen gehörten außer dem Herzog von Lauzun, der Herzog von Arenberg, der ältere Bruder des Grafen de la Marck, dann der Graf d'Escars, einer der Ehren-Cavaliere des Grafen Artois, der Generallieutenant Graf von Grammont, der Marquis Foucault de Lardimalie, der Prinz von Poix und einige andere, derselben aristokratischen Farbe angehörige Mitglieder der Nationalversammlung.

Ich erwartete noch den Abbé Sièyes, sagte der Graf de la Marck, auf einen leeren Platz deutend. Er wollte ebenfalls nicht in die heutige Sitzung gehen. Nun hat ihn der Pflichteifer des dritten Standes doch wohl auf seine Bank hingetrieben. Oder er kommt

ſpäter, um uns etwas Geiſtreiches und Treffendes vorzuſchweigen. Denn bei dieſem Manne macht ſchon die Art ſeines Schweigens einen Eindruck, der jedes Geſpräch beflügelt und beherrſcht, ohne daß man zu ſagen weiß wie.

Ich weiß Jemand, der ſehr unglücklich ſein wird, daß Graf Mirabeau heut nicht in der National-Verſammlung erſcheint, ſagte der immer zu heitern Neckereien aufgelegte Herzog von Lauzun. Es iſt die ſchwarze Dame, die niemals auf der Zuhörer-Tribüne fehlt, und wenn Graf Mirabeau die Donnerkeile ſeiner Beredtſamkeit abſchickt, dazu mit ihren ſchönen Augen blitzt, daß es davon faſt durch den ganzen Saal leuchtet. Wer in aller Welt mag dieſe intereſſante Dame ſein, Graf Mirabeau? Geſtern traf ich ſie ſogar in dem Magazin des Architecten Palloy, der alle die ſchönen Sachen aus den Steinen der zertrümmerten Baſtille angefertigt hat.*) Sie kaufte ſich dort einen Mirabeau, wie er jetzt aus dem grauen ehrwürdigen Baſtille-Stein ſo vortrefflich geformt wird. —

Dieſe ſchwarze Dame, meine Herren, iſt meine Frau, die Gräfin Mirabeau, von der ich getrennt bin, erwiederte Mirabeau mit einem ruhigen Ausdruck. Ich glaube nicht, daß ſie meinetwegen die National-Verſammlung ſo eifrig beſucht. Sie hat immer Intereſſe für die Politik des Tages.

Nein, nein, entgegnete der Herzog von Lauzun lebhaft, man kauft ſich keinen Mann aus Baſtille-Steinen, wenn man nicht für ihn ſchwärmt. Außerdem ſind dieſe Sachen fürchterlich theuer. Denn die Revolution, meine Herren, verwerthet ihre Zerſtörung bereits zu ſehr hohen Preiſen. Obwohl ich ein alter

*) Condorcet Mémoires II. 74.

Sünder von Ariſtokrat bin, wollte ich doch auch ſo ein Kunſtwerkchen aus dem Stein der Tyrannen-Veſte, wie man es jetzt nennt, beſitzen. Mit einem Voltaire glaubte ich den Reſpect vor meinen Ahnen, der mir nun einmal in den Gliedern liegt, noch am beſten vereinigen zu können, und kaufte mir daher den alten drolligen Schäker, aus deſſen berühmtem Giftzahn auch noch alles heutige Gift herfließt. Aber man denke, dreihundert Livres mußte ich für den Verfaſſer des Candide bezahlen, obwohl das Material natürlich keinen Sous werth iſt.

Keinen Sous? fragte Mirabeau lächelnd. Es dürfte Frankreich um Vieles theurer zu ſtehen kommen. Ich habe mir einen Rouſſeau aus dieſem Revolutions-Material erſtanden, und ihn vor mir auf meinem Pult im Sitzungsſaal neben meinem Tintenfaß aufgeſtellt. Merkwürdig iſt, daß die Neckers keinen ſonderlichen Abſatz finden ſollen. Denn obwohl das Volk dem wiederberufenen Miniſter den exaltirteſten Triumph-Empfang bereitete, ſo iſt man doch plötzlich auf eine faſt wunderbare Weiſe gegen ihn abgekühlt. Man fühlt, daß die Revolution ſchon über Necker hinaus iſt, und die Bewegung wird ihn bald penſioniren, da er ihr nichts mehr zu nützen vermag. Immerhin aber hat man noch aus Baſtille-Steinen ſeine Büſte gefertigt.

Heut ſtürmt man bereits eine andere Baſtille, meine Herren, nämlich die der Feudalität, nahm der Marquis Foucault de Lardimalie mit einer gewiſſen melancholiſchen Feierlichkeit das Wort. Ich meine aber, daß man die Feudalrechte, auf welche die ganze Monarchie ihre Sicherheit ſtützt, nicht ſo leicht wird ſchleifen und abtragen können, als es mit der Veſte in der Rue Saint-Antoine gelungen iſt. Die Feudalrechte ſind der eigentliche Knochenbau des Staatskör-

pers, denn ohne Leibeigenschaft, ohne Grundrenten und Zehnten, ohne Herrengerichte und Jagdrechte, ohne Steuer-Exemtionen und Gerichtssporteln, ohne Gemeinde- und Provinzialprivilegien, kann die Monarchie keinen gesunden Athemzug mehr thun. Und das Alles, woran Jahrhunderte gebaut und sich erhalten, denken diese Herren im Saal des Menus in einer einzigen Nacht über den Haufen zu rennen und vom Erdboden zu vertilgen? Ein Edelmann, der zu einem so hirnlosen Frevel seine Hand bietet, verdient als Tempelschänder gebrandmarkt zu werden!

Und doch sind es zwei Edelleute, welche die parlamentarische Orgie dieser Nacht angestiftet haben, sagte Mirabeau. Nicht etwa die linke Seite ist es, von der diese Anträge ausgegangen, sondern Eure rechte Seite, meine Herren, hat dieses Wüthen und Toben gegen das eigene Fleisch und Blut hervorgerufen. Fast möchte ich es bedauern, daß die Scheidung der National-Versammlung in eine linke und rechte Seite jetzt eingetreten. Dadurch hat der dämonische Wirrwarr in der Versammlung begonnen, denn es giebt ebenso gut Demokraten auf der rechten Seite, als es Aristokraten auf der linken Seite giebt. In der abgeschnittenen Ellipse, in der wir jetzt tagen, treibt der Teufel wahrhaft sein Spiel. Der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon, von denen diese Anträge auf Abschaffung der Feudallasten zuerst ausgingen, sitzen beide auf der rechten Seite, während ich und Sièyes, die wir den Nationalkörper nicht auf Einmal auseinandersetzen und in allen seinen organischen Einrichtungen umwerfen wollen, unser heimathliches Standquartier auf der linken Seite behaupten.

Der eigentliche Feueranleger ist doch der Vicomte von Noailles, nahm der Graf de la Marck wieder in

seiner feinen, lächelnden Manier das Wort. Er ist ein junger leichtfertiger Lieutenant, der nichts besitzt und nichts zu verlieren hat, und den der Durst nach Popularität noch mehr reizte, als die feinen Weine an der Tafel des Herzogs von Aiguillon, dessen lustiger Gesellschafter er stets war. Der Herzog von Aiguillon ist allerdings der reichste Feudalherr der französischen Monarchie, und er opfert bedeutend an Rechten und Einkünften, wenn der sogenannte Altar des Vaterlandes diese Opfer verschlingen sollte. Aber Noailles ist der eigentliche Mondsüchtige, der den Adel hinter sich her auf die Dächer seiner Schlösser locken möchte, um sich mit ihm hinunterzustürzen.

Dieser Noailles ist der Schwager des Marquis von Lafayette, sagte der Prinz Poix. Und dies Beispiel hat ihn verführt, um Volksgunst und um einen Namen auf der Straße zu buhlen. Er wird seine leeren Taschen dadurch nicht füllen, der arme Teufel von Vicomte. Und auch das köstliche Jagdrecht, welches das wahre Heiligthum der Aristokratie ist, glauben diese Narren uns aus den Händen reißen zu können. Wenn der Edelmann den Rehbock nicht mehr schießen kann, wo ihn seine gute Büchse trifft, dann ist es mit den ritterlichen Tugenden des Adels vorbei, und die noblen Passionen haben ein Loch bekommen, durch welches die ganze Sündfluth des Pöbels sich in die Gesellschaft hinein ergießen muß. Ein Rehbock, der einem Edelmann durchgeht, kann auf diese Weise welthistorisches Unglück anrichten, während das Unglück bei weitem nicht so groß ist, wenn die schöne Jagd einmal durch die Saaten des Bauern pirscht. Es werden dann höchstens so und so viel Pfunde Brot weniger gebacken, und der Pöbel ißt sich nicht so satt, wodurch er zugänglicher bleibt für die Gefühle des Gehorsams und der Treue. Man glaube nur nicht,

daß der Hunger es ist, welcher die Revolution macht. Die satte Canaille ist bei weitem gefährlicher, als die hungernde. Wenn das Volk satt ist, will es auch tanzen; wenn man es tanzen läßt, will es sich auch bekränzen und Kronen austheilen.

Man lachte über die boshafte Drolligkeit, mit welcher der Capitain der Gardes-du-Corps und Gouverneur von Versailles diese Paradoxen vortrug, indem er dabei zugleich der Beschäftigung mit einem duftigen Capaun, den er soeben zerlegte, mit nicht geringerer Angelegentlichkeit zugewandt blieb.

Eigentlich sollte man nicht lachen, denn die Sache fordert zu einer sehr ernsten Erwägung auf, sagte der Graf d'Escars. Noch kurz vor der Abreise des Grafen Artois hatte ich mit Seiner Königlichen Hoheit ein wahrhaft philosophisches Gespräch über diesen Gegenstand. Wir kamen überein, daß es nicht ein Kampf um Rechte und Prinzipien ist, der jetzt in Frankreich und vielleicht bald in der ganzen Welt entbrennt. Nein, meine Herren, ein Racenkampf ist es, der unter uns auszubrechen droht, es sind zwei verschiedene Völker, die sich aufeinanderstürzen wollen, um sich die Herrschaft streitig zu machen. Sind wir denn nicht eine ganz andere Menschenrace, wie die Leute des Volkes? Wir haben andere Gesichter, andere Riechwerkzeuge, andere Hände, andere Füße. Der Schnitt unserer ganzen Gestalt ist ein anderer, und wir sollten nicht andere Ansprüche, andere Rechte haben?

Es kommt Alles auf das Blut an, sagte Graf Grammont, der eine sehr feine, etwas sentimental flüsternde Stimme hatte. Daß der Adel andere Bestandtheile in seinem Blute hat als das Volk, daß das Blut des Marquis und Grafen eine höhere Röthe hat als das des Bürgers, daß es wärmer ist und einen bessern Eiweißstoff in sich trägt, als bei dem

Bauern und Tagelöhner, darüber würde gewiß die chemiſche Analyſe eine ſichere Auskunft bieten können. Wie aber Alles aus dem Blute ſtammt, ſo müſſen auch die Privilegien einer beſſer organiſirten Klaſſe daraus hergeleitet werden. Wer aber Fiſchblut in ſich trägt, kann nicht wie ein Löwe behandelt werden. Daraus begreift ſich, warum die Leibeigenſchaft ebenfalls ein Geſetz der Natur iſt, das reſpectirt werden muß! —

Meine Herren, nahm Mirabeau das Wort, wir dürfen keine zu weit greifenden Folgerungen aus Vorzügen entnehmen, die wir der Geburt verdanken. Ich geſtehe, daß es mir allerdings nicht gleichgültig iſt, als Graf oder als Tagelöhner geboren zu ſein. Der Adel iſt ein Ehrennamen, auf den man etwas halten muß, und ich bin der Meinung, daß wir ihn in der Geſellſchaft feſthalten, aber auch jeden Augenblick von Neuem verdienen müſſen. Wir müſſen ihn immer wieder an dem Volke verdienen, deſſen natürliche Beſchützer und Anführer wir ſind. Unſer Adel wird um ſo glänzender ſein, wenn wir dem Volke eine natürliche Freiheit begründen helfen. Aber Edelleute werden und wollen wir bleiben, meine Herren, das verſteht ſich!

Dieſe Anſicht trägt eben ſo viel Weisheit als Gemüthlichkeit in ſich, ſagte der Graf de la Marck. In der That, man könnte ſich freuen über dieſe Aufgabe, welche der Graf von Mirabeau dem Adel vorzeichnen will. Aber es würde doch gefährlich für uns ſein, dem Volke die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Wir würden uns nicht nur die Finger dabei verbrennen, ſondern wir würden auch bald blos das Zuſehen haben, wie es dem Volke ſchmeckt, und wir ſelbſt würden nichts davon in den Magen bekommen!

Man kennt Eure wohlmeinenden Anſichten, Graf

Mirabeau, ſagte der Prinz Poix, aber Ihr habt Euch dadurch bereits den allerübelſten Verdächtigungen ausgeſetzt. Man macht Euch ſogar zum Anſtifter der Schloßbrände, die jetzt überall in den Provinzen auflodern, und mit blutiger Flammenſchrift die Arabesken zu den heutigen Beſchlüſſen der Nationalverſammlung zeichnen. Wenn die empörten Bauern aller Orten in Frankreich aufſtehen, und ſich unter Gräueln jeder Art gegen ihre Grundherren auflehnen, wenn ſie plündern und morden und mit den Schlöſſern zugleich die Schriften verbrennen, durch welche ſie zu Leiſtungen und Dienſten verpflichtet waren, ſo will man Eure im Geheimen leitende Hand dabei erkennen, Graf Mirabeau! Ihr möget dies Geſchwätz, das Euch umziſcht, verachten, aber Ihr ſeht daraus, wie gefährlich es iſt, für den Anführer des Volks zu gelten. Die Canaille veredelt ſich nicht, wenn ein Graf ſie anführt, und es kommt höchſt ein encanaillirter Graf dabei heraus.

Ihr ſeid witzig, Prinz, entgegnete Mirabeau ernſt, aber Ihr werdet vielleicht bald einſehn, daß mit dieſen Dingen nicht zu ſpaßen iſt. Daß ich kein Mordbrenner bin, traut Ihr mir ſchon zu, und Ihr ſeht auch, daß ich lieber mit Euch hier dinire, als daß ich in der Nationalverſammlung die gutsherrlichen Rechte und das feudale Eigenthum umſtürzen helfe. Denn ich bin der Meinung, daß die Verhältniſſe des Eigenthums, wo ſie drückend und unmenſchlich belaſtend ſind, nur durch eine freie Staatsverfaſſung umgeſtaltet werden können, daß aber, ſo lange die Verfaſſung noch nicht fertig iſt, mit einem Theater-Coup, der alles Eigenthum plötzlich von der Erde wegbläſt, nicht vorangegangen werden darf. Aber zu einigen Opfern werden Sie ſich, wenn die Zeit gekommen iſt, ſchon entſchließen müſſen, meine Herren! Der Prinz von

Poix hat einen so schlanken vornehmen Hals, und es wäre doch Schade, wenn dieser Hals noch einst die Bekanntschaft eines Laternenpfahls machen müßte!

Das wäre um so unangenehmer, da ich am Halse sehr kitzelig bin! lachte der Prinz von Poix, indem er sich den erwähnten Körpertheil mit beiden Händen rieb.

Man suchte dem Gespräch jetzt von allen Seiten eine scherzhafte Wendung zu geben, und unter diesen Bemühungen, die theilweise gelangen, näherte man sich der Mitternachtsstunde, die den Schluß des Diners herbeiführen sollte.

Plötzlich wurde die Thür des Salons mit einiger Hast geöffnet, und der Abbé Sièyes, den man bisher vergeblich erwartet hatte, trat in einer sichtlichen Aufregung, die seiner sonst so gehaltenen und streng gemessenen Persönlichkeit das wunderbarste Aussehn gab, herein. Er lehnte es ab, den ihm vorbehalten gebliebenen Platz an der Tafel einzunehmen, und bat um die Erlaubniß, sich in einem Eck-Divan des Salons niederlassen zu dürfen.

Verzeihung, daß ich noch so spät erscheine, sagte Abbé Sièyes, zu dem Grafen de la Marck gewendet. Aber ich war auf der Zuschauer-Tribüne der Nationalversammlung zugegen, denn ich wollte der Schlacht wenigstens einen Augenblick zusehn, wenn ich auch keine Rolle darin übernehmen konnte oder mochte. Die Gewalt dieses Anblicks lähmte mich aber so, daß ich mich zur rechten Zeit nicht mehr aufraffen konnte, um Ihrer Einladung zu entsprechen. Jetzt endlich habe ich mich, ein Verwundeter ohne mitgekämpft zu haben, aus diesem wahrhaft infernalischen Schlachtgewühl fortgeschlichen. Das Niedersäbeln der Eigenthumsprincipien dauert noch immer fort. Blos durch Zujauchzen, durch jubelndes Schreien und Lärmen wird ein Decret nach dem andern angenommen. Es ist eine Pulvermine,

um das große Rechtsgebäude von Jahrhunderten in die Luft zu sprengen.

Die Gesellschaft erhob sich jetzt von ihren Plätzen, und man umdrängte den ermattet zurücksinkenden Abbé, indem man ihn mit Fragen bestürmte, und ihn aufforderte, über die bisherigen Vorgänge in der Sitzung Bericht zu erstatten. Der Abbé Sièyes konnte aber diesem Ansinnen nur sehr unvollkommen genügen, da ihn Mißstimmung und Aerger über das Vorgefallene im höchsten Grade zu beherrschen schienen.

Ueber gewisse Dinge hätte man sich fast rühren lassen können, bemerkte er mit einem weicheren Ton, als ihm sonst eigen war. Denn es war merkwürdig mit anzusehn, wie Einer den Andern fortriß, um wohlbegründete Eigenthumsrechte aufzuopfern und sich opfersüchtig und großmüthig, Einer auf des Andern Kosten, zu erweisen. Es war ein sentimentales Ansteckungsfieber der Herzen, das im Saale wüthete, und es mag schwer gewesen sein, sich dieser Ansteckung zu entziehen, wenn man mitten unter den Ergriffenen verweilte. Nachdem mit unsäglicher Eile, und wie in den raschen Wirbeln eines Contretanzes, die Abschaffung der Feudalrechte, die Abschaffung des Zehnten, die Abschaffung aller Privilegien der Provinzen, decretirt worden, sanken sich viele Abgeordnete vor Freuden in die Arme und weinten laute Thränen, die einen Augenblick lang den Sitzungssaal durchhallten. Auf den Flügeln dieses wahrhaft rasenden Enthusiasmus trug man immer neue Privilegien herbei, die man für unerträgliche Lasten des Volkes erklärte, und wozu man nur einen Moment gebrauchte, um ihnen den tödtlichen Schlag auf's Haupt zu versetzen. Wenn der eine Opferstier hingesunken war, stand schon der andere wieder an der Schlachtbank. So wird es nun fortgehen bis zum Anbruch des Morgens, und am

Morgen wird vielleicht schon der Katzenjammer über das eintreten, was man in dieser Nacht gethan hat!

Man begreift, daß die Abschaffung des Zehnten dem Herrn Abbé wohl besonders empfindlich gewesen sein mag, sagte der Prinz von Poix mit einer lächelnden Grimasse. Aber der Graf Sièyes ist ja der Befreier des dritten Standes, und für dies Glück kann man schon einige Opfer an seinem Geldbeutel bringen!

Glaubt Ihr, daß es das elende Geldinteresse ist, welches mich hier zum Gegner macht? rief Sièyes, indem er mit Heftigkeit aufstand, und sich mitten in die Gruppe der Debattirenden stellte. Nein, meine Herren, es ist mein Haß gegen die grundherrlichen Eigenthümer von Profession, der mich die Abschaffung des Zehnten als eine Ungerechtigkeit verwünschen läßt! Denn den Zehnten ohne Entschädigung aufzuheben, heißt nur den Clerus seines Eigenthums berauben, um damit die Grundbesitzer zu bereichern, denen man jetzt plötzlich mit einem Zehntheil ein freiwilliges Geschenk machen will, während ihnen bei der Erwerbung ihres Gutes der Zehnte nicht mitangerechnet gewesen. Was hat das mit dem dritten Stande zu schaffen? Ein politischer Tarantelstich ist es, der diese Leute treibt. Ach, sie wollen frei sein, und wissen nicht einmal gerecht zu sein!*)

Man glaube mir, diese ganze Nachtsitzung der Nationalversammlung ist nichts als eine Intrigue des Herzogs von Orléans! rief jetzt Mirabeau mit seiner gewaltigen Stimme dazwischen. Die Herren von

---

*) „Ils veulent être libres, et ils ne savent pas être justes." Mit diesen Worten schloß Sièyes seine Rede gegen die Abschaffung des Zehnten, mit welcher er sich bei der Specialberathung über die Decrete des 4 August (freilich ungehört) vernehmen ließ. Vgl. Dumont Souvenirs p. 147.

Gnadige auf ewig Deinem Leben zu Gute Kommen. Wie du gesprochen hast, und ich dir Treu und Glauben gehalten habe, so wird auch Gott mit dir sein, und dich nicht verlassen. Ich will dir nun auch noch einen Rath geben, wie du dich vor Unglück und Schaden hüten kannst. Dein Herz ist dem Reichthum und dem Golde ergeben, und du wirst nicht ruhen, bis du dir einen Schatz gesammelt hast. Ich will dir nun sagen, wo du ihn finden kannst. Du weißt, daß ich Alles, was ich besitze, meinem Herrn, dem Könige, zu verdanken habe. Er hat mir Alles gegeben, und ich habe Alles von ihm empfangen. Ich habe ihm dafür treu gedient, und er hat mich reich belohnt. Ich habe ihn nie betrogen, und er hat mir nie Unrecht gethan. Ich habe ihn geliebt, und er hat mich geliebt. Ich habe ihn geehrt, und er hat mich geehrt. Ich habe ihn gefürchtet, und er hat mich beschützt. Ich habe ihn gebeten, und er hat mir gegeben. Ich habe ihn gedient, und er hat mich belohnt. Ich habe ihn verehrt, und er hat mich verehrt. Ich habe ihn geliebt, und er hat mich gelieb

und wodurch sich eigentlich der seit Kurzem zwischen ihnen entstandene Verkehr näher geknüpft hatte.

Der Graf de la Marck war eine der wohlwollendsten und hingebungsvollsten Persönlichkeiten, der, obwohl er der aufrichtigste und thätigste Freund des königlichen Hauses war, es doch zugleich liebte, mit Männern aller Parteien Umgang zu suchen und namentlich auch die einflußreichsten Stimmführer der linken Seite, denen er in der Nationalversammlung gerade gegenüber saß, wenigstens gesellschaftlich an sich heranzuziehen. Er bewies dabei eine feine Geschicklichkeit und Gewandtheit, die umsomehr wirkte, als sie zugleich aus dem Herzen zu kommen schien, obwohl es auch nicht fehlen konnte, daß man ihm dabei die Berechnung unterlegte, für das royalistische Parteilager Anhänger und Ueberläufer gewinnen zu wollen.

Es wurde jetzt auch die Bedienung beurlaubt, um allein bleiben zu können. Der Graf de la Marck hatte sich in eine vertrauliche Nähe zu Mirabeau gesetzt, der, wie es schien, ihm in einer großen Erwartung gegenüber saß, und gewissen Eröffnungen, auf die er harrte, gespannt entgegensah.

Mein lieber Graf, sagte La Marck nach einer Pause, wir müssen nun auch von der Sache reden, die, Sie dürfen es versichert sein, mir noch bei weitem mehr am Herzen liegt, wie Ihnen. Ich habe, wie ich Ihnen schon mittheilte, der Königin durch die Gräfin d'Ossun eine Andeutung machen lassen. Die Gräfin hat der Königin in meinem Namen sagen müssen, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau, über welche sich eigenthümliche Gerüchte verbreiten wollen, durchaus nicht mißtrauisch machen dürften gegen meine Hingebung für die Königliche Sache. Denn ich hätte dabei nur zweierlei im Auge,

einmal durch meine Freundschaft mit dem Grafen Mirabeau seine revolutionairen Ausartungen zu zügeln, und dann, dies größte Talent der Nationalversammlung dem König und dem Königthum nützlich zu machen, wofür die größten Neigungen in der Gesinnung des Grafen Mirabeau lägen. Denn auch die Minister würden bald genöthigt sein, sich mit dem Grafen Mirabeau einzuverstehen, wenn sie sich länger am Ruder behaupten wollten.

Vortrefflich eingeleitet, mein theuerster Freund! rief Mirabeau lebhaft. Und was hat die Königin darauf erwiedert?

Die Antwort der Königin war einstweilen noch sehr ungünstig, erwiederte der Graf de la Marck mit einer schonenden Betonung. Die Königin antwortete, sie habe es gewußt, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau nur den besten Sinn in sich trügen, aber sie glaube nicht, daß ich jemals Etwas über Mirabeau vermögen würde. Auch sei sie nicht meiner Meinung, daß die Minister des Königs je nöthig haben würden, die Unterstützung Mirabeau's zu suchen. Ich meine, hatte die Königin wörtlich hinzugefügt, wir werden niemals so unglücklich werden, daß wir in die äußerste und peinlichste Nothwendigkeit versetzt werden könnten, zu Mirabeau unsere Zuflucht zu nehmen.*)

Mirabeau schwieg betroffen still, nachdem ihm diese Eröffnung gemacht worden.

Sollte die Königin von einer unüberwindlichen Abneigung gegen mich erfüllt sein? sagte er dann leise. Mir lag daran, die Königin wissen zu lassen, daß sie einen tief ergebenen Freund in der Nationalversamm-

---

*) Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 107.

lung hat, auf den sie zählen könne. Darum bat ich Euch, dies bei Gelegenheit in ihr Ohr klingen zu lassen. Ich bin ein aufrichtiger Freund des Königthums geworden, ich habe es Euch oft genug vertraut. Denn ich sehe keine andere Möglichkeit mehr, als der Freiheit ihre feste Wurzel in dem Königthum zu geben und die Interessen von Volk und Thron in einer unauflöslichen Gemeinschaft aneinander zu ketten. Aber ich würde diesen Weg ruhig für mich verfolgt haben, ohne mich je persönlich um den Hof zu kümmern, wenn mich nicht ein schmerzbewegtes Antlitz, das von dem Diadem keinen Strahl der Freude mehr empfängt, Tag und Nacht gemahnt und mir wunderbar vor der Seele gestanden hätte. Kein anderer Drang war es, der mich neulich trieb, als ich Euch um eine Art von Vermittlung anging und gern durch Euch im Schlosse angedeutet sehen wollte, daß man dort eher einen Freund als einen Gegner in mir sehen möchte! Ist die Königin aber nicht feinhörig genug, so bleibt Alles beim Alten.

Wir müssen vor allen Dingen einige Geduld haben, entgegnete La Marck in seiner ruhigen Freundlichkeit. Der König und die Königin werden bald von dem wärmsten Dank gegen Euch erfüllt sein. Denn nur Eurer titanischen Kraft, die mit der Besonnenheit des Weisen sich verbindet, kann es möglich werden, die Freiheitsideen der Zeit in einer monarchischen Richtung zu entwickeln und abzuschließen. Darauf beruht das ganze Geheimniß des Jahrhunderts, das Ihr, wie kein Anderer, zu lösen berufen seid. Niemals würde ich mir erlaubt haben, Euch nur ein kleines Wort darüber anzudeuten, wenn ich nicht gesehen hätte, wie alle Eure herrlichen Kräfte von selbst dahin neigen, unser Helfer zu werden. Die Königin ist verschüchtert und mißtrauisch geworden, aber sie wird ihr Herz

öffnen, glaubt es mir, sobald Euer Wirken für die Monarchie klar geworden sein wird, wie die Sonne. Der Hof wird Euch seine Rettung schuldig sein, und Euch dann seine Dankbarkeit nicht fehlen lassen.

Was verlange ich denn für Dankbarkeit? rief Mirabeau, auffahrend. Ihr wißt selbst, daß ich auf der Tribüne nur spreche, wie mir gerade um's Herz ist, und daß ich in anderer Weise gar kein Wort hervorzubringen vermöchte. Wenn ich nach Vortheilen trachtete, so würde ich mir niemals Mühe gegeben haben, die Schwierigkeiten, welche zwischen mir und dem Hofe zu bestehen scheinen, zu überwinden. Ich würde die Vortheile von dem Herzog von Orléans angenommen haben, der sie mir fast tagtäglich hat anbieten lassen. Ich brauchte dann den Karren nur so weit in den revolutionairen Schmutz treiben zu helfen, daß nichts Anderes mehr übrig bleibt, als auch einen König des Schmutzes zu ernennen und den Herzog von Orléans zum Regenten Frankreichs auszurufen. Aber die Wechsel des Herzogs von Orléans, die mir fast schon in die Tasche gesteckt wurden, gefielen mir nicht, obwohl mich meine Schulden und meine Bedürfnisse auf eine fürchterliche Weise drängen. Davon wißt Ihr das beste Liedchen zu singen, lieber Graf, denn die Windrose meiner abscheulichen Geldverlegenheiten zeigte in letzter Zeit oft genug nach dem freundlichen und gastlichen Himmelstrich Eurer Börse hin.

Mein theuerster Graf Mirabeau, mein lieber Freund, rief Graf de la Marck mit der ihm eigenen beeiferten Freundseligkeit, indem er Mirabeau's Hände unaufhörlich schüttelte. Solche kleinen Dienste ist man sich unbedingt schuldig, sowie auf einem Spazierritt wohl Einer dem Andern den Steigbügel hält, oder ihm den Staub von seiner Schulter abklopft.

Welch eine Wolke, groß genug, die ganze Nationalverſammlung darin einzuwickeln, würde aufflieger, wenn man mir einmal den Staub meiner ſämmtlicher Schulden vom Leibe klopfen wollte, ſagte Mirabeau mit einem tragikomiſchen Seufzer. Aber ich werde Eure Liebenswürdigkeit gegen mich nie vergeſſen, denn die feine Art, in der Ihr mich verpflichtet habt, iſt es gerade, die Euer Verdienſt um mich ausmacht. Denn die letzte Rolle von funfzig Louis habe ich noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, Euch wieder zu erſtatten, und ſehe in dieſem Augenblick noch nicht ab, wann dies wird geſchehen können.

Ihr wollt mich beſchämen und erröthen machen, Graf Mirabeau, ſagte La Marck, ihm einen Kußfinger zuwerfend. Verzeiht nur, daß ich das letzte Mal ſo ſchlecht bei Kaſſe war, und nur dieſe kleine Rolle noch zu meiner Verfügung hatte. Die Auseinanderſetzungen hinſichtlich der Erbſchaft Eures Vaters, des Herrn Marquis von Mirabeau, werden Euch gewiß noch große Schwierigkeiten bereiten, und ich fürchte, es wird noch einige Zeit hingehen, ehe Ihr in den Beſitz Eures Vermögens gelangen werdet. Ihr habt wahrlich genug durch Eure Familien-Angelegenheiten gelitten, und was wäre die Freundſchaft, wenn ſie nicht das Recht haben ſollte, gegen die Ungerechtigkeit des Schickſals eine kleine Abwehr bieten zu dürfen?

Meine Familien-Angelegenheiten verwickeln ſich allerdings von Neuem, verſetzte Mirabeau. Mein Vater hat mir ein Vermögen von 50,000 Livres Rente, aber auf die Güter der Familie begründet, hinterlaſſen, und dadurch iſt mir ein Wirrſal von Theilungsſtreitigkeiten mit den Brüdern und Schweſtern entſtanden. Man hat ſogar einen Prozeß deshalb mit mir angefangen. Inzwiſchen bleibe ich ohne Geld, obwohl ich bei manchen Leuten für einen durch das ſchönſte Beſtechungs-

geld bereicherten Mann gelte. Aber in meinen Taſchen herrſcht die Tugend eines Mönches, der keine irdiſchen Glücksgüter beſitzen darf. Ich ſchäme mich nicht, denn es gehört eine Oppoſitionskraft gegen das Schickſal dazu, es auszuſprechen, daß es mir jeden Tag an Geld fehlt, und ich oft nicht ſo viel habe, um nur meinen Bedienten bezahlen zu können. Denn die Abgeordneten-Diäten, welche einfließen, erinnern nur auf eine ſchmerzlich trübe Weiſe daran, daß es ein Ding auf Erden giebt, welches man Geld nennt.

Ich glaube, ich habe da eben einen recht geſcheidten Einfall, ſagte Graf de la Marck, indem er lächelnd den Zeigefinger an die Naſe legte und ſich ein nachſinnendes Anſehen gab. Es wird dabei aber zuerſt ein Verſprechen von Ihrer Seite abzulegen ſein, Herr Graf. Sie haben die Güte, mir zu verſprechen, daß Sie in allen Dingen, welche wie Geldverlegenheiten ausſehen, ſich nur an mich, und an keine andere Perſon, adreſſiren wollen. Dann würde es mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihnen monatlich funfzig Louisd'or leihen zu dürfen. Sie gewähren mir dadurch die Erleichterung, daß ich mich regelmäßig darauf einrichten kann, und mit den Abgeordneten-Diäten zuſammen, würde dies vielleicht einſtweilen für das Laufende ausreichen. Was die Schulden anbetrifft, ſo würde ich Ihnen dann rathen, die Liquidation bis zu dem Augenblicke zu verſchieben, wo Sie in das Vermögen Ihres Herrn Vaters werden eintreten können, das ein genügendes Sicherheits-Pfand für Ihre Gläubiger ſein wird. Werden Sie mir den Egoismus geſtatten, Ihnen auf dieſe Weiſe gefällig ſein zu dürfen?*)

Ich ſehe, Sie ſind ein Freund, wie es wenige

*) Correspondance entre Mirabeau et La Marck I. 95.

giebt, ſagte Mirabeau, ihm mit einem raſchen kräftigen Druck die Hand ſchüttelnd. Ich nehme Ihr Anerbieten an, und mache mich dadurch zum Leibeigenen Ihrer Freundſchaft.

Die Leibeigenſchaft würde doch am Ende zu Dem gehören, mit deſſen Abſchaffung ich am meiſten einverſtanden bin, verſetzte La Marck freudig lächelnd. Was aber auch in dieſer Nacht in der Nationalverſammlung beſchloſſen werden mag, wir wollen unſere Zwecke nur um ſo kräftiger zuſammen verfolgen. Stützen wir den König und die Monarchie, — meinetwegen auf der breiteſten Grundlage der Freiheiten. Sollte ich auch, als alter eingefleiſchter Ariſtokrat, manche dieſer Grundlagen nicht lieben können, ſo würde ich ſie doch gern dulden, wenn ſich über ihnen feſt und ſicher das Königthum zu ſeiner heiligen Spitze emporwölben darf.

Dies Ziel können wir raſch und gewiß nur auf dem Wege einer organiſchen Verfaſſung erreichen, ſagte Mirabeau. Darum dränge ich mit aller Gewalt danach, eine Conſtitution für Frankreich zu Stande zu bringen. Und warum nicht eine engliſche Conſtitution? Ich finde in derſelben alle Garantieen für eine wahre, natur- und vernunftgemäße Freiheit. Das freie Gleichgewicht zwiſchen Volk und Thron, durch eine mächtige, in der Mitte ſtehende Ariſtokratie verbunden und aufrecht erhalten, was kann man mehr wünſchen, um den Staat zu einer menſchenwürdigen und menſchlich bewohnbaren Sphäre zu machen? Auch wir Ariſtokraten, denn in manchem Betracht gehöre ich doch auch zu unſerer Race, finden unſere volle Ehre bei einer ſolchen Geſtaltung der Dinge gewahrt. Nur ſehe ich noch nicht ein, wie wir mit unſerer elenden Nationalverſammlung vorwärts kommen wollen? Bald buchſtabirt ſie, wie die Schulkinder, Monate lang an

einer einzigen politiſchen Sylbe herum, bald zieht ſie ſich wieder philoſophiſche Siebenmeilenſtiefel an, und will mit einem einzigen Schritt ein Ziel erſteigen, zu welchem der Gang der Jahrtauſende noch nicht hat hingelangen können. So ſteht uns in den nächſten Tagen noch die Verhandlung über die Menſchenrechte bevor, zu deren Redaction man mich in das Comité gewählt hat.

Ja, die Menſchenrechte! ſagte Graf de la Marck, indem er nachſinnend den Kopf ſchüttelte. Dies iſt ja wohl eine amerikaniſche Erfindung, dieſe Menſchenrechte, die jetzt in einem beſonderen Codex verzeichnet werden ſollen. Ich muß geſtehen, daß ich bis zu dem Augenblick, wo man dieſen unſinnigen Antrag in die Nationalverſammlung warf, noch nicht gewußt hatte, daß man die Menſchenrechte regiſtriren kann, wie mein Wirthſchafts-Inſpektor die Hammel auf meinen Gütern.

Es iſt auch das lächerlichſte Stück Arbeit, das nur gemacht werden kann! rief Mirabeau mit aufbrauſender Heftigkeit. Ich habe neulich mit meinen genfer Freunden darüber eine Beſprechung gehabt, und ſelbſt dieſe radicalen Herren kommen überein, daß eine Erklärung der Menſchenrechte, die abgetrennt von einer politiſchen Verfaſſung abgegeben werden ſolle, nur ein kindiſches Spiel und eine wahre Affen-Komödie werden könne.*) Ich werde mir Mühe geben, die Verſammlung zu bewegen, daß ſie ſich mit der Erklärung der Menſchenrechte erſt dann beſchäftigen ſolle, wenn die franzöſiſche Conſtitution vollendet iſt. Denn die Menſchenrechte können nur durch die Geſetze feſtgeſtellt werden, und es kann nur Menſchenrechte geben, wenn man Geſetze hat. Iſt es nicht eine abgeſchmackte Lüge,

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau, p. 138.

blos einfach, und im Tone einer Straßen-Verordnung, zu erklären: „Die Menschen sind frei und gleich geboren!“ Nein, sie sind nicht frei und gleich geboren, sondern sie kommen in Abhängigkeiten und Verschiedenheiten aller Art, die von ihrer Existenz selbst unzertrennlich geworden sind, hervor! Der Unterschied ihrer Verhältnisse und Begabungen wirft sie in unentrinnbare Fesseln und zwingt den Besten oft die Knechtsgestalt an. Oder ist die Preßfreiheit etwa ein Menschenrecht? Sie ist bei weitem mehr als ein Menschenrecht, denn das Menschenrecht, welches man mitbringt, ist sehr wenig. Ein Menschenrecht ist es, daß ich eine Nase habe, aber das Recht, meine Gedanken frei zu äußern, das Recht, Gott anzubeten, wie ich will und kann, dies werde ich mir nur in der gesetzlich geordneten Gesellschaft erobern können, da es nur in dieser seine Stelle und Bedeutung hat. Man mache daher erst den Staat fertig als ein Product der Gesittung und Gesetzlichkeit, und dann möblire man ihn nach Herzenslust mit allen Menschenrechten aus, die nur irgend darin Platz haben werden.

La Marck drückte ihm mit dem innigsten Einverständniß die Hand und sagte dann: Sie entzücken mich, lieber Graf! Möchte ich Sie mit dieser hohen Mäßigung, mit diesem gesetzlichen Feuer auch stets auf der Tribüne reden hören. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie auch in der Debatte selbst diese herrliche Sprache führen wollen. Denn wenn Sie oben auf der Rednerbühne stehen, faßt Sie oft der Wirbel der revolutionären Leidenschaft an, und die schwarzen Rosse des Aufruhrs gehen dann auch mit Ihnen durch. Dies hat mir schon viel Schmerz gemacht, und erst wenn ich Sie dann wieder in meinen Armen halte, erkenne ich, was Sie sind und was Sie sein könnten.

Es ist wahr, entgegnete Mirabeau mit sehr großem Ernst, indem er den Grafen de la Marck umarmte, wenn ich oben stehe, und rede, fühle ich oft, wie die Schlangen der Revolution sich um mein Haupt ringeln und mich an jedem einzelnen Haar zupfen und zerren. Dann möchte ich aus jeder einzelnen Phrase, die mir entströmt, eine Flamme machen, um niederzubrennen, was nichts mehr taugt in der Welt, und es geschieht mit vollster Absicht, wenn ich zu weit gehe und nach dem Aeußersten greife. Auch kam es mir, ich muß es freimüthig gestehen, bisher darauf an, die Gährung des Volkes zu unterhalten, denn wenn Alles wieder still wird, halten sich die Nachtvögel von neuem sicher und beginnen ihren alten räuberischen Flug. Aber es wird nun bald nicht mehr nöthig sein, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ich will allen meinen Gegnern die Hand bieten, wenn sie mit mir nichts als die freie und starke Monarchie wollen!

Man wird Euere außerordentlichen Talente zu würdigen wissen, Graf Mirabeau! sagte La Marck, ihn mit Thränen in den Augen umarmend. Und dann werdet Ihr eine Stellung in Frankreich haben, wie sie mächtiger und schöner noch Keinem zuerkannt worden. Graf Mirabeau wird der nächste Minister von Frankreich sein, sobald wir mit Necker fertig geworden. Bis jetzt seid Ihr noch dem Hofe verdächtig, woran einmal Euere ganze Vergangenheit Schuld ist. Aber ich werde nie aufhören, die Augen der Königin auf Euch zu lenken. Bald wird sie einsehen, daß es nur einen Helfer in der Noth giebt, und das ist unser Mirabeau!

Sie können ja die Königin jeden Augenblick vertraut sprechen! rief Mirabeau jetzt mit dem lebhaftesten Feuer. Marie Antoinette hat eine wahre Freundschaft für Sie, denn Ihr Vater, der Herzog von

Arenberg, war ja österreichischer Feldmarschall! Die Königin wird sich durch Sie leiten lassen, wenn Sie nur nicht müde werden, ihr von mir zu sprechen. Sagen Sie ihr, daß Mirabeau auf seinen Knieen die Gelegenheit herbeisehnt, ihr dienen zu können. Es kommt blos darauf an, die Befehle der Königin zu vernehmen, und Mirabeau würde Steine karren, um den Tempel ihrer Wünsche bauen zu helfen!

Er sprang bei diesen Worten rasch auf und griff nach seinem Hut, um sich zu beurlauben.

Verzeiht mir, wenn ich das Eintreffen des Herzogs von Orléans nicht abwarte, sagte er. Zwischen mir und dem Herzog kann doch nie ein Bund geflochten werden, und es ist besser, daß er mich lieber nicht näher kennen lernt. Es verbreiten sich schon Gerüchte, daß ich zur Partei des Herzogs von Orléans gehörte. Ihr wißt am besten, daß es nicht wahr ist, aber ich muß Euch aufrichtig gestehen, ich möchte den Herrn Herzog auch nicht einmal zu meinem Kammerdiener haben.*)

Der Graf de la Marck mußte herzlich über diese Aeußerung lachen, und entließ dann seinen Freund mit dem erneuerten Ausdruck seiner ihm zugewandten aufrichtigen Gesinnung.

---

*) Das bekannte Wort Mirabeau's über seine angeblichen Verbindungen mit dem Herzog von Orléans. La Marck I. 128.

II.

Madame Le Jay und das Veto.

Es war an einem schönen, klaren Septembertage, als Mirabeau sich von Versailles nach Paris begab, um dort eine Geschäftsangelegenheit, die ihn seit einiger Zeit beunruhigte, persönlich in Ordnung zu bringen. Er hatte in Gemeinschaft mit seinen Genfer Freunden, namentlich mit Dumont und Duroverai, seit einiger Zeit ein Journal unternommen, welches unter dem Titel des Courrier de Provence in Paris gedruckt wurde, und sehr geharnischte und einflußreiche Artikel über die Tagespolitik und die Nationalversammlung brachte. Dies Blatt kam aber durch die Schuld des Buchhändlers Le Jay, der mit dem Vertrieb desselben beauftragt war, so unregelmäßig heraus, daß es beständige Klagen der Abonnenten darüber gab, und man Mirabeau von allen Seiten bestürmte, eine Veränderung darin zu treffen. Besonders drangen Dumont und Duroverai unaufhörlich darauf, das Blatt dem Buchhändler Le Jay fortzunehmen, aber Mirabeau wollte sich nicht dazu entschließen, obwohl man ihn dabei auf eine ziemlich empfindliche Weise mit der schönen Madame Le Jay neckte und ihm Schuld gab, daß er, um sein zärtliches Einverständniß mit der galanten Buchhändlerfrau zu schonen, lieber eine Zeitung zu Grunde gehen lasse, die so wichtig geworden sei, und bereits in den ersten Tagen ihres Bestehens mehr als dreitausend Abonnenten gefunden habe.

Denn Madame Le Jay war die eigentliche Seele des buchhändlerischen Geschäfts, mit dem man zu thun hatte, und bei welchem ihr Mann, dessen allmächtige Gebieterin sie war, nur in unterwürfiger Bangigkeit

ihr zur Seite ſtand. Es hatte ſich aber bei den Herausgebern des Courrier de Provence der ſchlimme Verdacht erzeugt, daß nicht nur die ſchlechte Geſchäftsführung an der eingetretenen Unordnung Schuld ſei, ſondern daß auch die eingelaufenen Abonnentengelder unterſchlagen würden. Außerdem klagte Le Jay alle Augenblicke, daß er kein Geld habe, um die Poſt oder Diligence, mit welcher die Zeitungspackete verſchickt wurden, zu bezahlen, oder der Drucker in Paris wollte nicht weiter drucken, da er kein Geld von Le Jay empfangen, und das Erſcheinen des Journals wurde dann ſo lange unterbrochen, bis Mirabeau neue Vorſchüſſe machte.

Obwohl Mirabeau dem Andringen ſeiner Freunde lange auszuweichen gewußt, ſo hatten ſie ihn doch heut faſt wider ſeinen Willen genöthigt, ſich mit ihnen in den Wagen zu ſetzen und zu einer gründlichen Unterſuchung dieſer Sache die Reiſe nach Paris zu machen. Mirabeau ſaß anfangs etwas mißgeſtimmt neben ſeinen Freunden, denen ſich auch Clavière angeſchloſſen hatte, und der letztere konnte es in ſeiner Weiſe nicht unterlaſſen, über das übelgelaunte Ausſehn Mirabeau's einige ſarkaſtiſche Bemerkungen zu machen.

Unſer Freund Mirabeau fürchtet ſich vor den Auseinanderſetzungen mit ſeiner ſchönen Freundin Le Jay, ſagte er neckend zu Mirabeau, dem er im Wagen gegenüber ſaß. Warum mußte aber auch der Debit des Journals gerade an einen Buchhändler übertragen werden, der eine ſo verführeriſche Frau hat? Madame Le Jay iſt zwar nicht mehr ganz jung, aber ſie ſtellt die Frau von ſechsunddreißig Jahren im hinreißendſten Stil dar. Wenn man der Gewalt ihrer ſchwarzen Augen entfliehen zu können meint, ſo bleibt man gewiß an ihrer wundervollen Büſte hängen, oder man lehnt

sich mit erstaunten Gefühlen an ihren herrlichen Embonpoint an, der eine unerschöpfliche Fundgrube der Freude darzubieten scheint. Wer kann da noch an Abrechnung oder unrichtige Führung der Bücher denken? Ich bin überzeugt, Madame Le Jay führt gar keine Bücher, denn es ist an sich schon unmöglich, ihr etwas schuldig zu bleiben. Und nun schleppen wir den großen Mirabeau fast als Gefangenen nach Paris, um mit der schönen Freundin zu rechnen.

Du bist ein Narr, Clavière, entgegnete Mirabeau mit einiger Heftigkeit. Du kennst mein Verhältniß zur Le Jay, und kannst Dir denken, daß es mir unangenehm sein muß, mit ihr in solche Auseinandersetzungen zu gerathen. Sie hat allerdings den Teufel im besten und im schlimmsten Sinne des Wortes im Leibe. Ich habe ihr schon meinen ganzen Antheil an dem Gewinn des Blattes cedirt, und würde auch gern noch Vorschüsse machen, so viel Ihr wollt. Aber daß Ihr von mir verlangt, dieser Misère auf den Grund zu gehen, ist wahrlich viel, und ich gebe Euch ein besonderes Freundschaftszeichen, daß ich darauf eingegangen bin. Ihr wißt, wie ungern ich mich jetzt auch nur auf einen halben Tag von Versailles entferne. Die Debatten über das Zweikammersystem und das Veto haben begonnen, und diese Frage hat eine so ungeheure Wichtigkeit, daß ich auch keine einzige Nüance, welche sich dabei in der Versammlung regt, unbeachtet lassen möchte.

Du hast ja gestern schon eine gewaltige Titanen-Rede zu Gunsten des Königs gehalten, versetzte Clavière mit einem verzogenen Lächeln. Der Volksheld Mirabeau hat eine ganz philosophische Lanze für das Veto des Königs eingelegt, und ich kann Dir sagen, daß gewisse Clubs bereits Rache gegen Dich schnauben. Du willst dem König, der jetzt froh sein muß,

daß er Dich hat, durchaus das Recht ertheilen, alle Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers durch sein einziges: „Ich verbiete es!“ umzuwerfen. Du hast Dich darin monarchischer als der König selbst und seine Minister erwiesen, denn Necker verlangte für die Krone nur das Recht, die Ausführung der Beschlüsse aufzuschieben, und sich an eine neu zu erwählende Versammlung zu wenden, deren Abstimmung dann erst für ihn entscheidend sein würde. Du aber, mein Freund, willst die Constitution auf Gnade und Ungnade dem Herrn Monarchen hingegeben sein lassen, und nachdem Du dies gestern an die große Glocke geschlagen, wirst Du Dir wohl heut einige Ruhe gönnen und wieder einmal Madame Le Jay, die liebenswürdige Frau, besuchen können. Mögen heut nun die anderen Redner ihre Hefte ablesen, denn weiter bringt es Eure Versammlung doch nicht.

Ich weiß, daß ich in diesen Dingen mit Euch Genfern mich nicht einigen werde, entgegnete Mirabeau, in träumerischem Nachsinnen zum Wagen hinausblickend. Ich versichere Euch aber, daß, wenn in unserer neuen Staatsverfassung der König dies Veto, dies „Ich verbiete es“ nicht haben soll, ich lieber in der Türkei als in Frankreich leben möchte. Denn es giebt keine Nation mehr, wenn sie nicht einen einzigen Chef an ihrer Spitze hat, der untheilbar in seinem Willen und seinen Entschlüssen ist. Ihr Genfer, mir ist die Monarchie aufgegangen, weil ich den Organismus will. Was aber den Thron beständig umfließen muß, ist die Autorität, die seine natürliche Atmosphäre bildet. Die Autorität des Monarchen darf keinen Augenblick schlafen, sondern sie muß jederzeit wachen und sich geltend machen. Ich fürchte die Uebergriffe des Königs bei weitem weniger, als die souveraine Aristokratie einiger hundert Personen, die

sich zu einer gesetzgebenden Versammlung vereinigt haben. *)

Man schwieg zu diesen Aeußerungen, und Dumont und Duroverai zeigten sich nur beeifert, den Postillon anzutreiben, damit man sobald als möglich die Hauptstadt erreichen könne. Wir müssen eilen, sagte Dumont, denn wie ich höre, geht die schöne Madame Le Jay so weit, sich das Eigenthumsrecht an dem Courrier zuzueignen. Sie gerieth neulich, als ich ihr meine Vorstellungen machte, in eine ganz allerliebste Wuth, und versicherte mich, daß sie uns nächstens ganz und gar zum Journal hinausjagen und sich andere Redaktoren suchen werde, mit denen sie weit besser wirthschaften zu können hoffe.

Mirabeau mußte unwillkürlich laut auflachen, und sagte dann begütigend: Wir werden schon mit ihr fertig werden. Mit ihr im Ernst zu brechen, halte ich allerdings für gefährlich, denn ihre Zunge beherrscht den ganzen Boulevard Poissonnière, auf dem sie ihr Magazin hat. Dort ist immer ein sehr lebendiges Volksgetümmel, und ich muß mich hüten, daß sie mich nicht in einer gar zu schwarzen Gestalt unter die Leute bringt. Es ist möglich, daß sie manche Aeußerungen und Geschichten von mir aufgeschnappt hat, denn ich habe eine Zeitlang fast täglich mit ihr gefrühstückt, als sie noch die kleine Boutique auf dem Boulevard hielt, wo man die Zeitungen und Brochüren bei ihr las.

Und wenn Du in den Zeitungen und Brochüren nichts fandest, suchtest Du bei Madame Le Jay etwas zu finden, sagte Clavière lachend. Oft soll die Boutique geschlossen gewesen sein, aus Mangel an guten Nachrichten, und Jeder wußte dann, daß die Revolution

*) Sätze aus der Rede Mirabeau's für das Veto des Königs.

feierte, während Du mit der schönen Madame Le Jay nebenan bei dem Restaurant saßest, um in einem isolirten Cabinet ein idyllisches Dejeuner einzunehmen. In einem solchen Moment magst Du Dich auch zu Deiner Rede für das Königliche Veto begeistert haben, denn die Le Jay gilt für eine eifrige Royalistin, und auch die Leute vom Hofe sollen ihr nicht selten in ihre Brochüren gekuckt haben.

Ihre schlechte Lese-Boutique besteht übrigens nicht mehr, warf Dumont lachend dazwischen. Ich war gestern ganz erstaunt, als ich an deren Stelle einen glänzend eingerichteten Buchladen antraf, in dessen Mitte Madame Le Jay, umgeben von allen Neuigkeiten der Literatur, vor einem Comptoirtisch von Marmor und Gold thronte. Man sieht, die gefährliche Schöne hat die Abonnementsgelder unserer Zeitung gut verwendet, während sie uns nicht nur Alles vorenthält, was uns zukommt, sondern auch unser Blatt durch die liederlichste Wirthschaft zu Grunde gehen läßt. —

Mirabeau brach das Thema ab, das manches Unangenehme für ihn zu haben schien. Bald waren auch die Thore von Paris erreicht, und der Wagen fuhr jetzt rasch in die Straßen ein, auf denen ihnen bald ein ungemein aufgeregtes Volksgetümmel entgegendrang. Lärmende und tobende Haufen schienen heut wieder alle Stadttheile zu durchziehen, und auf den größeren Plätzen fanden massenhafte Versammlungen statt, in denen Redner mit ungeheuerer Heftigkeit und Bewegung sich vernehmen ließen.

Ich höre von Nichts als vom Veto sprechen, sagte Mirabeau betroffen, indem er sein ungemein scharfes Ohr nach allen Seiten hinwandte. Das Volk hat in der That ungeheure Fortschritte gemacht. Ich hatte nicht geglaubt, daß es an diesen Begriffen der

Verfassung schon einen so tief eingehenden Antheil nähme, um da, wo noch vor Kurzem Barrikaden gestanden, jetzt philosophische Disputationen aufzuschlagen!

Das Volk wußte zwar zuerst nicht recht, was das Veto ist, entgegnete Clavière lächelnd, aber unsere Freunde, welche gestern die Stadt in allen Revieren bearbeiteten, haben es ihm mit allerhand Kunstgriffen und Bildern deutlich gemacht. Gestern fragte mich ein Blousenmann in der Rue Saint-Denis, mit dem ich mich lange herumphilosophirte, ganz ernstlich und vertraulich, aus welchem District denn eigentlich Herr Veto sei, und warum man nicht vorziehe, ihn lieber an der ersten besten Laterne aufzuhängen? —

Der Wagen hatte die größte Mühe, durch die noch in der Ausbreitung begriffenen Volksmassen bis zu der kleinen Straße, die auf dem Boulevard Poissonnière lag, sich hindurch zu winden. Das Volk hatte die Person Mirabeau's erkannt, und umdrängte bald seinen Wagen mit Zurufen aller Art, die theils, wie sonst, der Beliebtheit und Volksthümlichkeit des berühmten Abgeordneten galten, theils auch einen fremden, ihm unangenehm auffallenden Beiklang zu haben schienen. Es waren Mißlaute, die vom Veto und vom Grafen Mirabeau klangen, und im Hintergrunde grollten einige leise Stimmen, welche andeuten zu wollen schienen, daß Mirabeau, wenn er für den König sei, nicht mehr für das Volk sein könne. Clavière stieß ihn bedeutungsvoll an, als Dergleichen unmittelbar in ihrer Nähe gehört wurde, und Mirabeau richtete sich aus einem tiefen Sinnen empor, in welches ihn diese Volksstimmen versetzt hatten.

Jetzt war das Haus der Madame Le Jay erreicht, und Mirabeau bemerkte, daß die Volksmenge, die ihm aufmerksam nachgezogen, sich eiliger herandrängte

und ihm, indem er ausstieg, jetzt ganz nahe trat. Es befanden sich darunter einige bekannte Volksfiguren, mit denen Mirabeau schon früher in Berührungen gerathen war, und deren Einfluß in den Clubs und auf der Straße für sehr bedeutend galt. Mirabeau sah mit Erstaunen, daß diese Männer, die sich hastig an ihn drängten, als er aus dem Wagen stieg, ernste tiefbewegte Gesichter hatten, und ihn mit Blicken grüßten, welche auf eine fast inbrünstige Weise zu ihm zu reden suchten. *)

Ein alter Arbeiter, der Mirabeau's Hand ergriffen, hielt ihn an derselben fest, in dem Augenblick, wo er in den Buchladen der Madame Le Jay treten wollte. Herr Graf, sagte der Arbeiter, indem er sich fast bis zur Erde verneigte, Ihr seid der Vater des Volkes, und Ihr müßt uns retten. Wenn Ihr uns nicht gegen diese Unglücklichen vertheidigt, die uns dem Despotismus in die Hände liefern wollen, dann sind wir verloren. Hat der König das Veto, dann brauchen wir keine Nationalversammlung mehr, und wir sind und bleiben Sklaven, wie wir es bisher waren!

Mirabeau betrachtete den Mann näher und bemerkte, daß eine große Thräne in seinem Auge schimmerte. Er verschwand rasch in der Menge, nachdem ihm Mirabeau die Hand geschüttelt und ihn mit einigen leichten Worten zu beruhigen gesucht hatte. Andere Gestalten traten zu Mirabeau heran, und beugten fast die Kniee vor ihm, indem sie ihn beschworen, es doch nicht dulden zu wollen, daß der König das absolute Veto habe. Mirabeau versprach auch diesen Leuten, alles Mögliche nach ihrem Willen zu thun.

Ihr macht Euch übertriebene Vorstellungen, die

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 156.

Euch unnöthiger Weise ängstigen, meine Freunde, sagte er. Aber Ihr dürft Euch auf mich verlassen, und Ihr sollt glauben, daß ich immer nur Euere wahren Interessen im Auge haben werde, wo und wie ich auch meine Stimme erheben mag!

Ein stürmischer Beifallsruf drang jetzt aus der Masse zu ihm her, und das Volk schien sich von Neuem seinen Entzückungen für Mirabeau hingeben zu wollen. Aber Mirabeau glaubte sich nicht zu täuschen, als er in diesem Augenblick auch ein schrilles Pfeifen aus dem Hintergrunde her vernahm. Er blickte mit Betroffenheit dorthin, und glaubte einige bekannte Gesichter aus den Clubs zu erblicken, die wild und drohend auf ihn gerichtet waren.

Jetzt erhob sich eine mächtige Stimme, die einem Manne angehörte, der soeben auf einen Laternenpfahl gesprungen war und von dort aus eine Rede halten wollte.

Das Veto ist ein Ungeheuer, welches uns Alle verschlingen muß! rief er mit den heftigsten Gebärden. Dies Ungeheuer hat Klauen wie eine Tigerkatze, denn es zerkratzt und zerreißt damit die Souverainetät des Volkes. Dies Ungeheuer hat den Giftzahn der Schlange, denn es träufelt sein Gift auf unsere junge Freiheit, die danach verdorren wird, noch ehe sie zu dem schützenden und nährenden Baum für uns Alle emporgewachsen.

Diese weitbauschige Rede sei unser Traufdach, unter dessen Schutz wir jetzt in den Laden schlüpfen wollen! sagte Mirabeau.

Madame Le Jay, welche ihre Ankunft längst bemerkt, hatte die Thür ihres Magazins geöffnet, und ließ jetzt rasch die Freunde zu sich eintreten. Man begrüßte die schöne leichtfertige Frau mit einigem Ernst, wie sie ihn namentlich von Mirabeau nicht gewohnt

an den Tafeln, und es ist nicht typisch für Wildfänge, daß sie sich an Tafeln gewöhnen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen.

Wildfänge sind gefährlich, weil sie Krankheiten einschleppen können. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen.

Wildfänge sind gefährlich, weil sie Krankheiten einschleppen können. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen. Ich habe Tiere, die ich seit 1½ Jahren pflege, die aber noch nicht an Tafeln gehen.

darin? Seine Liaison mit dieser üppig gebauten Madame Le Jay ist darunter noch die am allerwenigsten gefährliche. Diese ruinirt höchstens unser Blatt, aber seine andern Liaisons werden uns noch den ganzen Mirabeau ruiniren. Aber seht, jetzt spricht er ganz leise mit ihr, und drückt ihr die weißen vollen Hände, aber sie sieht böse aus, wie eine Meerkatze, und schüttelt zu allen seinen Eröffnungen auf eine höchst maliciöse Weise den Kopf.

Madame Le Jay, sagte jetzt Mirabeau mit laut erhobener Stimme, und in der Absicht, von den Andern gehört zu werden, wenn die Redlichkeit auch nicht in der Welt existirte, so müßte man sie doch erfinden, da sie das einzige Mittel ist, um sich wirklich zu bereichern. *)

Madame Le Jay aber schien jetzt der Aufregung, die sich ihrer in immer steigendem Maaße bemächtigt hatte, nicht länger Halt und Schweigen gebieten zu können. Sie trat, zitternd vor Leidenschaftlichkeit, einige Schritte vor, und mit ihren geballten Fäusten in der Luft gesticulirend, rief sie mit kreischender Stimme: Mein Herr Graf, und Ihr, meine Herren, die Ihr durch Euere bösen und königslästerlichen Artikel uns den ganzen Courrier de Provence so heruntergebracht habt, daß ich ihn nicht einmal mehr für werth halte, die Spiegelscheiben meines Magazins damit putzen zu lassen, Ihr wollt mir meine Bücher nachsehen, um mich auf unrichtigen Dingen zu ertappen? Ich führe gar keine Bücher für Euch, denn ich bin eine ehrliche Frau, und wenn Ihr mich noch lange ärgert, nehme ich mir heute noch zwei andere Redactoren an, die sich schon bei mir um das Blatt

*) Die eigene Aeußerung Mirabeau's bei dieser Gelegenheit. Dumont. 122.

beworben. Ja, es giebt noch andere Autoren als Ihr seid, denn Paris ist Gott sei Dank eine Stadt, wo man Leute genug finden kann, die erträgliche Gedanken für hübsches Geld zu Papiere bringen. Da ist zum Beispiel Herr Guiraudez, ein noch sehr junger Mann, der aber die ungeheuerste Gelehrsamkeit besitzt, und mit dem Ihr aufgeblasenen Stümper Euch gar nicht messen könnt. Herr Guiraudez wird von heut an meinen Courrier redigiren. Und jetzt bitte ich mich augenblicklich zu verlassen, denn ich werde noch ohnmächtig vor Zorn, wenn ich Euch noch länger hier in meinem Magazin vor mir sehen muß. Oder ich werde mein Hausrecht gebrauchen, wozu es mir nicht an Willen und Stärke fehlt. Packt Euch hinweg, meine Hände fliegen mir, und ich kann nicht dafür stehen, daß sie nicht irgend Einem von Euch in's Gesicht fliegen sollten!

Diese furienhafte Erregung der Frau hatte auf die Genfer einen so überwiegend komischen Eindruck hervorgebracht, daß sie in ein lautschallendes Gelächter ausbrachen, und sich scherzend so anstellten, als wenn sie in der That jetzt die Flucht ergreifen würden. Der Unmuth Mirabeau's, der sich schon Luft machen wollte, wurde durch diese Heiterkeit seiner Freunde fast besiegt.

Laßt uns jetzt von hinnen gehen, denn es stürmt und hagelt hier wahrlich zu sehr, sagte Mirabeau, sich mit einer gleichgültigen Handbewegung von der noch immer wuthzitternden Madame Le Jay verabschiedend. Ich werde die Sache schon bestens mit ihr ordnen, verlaßt Euch nur auf mich. Es soll allen bisherigen Klagen gründlich abgeholfen werden.

Dumont und Duroverai erklärten jetzt, daß sie ihrerseits von dem Journal zurücktreten und keinen Antheil mehr an demselben nehmen würden.

So wird Herr Guiraudez Redacteur, rief Madame Le Jay, mit Rache funkelnden Augen.

Armer Guiraudez! rief Clavière, indem er sich mit komischem Abschiedsgruß vor Madame Le Jay hinstellte. Ihm ist eine Schürzen-Redaction beschieden, die eine wahre Sisyphus-Arbeit sein muß! Da glaube ich doch, daß man noch reiner bleibt, wenn man sich an den Hof verkauft, als an die Schürze der schönen Madame Le Jay? Was meint Ihr dazu, Graf Mirabeau?

Mirabeau überhörte diese Frage und lud dringend ein, das Magazin der Madame Le Jay zu verlassen.

Draußen auf der Straße hatte sich inzwischen die aufgeregte Volksmenge wieder verlaufen. Es war Alles still und leer, wie immer, in dieser Straße geworden. Die Genfer trennten sich jetzt von Mirabeau, da sie noch nicht wieder nach Versailles mit ihm zurückkehren, sondern noch ihren Angelegenheiten in Paris sich widmen wollten.

Beim Abschied sagte Clavière lachend zu Mirabeau: Das ist also Alles, was wir hier zusammen ausgerichtet haben? Es ist Schade, daß Eure Versammlung unter den siebzehn Stück Menschenrechten, die sie neulich wirklich angenommen, nicht auch den Satz mit decretirt hat: „Jeder Bürger hat das Recht, Madame Le Jay zu lieben, und an ihrem Herzen sich am Herzen der Königin zu träumen.“

Und damit Gott befohlen! sagte Mirabeau lachend, obwohl ihn der Spott Clavière's sehr zu verdrießen schien. Ich wünsche Euch bessere Aventuren, als die mit Madame Le Jay. Aber zu meiner Rechtfertigung muß ich hinzufügen, daß das Weib nicht so übel ist, als Ihr wähnt. Der Olymp bedurfte verschiedener Göttinnen, um alle Richtungen zu repräsentiren!

Mirabeau langte in der Nacht wieder in Versailles

an. Wenn Thiere Thränen weinen, dann sind sie wohl von dem Mitgefühl ergriffen von, das sich in ihrer Seele regt, wenn sie ihre Jungen leiden sehen. Wenn ein Hund seinen Herrn liebkost, dann ist es wohl nicht nur die Freude, die ihn dazu treibt, sondern auch Dankbarkeit, weil ihn sein Herr gepflegt und ihm Gutes gethan hat.

Wenn ein Thier sich vor Schmerz windet, dann ist es wohl nicht nur der Schmerz, der es dazu treibt, sondern auch Mitleid, weil es seine Jungen, seinen Herrn oder seine Gefährten leiden sieht. Wenn ein Thier sich vor Angst verbirgt, dann ist es wohl nicht nur

in der letzten Zeit einer neuen Liebe Raum geben müssen. Aber ihr Verhältniß mit Herrn von Poterat, das einen stillen, früher nie gekannten Herzensfrieden auf ihre letzte Lebenszeit gebreitet, war durch den plötzlichen Tod ihres Freundes unterbrochen worden. Sophie faßte den Entschluß, diesen Tod nicht zu überleben.*)

Sophie von Monnier todt? sagte Mirabeau mit einer tiefen Wehmuth, indem er an das geöffnete Fenster trat und in die lautlose Stille der Mitternacht hinausschaute. Sie war ein sanftes schönes Herz, und voll Leidenschaft in der Sanftmuth, voll Feuer in der Ruhe, und wenn die harmonische Oberfläche ihres Wesens von den Stürmen des Gefühls durchbrochen war, eine allmächtige, unverlöschliche Flamme! Als ich sie liebte, war ich damals glücklich? Es war ein Uebermaaß der Blüthen, in denen ich schwelgte, es war die taumelnde Jugend ohne Zukunft, eine Liebe, die sich berauscht in sich selbst, ohne Zweck und Ziel. Dann liebte ich Dich, Henriette, und es war ein fröhlicher, sinniger Herzensbund, der uns vereinigte! Du warst ein liebliches, frisches Geschöpf, meine Yet-Lie, und unsere Leidenschaft stand auf einem frohbewegten, gedankenvollen Grunde. Du liebtest das Volk und die Freiheit wie ich, und schwärmtest, wie ich, für die Ideale der Zukunft. Oft richtetest Du Dich in meinen Armen plötzlich zu mir auf, und sahest mich lange mit Deinen ewig unschuldigen und von Ideen trunkenen Augen an, und dann fragtest Du mich unter Deinen Küssen, ob ich hoffte, daß die Liebe und die Freiheit und das Volksglück miteinander heimisch werden könnten auf dieser Erde, um sie zu einem Paradiese zu machen? Meine arme Nehra, jetzt bist Du krank, und

*) Montigny, Mémoires de Mirabeau. III. 296.

der Dämon Deines Bruſtleidens feſſelt Dich nun ſchon ſeit Monden an Dein entſagungsvolles Lager. Kaum ſehe ich Dich noch, Yet-Lie, und es iſt wahr, ich fliehe Deine bleichen Wangen, und der erloſchene Glanz Deiner Augen thut mir ſo wehe, daß ich ihm nicht mehr begegnen mag. Meine Freundin, ich will ausführen, was wir uns einſt gelobten, und nun liegſt Du darnieder, und es ſieht aus, als vernachläſſigte ich Dich auf Deinem einſamen Krankenlager, während das Getümmel des Tages mich brauſend fortzieht. Aber Sophie und Henriette ſind Fixſterne der Erinnerung an meinem Lebensfirmament geworden. Und ſo, wie Du ſchwärmteſt, Henriette, und wie wir uns gelobten, kann es doch nicht ausgeführt werden! Das Volk iſt wie ein Frauenherz; es muß beherrſcht werden, wenn es ſich glücklich fühlen ſoll! Ueberlaſſen wir es ſich ſelbſt, ſo wird ſeine Fülle zu einer Leerheit, und ſeine Kraft vernichtet ſich ſelbſt in gemeiner Verwilderung. Aber ſieh, der Morgenſtern geht dort auf in ſiegreicher Pracht! In andächtiger Stille ſammeln ſich ringsher alle Gebilde der Nacht zu einem wunderbaren Moment der Feier. Wer biſt Du auf Deinen ſtillen Flammenſchwingen, herrſchender Morgenſtern? Du funkelſt wie das Auge einer Königin, und Dein Geſchmeide iſt prächtig, wie Marie Antoinettens Haar. Ja, ich folge Dir, und alle anderen Gedanken müſſen Dir gegenüber jetzt verblaſſen, wie dieſe Nacht! Es iſt der Morgenſtern, dem ich mich jetzt verſchrieben habe, und von ihm will ich nicht laſſen, ihm will ich mich zu nahen ſuchen, und er ſoll das letzte Ideal meines Lebens ſein! Die Monarchie, neu und frei aufgehend wie dieſer Morgenſtern über den Häuptern der Menſchen, verklärt auf ihrem Gipfel alle unſere Lebensträume und Liebesbilder und ſchließt ſie dort ab zu ihrem ſeligen Genüge. O Marie Antoinette, ſtrecke

Deine weiße Hand aus, und verscheuche alles Gewölk, das noch den Stern der Monarchie umdämmern will. Und dann laß diese weiße glückspendende Hand mich küssen! —

III.

Die Octobertage.

Es war am 5. October, als in der National-Versammlung, die ihre Sitzung heute schon am frühen Morgen begonnen hatte, plötzlich dunkle und beunruhigende Gerüchte auftauchten, die, man wußte nicht durch wen verbreitet, auf allen Bänken der Abgeordneten umherliefen, und bald auch den Präsidenten Mounier, der seit Kurzem die Zügel der Versammlung führte, zur Aussetzung der Verhandlungen veranlaßten. Man brach in Masse auf, um den Saal zu verlassen und sich auf die Straße hinaus zu begeben, wo sich schon Volksmassen aller Art versammelt hatten, die ebenfalls in dem aufgeregtesten Zustande waren.

Mirabeau war mit dem Grafen de la Marck zusammen aus dem Sitzungssaal getreten und begab sich mit demselben Arm in Arm nach dem Thore zu, welche auf die Landstraße nach Paris führte, und wo bereits eine große Menschenmenge durcheinanderwogte.

Ich glaube, ich sehe schon eine ungeheure Staubwolke in der Ferne die Landstraße heraufziehen! sagte Mirabeau zu seinem Begleiter. Und Ihr meint wirklich, daß ein revolutionairer Volkszug von Paris nach Versailles kommen werde, um dem König Gewalt an-

zuthun? Meine Pariſer Freunde haben mich ganz und gar mit Nachrichten darüber im Stich gelaſſen.

Zu den Gerüchten, die darüber ſeit heut Morgen im Schwange gehen, kann ich Euch noch eine ſehr wunderbare Mittheilung hinzufügen, ſagte La Marck, indem er ſich leiſer fliſternd an Mirabeau's Ohr neigte. Gegen zehn Uhr Morgens iſt heut der Vicepräſident des Pariſer Stadtrathes, Vauvilliers, hier auf dem Schloſſe angekommen und hat den Miniſtern eine Kunde überbracht, die den größten Schrecken einflößen mußte. Schon in der erſten Morgenfrühe ſollen ſich heut auf dem Grêveplatz in Paris einige tauſend Weiber verſammelt haben, die ihren Hunger zum Vorwand nahmen, um auf den König und alle Behörden zu ſchimpfen, und mit einem fürchterlichen Geſchrei nach Brod und Rache in das Stadthaus einzudringen. Sie zogen ſogar die Sturmglocke, und brachten eine ungeheure Menge Geſindel auf die Beine, das ſich jauchzend und tobend mit ihnen amalgamirte. Auch die franzöſiſchen Garden ſtürzten herbei, und verlangten Rache wegen des neulichen Offizierbanketts in Verſailles, auf dem die Offiziere der königlichen Leibwache die dreifarbige Cocarde von ihren Hüten geriſſen und unter ihre Füße getreten haben. Die raſenden Weiber, in denen Elend und Schmutz von ganz Paris ſich zuſammengehäuft, bildeten nun einen förmlichen Zug, dem eine bedeutende Volksmaſſe und ſogar ein Artillerie-Train ſich angeſchloſſen haben. Er ſoll zugleich mit mehreren tauſend Mann der Pariſer Nationalgarde hierher auf dem Wege ſein. Vauvilliers war dieſem Zuge vorausgeeilt, und meldete zugleich die Forderungen, welche die Weiber hier an den König bringen wollen. Sie werden nicht nur verlangen, daß der König ihnen Brod gebe, und daß er die Beſchimpfung der National-Cocarde räche, ſondern ſie wollen

...ahl von Wunden davon, und diese sah Gott
...ihm, und er ließ ihn wieder gesund werden.
...Gott ihn wieder gesund werden ließ, ging
...Hiob wieder an seine Arbeit, und Gott
...ihn noch viel reicher als vorher. Er
...bekam wieder sieben Söhne und drei Töchter,
...und seine Töchter waren die schönsten im
...ganzen Lande. Hiob lebte noch hundert und
...vierzig Jahre und sah seine Kinder und
...Kindeskinder bis in das vierte Glied. Dann
...starb er alt und lebenssatt.

Hiob war ein frommer Mann, der Gott
...liebte und ihm gehorchte. Er war auch
...gut gegen die Armen und Elenden. Er
...half ihnen, wo er konnte, und gab ihnen
...von seinem Reichtum. Er war ein Vorbild
...für alle Menschen, wie sie sein sollen.

Morgen in der Versammlung vorgelesen worden ist? fragte Mirabeau. Ich fürchte, diese Antwort wird gerade in einem so gefährlichen Moment, wie dem jetzigen, die Mißstimmung nach allen Seiten hin steigern, der König verfährt zu offenherzig, und dadurch wird er sich Alles verderben. Er erklärt sich, wie es ihm um's Herz ist mit diesen ersten Verfassungs-Artikeln und den Menschenrechten, die ihm zur Annahme vorgelegt worden. Ich finde, daß er auch darin, wie Ihr sagt, seinen gemüthlichen Lebensgewohnheiten treu geblieben ist. Er sagte in seiner Antwort nicht, daß er diese Artikel annehme, aber er will ihnen auch nicht entgegen sein, und mit dieser Ehrlichkeit, die ihn noch zu Grunde richten wird, fügte er hinzu, er werde ihnen unter einer Bedingung beitreten, von der er aber niemals ablassen werde. Und welches ist diese Bedingung? Daß die Berathungen der Nationalversammlung kein anderes Ziel finden würden, als die ausschließliche Befestigung der Executiv-Gewalt in den Händen des Monarchen! Niemand wünscht dies sehnlicher als ich, denn Ihr wißt und seht, wie ich nur für dies Ziel jetzt in der Nationalversammlung arbeite. Aber diese Herren Necker und St. Priest, wenn sie nur einigen politischen Takt hatten, durften den König nichts antworten lassen, was ihn nothwendig in eine zweideutige Lage bringen muß. Denn diese Erklärung schließt halb eine Drohung, halb eine Feigheit in sich, und macht das Wort des Königs erst recht von den Beschlüssen der Nationalversammlung abhängig.

Wartet nur, Graf Mirabeau, wir werden bald ein besseres Ministerium finden, sagte Graf de la Marck, ihm bedeutungsvoll auf die Schulter klopfend. Wenn der Name Mirabeau erst an der Spitze des Cabinets aufgegangen sein wird, werden wir ein sicheres Licht haben, das auch die Entschließungen des Königs leiten

wird. — Aber hört Ihr nicht das wunderſame Getöſe in der Ferne, welches wie eine Lawine, die ſich krachend abgelöſt hat, näher und näher heranzieht?

Ich glaube, es hat in der That gedonnert, entgegnete Mirabeau, indem er mit prüfenden Blicken den Horizont überſchaute, an dem ſich ſeit Kurzem düſtere Wolken aufgethürmt hatten. Einen ſo heißen Octobertag hat man ſelten erlebt, und der Himmel ſieht ganz und gar nach einem Gewitter aus.

Sie begaben ſich noch eine Strecke weiter auf der Landſtraße fort. Die höchſt elektriſche Gewitterſäule wird ſich bald zeigen! ſagte La Marck mit ſeinem feinen Lächeln. Es ſind die Fiſchweiber von Paris, welche bereits die Luft verderben, und aus deren Ausdünſtungen ſich Regen und Gewitter zuſammenziehen wollen. Riecht Ihr es denn wirklich noch nicht, daß die Fiſchweiber herangezogen kommen, um die Beſtätigung der Menſchenrechte zu verlangen? Man will es in der That vornehmlich dieſer Zögerung des Königs beimeſſen, daß der neue Krawall entſtanden iſt. Es mag noch ein gutes Zeichen bei dem Pöbel ſein, daß er ſo ſehr auf ſeine Menſchenrechte verſeſſen iſt. Die Philoſophen des Palais Royal ſollen eine förmliche Namensliſte angefertigt haben, auf welcher alle diejenigen ſtehen, welche in der Verſammlung gegen die Menſchenrechte geſtimmt haben. Es iſt dies eine ächte Proſcriptionsliſte, Graf Mirabeau!

Wir ſtehen nicht darauf, entgegnete Mirabeau, denn wir haben uns ja der Abſtimmung enthalten.

Das war in der That ein guter Rath von Euch, lieber Freund, und ein neuer Beweis Eures ſtaatsmänniſchen Genies! erwiederte La Marck.

Ich habe damit dem Volke blos zeigen wollen, daß ich ihm gern gefällig bin, erwiederte Mirabeau lächelnd. Auf den Straßen von Paris umfaßten ſie beinahe

meine Kniee, und beschworen mich, nicht gegen die Menschenrechte zu stimmen. Ungefälligkeit ist nie mein Fehler gewesen, und ich dachte, das Volk thut mir dafür ein anderes Mal wieder einen Gefallen.

In diesem Augenblick aber war das Schreien und Toben aus der Ferne ganz nahe getreten, und man erblickte bereits, in Staub gehüllt und in den seltsamsten Trachten einherziehend, die ersten Gestalten eines sich wild durcheinander wirrenden Zuges, der sich bald in einer unabsehbaren Länge, und in einer abenteuerlichen Reihe auffallender und nie gesehener Figuren, über die Landstraße hin entwickelte. Zugleich wälzte sich diese buntscheckige Prozession mit der reißenden Schnelligkeit eines Sturmwindes heran, und schien Alles, was ihm in den Weg treten würde, wüthend vor sich hersegen zu wollen.

An der Spitze erschienen zuerst zwei Männer von riesenhaftem Körperbau, die als Anführer ausersehen waren, und in einem dieser Würde entsprechenden Aufzuge einherschritten, zum Zeichen ihres Commandos aber lange, mit Eisen beschlagene Stäbe in der Hand schwenkten. Mirabeau erkannte in ihnen zwei sogenannte Forts de la halle, wie die männlichen Mitglieder des wunderbaren Poissarden-Staates in Paris genannt zu werden pflegen. Hinter ihnen folgten erst mehrere Tambours, die unaufhörlich und mit wirbelndem Sturm ihre Trommeln rührten. Dann sah man eine in einer gewissen Ordnung aufmarschirende Colonne von Weibern, welche in der eigenthümlichen Tracht der Damen der Halle mit gewaltigen, fast militairischen Schritten heranzogen, und Elend und Raserei auf ihren verzerrten, bleichen Gesichtern trugen. Die Zahl dieser Damen, von deren Lippen Schreie und Verwünschungen aller Art ertönten, mochte sich auf mehr als tausend belaufen, doch zwischen ihren Reihen

und unmittelbar hinter ihnen erblickte man noch eine bedeutende Menge seltsamer und nie gesehener Männergestalten, die das vollständige Aussehen von wilden Männern hatten und mit hohen, spitzen Mützen, lang herabrollenden Haarlocken und Bärten, Piken und eisenbeschlagenen Stöcken in der Hand, oder auch mit anderen bizarren Waffen, die man kaum zu nennen wußte, versehen, einherzogen. Diese Männer schleppten zugleich fünf Stück Kanonen in ihrer Mitte fort, durch deren leichte Fortschaffung sie zugleich spielende Proben ihrer ungeheuren Körperkraft an den Tag legen zu wollen schienen. Es waren dies Gestalten von so sonderbarer und geheimnißvoller Art, daß man vor ihrem Anblick unwillkürlich zurückschauderte, und verwundert nach der fremden Heimath fragte, welche sie plötzlich ausgesendet haben mochte.

Da seht Ihr wieder die generatio aequivoca der Revolution! flüsterte Mirabeau seinem Freunde in die Ohren. Ist es nicht räthselhaft, wo diese Menschen herkommen? Jede einzelne Emeute ruft ihre besonderen Gestalten hervor, die am anderen Morgen wieder ebenso räthselhaft verschwinden und dann nie wieder erblickt werden!

Den Zug beschlossen einzelne französische Garden und Nationalgardisten, die sich aus freien Stücken zu seiner Begleitung hinzugefunden zu haben schienen.

Am tollsten und unheimlichsten klang das Geschrei der Weiber nach Brot, das sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlich heulenden Klage- und Wuthtönen, die oft wie eine einzige vibrirende Saite von Anfang bis zum Ende des Zuges nachschwirrten, vermischte.

Die Lieder des Hungers tönen schauerlich! sagte Mirabeau zusammenschreckend, indem er den Arm des Grafen de la Marck faßte, um sich mit ihm in die

Stadt zurückzubegeben, die sie noch vor Ankunft der Poissarden daselbst zu erreichen strebten.

Ein bitterer Mangel herrscht ganz gewiß in Paris, sagte La Marck mit einem mitleidigen Anflug. Und doch halte ich diesen Nahrungsmangel zum Theil für künstlich hervorgebracht, um die revolutionaire Wuth des Volkes zu reizen. Denn Frankreich hat eine gute Ernte gehabt, und das Brot hat in der letzten Zeit nie mehr als drei Sous das Pfund gekostet, was schon seit Jahren der Marktpreis in Paris gewesen. Aber das Brot fängt plötzlich an zu fehlen, und das Ministerium sollte Tag und Nacht den Ursachen nachspüren lassen. Man flüstert von einem bösen Feind, der durch seine Agenten überall die Nahrungsvorräthe aufkaufen läßt. Oh, ich möchte um den König weinen, denn wenn solche Intriguen der Hölle sich einmischen, ist der edelste Mann, der je einen Thron geziert, verloren!

Ja, er ist ein Intriguant der Hölle, dieser liebenswürdige, thronsüchtige Herzog von Orléans! rief Mirabeau mit der heftigsten Gebärde.

Um Gotteswillen, sprecht diesen Namen nicht so laut aus! sagte La Marck, indem er sich vorsichtig nach allen Seiten umherblickte. Aber es wird Zeit sein, mein Freund, daß wir uns auf unsern Posten begeben. Die Wiedereröffnung der Sitzung war um drei Uhr bestimmt, und der Präsident hat uns Pünktlichkeit und Vollzähligkeit eingeschärft. Denn was sich auch heut noch ereignen möge, die Nationalversammlung muß auf dem Platze sein, um einen festen Anhaltspunkt der Ordnung und Gesetzlichkeit Allen bieten zu können.

So melden wir die Damen mitsammt ihrem Hofstaat an, sagte Mirabeau lachend. Denn, wie ich erlauscht habe, geht ihre erste Absicht dahin, der Natio-

Gesetzgebung, Recht, Verfassung, Art. 148, Abs. 3 der Reichsverfassung, Gesetz vom 4. Juli 1868, Gesetz vom 7. Mai 1874, Gesetz vom 11. März 1850, Gesetz vom 26. Juli 1897, Gesetz vom 22. März 1902, Gesetz vom 15. Juli 1909, Gesetz vom 24. April 1854, Gesetz vom 24. Dezember 1908, Gesetz vom 19. August 1869, Gesetz vom 21. Juni 1869, Gesetz vom 30. Mai 1908, Gesetz vom 1. Juni 1870, Gesetz vom 7. April 1869, Gesetz vom 20. Dezember 1899, Gesetz vom 18. August 1896, Gesetz vom 17. Mai 1898, Gesetz vom 30. Juni 1900, Gesetz vom 5. Juli 1899, Gesetz vom 15. Juli 1909, Gesetz vom 13. Juli 1899, Gesetz vom 3. Juli 1876, Gesetz vom 15. Juli 1909, Gesetz vom 15. Juli 1909, Gesetz vom 15. Juli 1909

ſtigkeit gerade vor den Präſidentenſtuhl hinſtellte, jetzt zu reden anhub. Er ſagte, daß ſie nach Verſailles gekommen wären, um Brot und Geld zu haben, und zu gleicher Zeit die Beſtrafung der Gardes-du-Corps zu erlangen, welche die patriotiſche Cocarde geſchmäht und mit Füßen getreten hätten!

Die Weiber aber erhoben ſich von den Abgeordneten-Bänken, und ſchrieen und kreiſchten gleichzeitig wie mit einem einzigen fürchterlichen Ton, daß man ihnen und der Stadt Paris Brot ſchaffen müſſe!

Der Präſident begnügte ſich ihnen bemerklich zu machen, daß die Nationalverſammlung ſchon ſehr viel gethan, um die Zufuhr von Nahrungsmitteln nach Paris zu befördern, und daß man noch auf neue Mittel und Decrete dafür ſinnen wolle, daß aber die Bürgerinnen, wie Mounier ſie galant genug nannte, einſtweilen wohl thäten, ſich wieder in Frieden nach Paris zurückzubegeben.

Das genügt nicht! riefen jetzt mehrere tiefe und gewaltig tönende Baßſtimmen, die aber den Lippen der unter die Abgeordneten verſtreuten Damen angehörten.

Sprich Du doch, Deputirter! ſagte eine hochgewachſene, im Gewicht ihres Embonpoints majeſtätiſch thronende Poiſſarde zu ihrem Nachbar, indem ſie von der patriarchaliſchen Gewohnheit des Dutzens, die im Fiſchweiber-Staat herrſchte, einen für die Situation ungemein feierlichen Gebrauch machte.

Und Du halte Deinen Mund, Deputirter! ſagte eine Andere, indem ſie einen beim Volke wenig beliebten Abgeordneten, der ſich eben zum Reden erheben wollte, an den Rockſchößen wieder auf ſeinen Platz niederzog. In dieſem Augenblick hörte man einige ſchmetternde Kanonenſchläge, die jetzt in kurzen Zwiſchenräumen ſich donnernd wiederholten. Es wa-

ren die Kanonen, welche die Poissarden aus Paris mitgebracht, und mit denen der größte Theil ihrer Genossinnen, die nicht in den Sitzungssaal hatten Einlaß finden können, sich unmittelbar in die Avenue des Schlosses begeben hatten, um dort die Feuerschlünde einstweilen zur Ankündigung ihrer Thaten spielen zu lassen.

Man erblickte plötzlich in dem Saal viele bleiche und erschrockene Gesichter. Da stand Mirabeau von seinem Platze auf und erhob seine Stimme, vor der plötzlich ein tiefes lauschendes Schweigen auf allen Punkten des Saales eintrat. Er fragte mit seiner gebieterischen Haltung: mit welchem Recht die Bürgerinnen gekommen wären, um der Nationalversammlung Gesetze vorzuschreiben, und die Abgeordneten in ihrem Handeln zu beeinträchtigen? Auch die Bürgerinnen der Halle, wie verdient sie sich auch um das Vaterland gemacht, hätten die Pflicht, in dieser Versammlung zu schweigen und den von der Nation erwählten Gesetzgebern ihren Respect zu beweisen!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sämmtliche Frauen in lautschallende Bravorufe ausbrachen und unaufhörlich in ihre Hände klatschten, um ihre Freude über den Redner und seine kraftvollen Aeußerungen auszudrücken.*)

Ein prächtiger Junge das, dieser Graf Mirabeau! riefen mehrere Poissarden wie aus Einem Munde.

Bravo, mein Sohn! sagte eine Andere, indem sie mit einem ungemein naturkräftigen Knix vor ihn hintrat und ihm alsdann mächtig die Hände schüttelte.

Mirabeau wandte sich darauf gegen den Präsidenten und beantragte, auf der Stelle eine Deputation zu ernennen, die, mit dem Präsidenten an der Spitze,

---

*) Mémoires de Rivarol p. 273. Ferrières I. 323.

sich noch in demselben Augenblick zum König begeben solle, um ihn zu einer unzweideutigen und ohne Verzug zu erklärenden Annahme der bis jetzt fertig gewordenen Verfassungs-Artikel zu bestimmen. Diese Deputation sollte dann von Seiner Majestät zugleich eine schleunige Abhülfe für Paris begehren, die der Lebensmittelnoth abhelfen und die Nahrungsverhältnisse der Hauptstadt befriedigend ordnen könne.

Von Neuem brach jetzt der Jubel über Mirabeau bei den weiblichen Insassen des Sitzungssaales los. Die Deputation wurde rasch, diesem Antrag gemäß, ernannt, und Mounier erklärte sich bereit, mit den dazu bestimmten Mitgliedern abzugehen, als in diesem Augenblick die Damen der Halle sich stürmisch erhoben, und ihren Willen zu erkennen gaben, mitzugehen und dem König ebenfalls ihren Besuch zu machen. Keine Vorstellungen halfen, sie von diesem Vorsatz abzubringen, und man war froh, sie endlich nur dazu bestimmen zu können, daß nicht mehr als sechs dieser Damen mit zum König eintreten wollten. Indeß brach doch jetzt der ganze Schwarm theils tobend, theils lachend und kichernd auf, um der Deputation zu folgen.

Draußen floß der Regen in Strömen herab. Die Abgesandten der Nationalversammlung hatten sich, um keine Zeit zu verlieren, zu Fuß auf den Weg begeben, und die Weiber zogen ihnen mit jauchzenden und heulenden Ausrufungen zum Schlosse nach, an dessen Zugängen unabsehbare Volksmassen sich umhertrieben. Zugleich erblickte man dort den größten Theil des Poissardenzuges, der sich voraus nach dem Schlosse begeben, aber nur bis zum ersten Gitter gelangt war, wo er sich in einer Art von Schlachtordnung aufgestellt hatte. Weiter hatten die Gardes-du-Corps, welche den Place d'armes besetzt hielten, die Annäherung an das Schloß nicht gestattet, doch schien ihnen

verboten, von den Waffen Gebrauch zu machen, obwohl die Massen es an Verhöhnungen und Drohungen gegen sie nicht fehlen ließen.

Man ließ die Mitglieder der Nationalversammlung, sobald sie erkannt waren, mit großer Ehrerbietung vorwärtsziehen, und umgab sie sogar mit einem Geleit, welches aus jenen zerlumpten, mit Piken, Beilen und Stöcken bewaffneten Männern bestand, die mit den Poissarden aus Paris hergezogen waren. Unter dieser seltsamen Bedeckung gelangten die Deputirten in den inneren Schloßhof, um sich bei dem König melden zu lassen. Der weibliche Theil ihrer Gesandtschaft hatte sich aber auf diesem Wege mehr als verdoppelt, da sich noch einige Pariserinnen von so starker und gewaltthätiger Constitution, daß ihnen nicht leicht zu widerstreben war, mit eingedrängt hatten.

Der König war schleunigst von der Jagd zurückgekehrt, nachdem er durch seinen Stallmeister, den Marquis von Cubières, welchen die Königin in ihrer Angst nach ihm ausgesandt hatte, glücklich aufgefunden worden war. Bei seiner Ankunft fielen auf dem Platz vor dem Schlosse einige Flintenschüsse, die zwischen den Gardes-du-Corps und dem sie neckenden Volke gewechselt wurden, und wodurch einige Kugeln gegen die Mauern des Sitzungssaales der Nationalversammlung prallten. Der erste Befehl aber, welchen Ludwig XVI. ertheilte, war dahin gegangen, daß die Truppen sich durchaus des Feuerns enthalten sollten. Als ihn der Prinz von Luxembourg, der Capitaine der Gardes-du-Corps, um weitere Verhaltungsbefehle ersuchte, sagte der König sogar scherzend: „Wie? Verhaltungsbefehle gegen Fischweiber? Ich muß annehmen, daß Sie Kurzweil treiben wollen.“

Das Vorzimmer des Königs hatte sich inzwischen mit einer bedeutenden Anzahl von Personen angefüllt,

unter denen sich auch Necker und der Minister des Innern, Herr von St. Priest, befanden. Hier und da wurden vertraute und leise Unterhaltungen angeknüpft, und man begann in diesem Kreise seltsamer Weise schon darüber zu verhandeln, ob der König abreisen solle oder nicht, und ob es nicht zur Sicherung des Throns einstweilen das Gerathenste wäre, wenn sich der König in eine Provinz zurückzöge.*) Mounier stand mit den Abgeordneten und den Poissarden längere Zeit in diesem Kreise, ehe er zum König vorgelassen wurde.

Ludwig XVI. empfing die Deputation mit jener einfachen und rührenden Güte, die bei ihm zugleich auf dem Grunde einer des Besten sich bewußten Gesinnung erschien, und in diesem Augenblick mehr von der Stärke als von der Schwäche seines Wesens an sich hatte. Mounier trug zuerst die Begehren der Nationalversammlung vor und entwarf dann mit beredten und nachdrucksvollen Worten eine Schilderung des Elends, welches die Bevölkerung der Hauptstadt heimgesucht habe. Ludwig XVI. antwortete, daß er Nichts unversucht lassen werde, um alle Uebel zu heilen, und der Ton seiner Stimme war dabei so hinreißend gewesen, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten.**) Mounier bat um eine Stunde, in welcher er die Erklärung Seiner Majestät über die reine und einfache Annahme der Constitutions-Artikel und der Menschenrechte, die von der Nationalversammlung erbeten worden sei, empfangen dürfe. Der König bestimmte die neunte Stunde desselben Abends. Es war jetzt gegen sechs Uhr. Darauf zog sich der

---

*) Madame de Staël Mémoires et considérations sur la révolution francaise I. ch. XI.

**) Rivarol p. 278.

König, nachdem er freundlich und herzlich gegrüßt, in sein Cabinet zurück, wohin er die Minister zur Berathung berief.

Inzwischen hatten sich unten auf dem Platz und den Vorhöfen des Schlosses die Zustände bedeutend zu verschlimmern angefangen. Die fortdauernden Reibungen zwischen den dort sich umhertreibenden Volksmassen und den Gardes-du-Corps hatten die übelste Wendung genommen. Man versuchte jetzt gewaltsam durch das Gitter in das Innere des Schloßhofes einzudringen, und ein Soldat der Nationalgarde von Versailles, die sich mit den revolutionairen Zuzüglern von Paris verbündet hatte, schoß einen Hauptmann der Gardes-du-Corps vom Pferde herunter. Dies wurde das Signal zu einem fürchterlichen Massacre, das sich bald von allen Seiten erhob, und bei dem die Gardes-du-Corps in dem schlimmen Nachtheil sich befanden, daß sie dem Befehl des Königs, von den Schießwaffen keinen Gebrauch zu machen, treu zu bleiben suchten. Das Volk aber hatte ein mörderisches Feuer gegen die Soldaten zu richten begonnen, und die Nationalgarde von Versailles machte Miene, mit einer Kanone zu schießen, die vor den Kasernen der alten französischen Garden aufgestellt war.

Ludwig XVI. sandte den Befehl herunter, daß die Soldaten den Platz gänzlich räumen und sich in ihre Kasernen zurückziehen möchten. Er hoffte, daß durch diesen Rückzug das Volk sich beruhigt finden würde. Die Gardes-du-Corps bildeten sich jetzt zu einer Colonne und verließen den Place d'armes, aber das Volk hatte seine Flinten von Neuem geladen und verfolgte die Abziehenden, denen es bis zu ihren Ställen hin einen unaufhörlichen Kugelregen nachschickte. In allen Straßen, aus allen Häusern wurden sie jetzt auf diesem Wege von Schüssen empfangen, viele sanken todt von

Digitized by Google

ihren Pferden herab, und der größte Theil zog sich in einer musterhaften Ordnung zurück, ohne eine Gegenwehr zu üben.

Dieser Vorgang hatte jetzt die größte Beunruhigung im Innern des Schlosses hervorgerufen. Im Rath der Minister, welche um den König versammelt waren, wurde jetzt mit größerem Nachdruck als bisher das Wort Flucht ausgesprochen. Aber der König wies jeden Gedanken an eine Flucht mit stillem Ernst zurück. Dann schlugen die Minister vor, wenigstens die Königin und den Dauphin abreisen zu lassen. Aber als sie die Wagen bereits heranfahren ließen, hieb das Volk den Pferden die Stränge ab, zerbrach die Räder, und lief mit dem Wuthgeschrei durch alle Straßen, daß man die Flucht des Königs nach Metz verhindern müsse!

Marie Antoinette aber war zu dem König in das Gemach getreten, und hatte ihm mit einer hohen muthvollen Stimme erklärt, daß sie ihn niemals verlassen, daß sie mit ihm sterben würde! Der König betrachtete seine Gemahlin mit einer staunenden Zuversicht und Freude. Ihr Gesicht strahlte von einer heldenhaften Entschließung, und das ängstliche Zagen, welches noch vor Kurzem auf demselben geherrscht, war verschwunden. In ihren schönen Augen blitzten nicht mehr die früheren Thränen, sondern ein Feuer, das den König mit Bewunderung und Kraft erfüllte. Es war gegen zehn Uhr Abends. Die Königin bemerkte ein Papier in den Händen des Königs, und sie fragte ihn mit ihren Augen danach. Der König erwiederte, das sei die schriftliche Erklärung, die er abgegeben, und wodurch er sich zur Annahme der ihm von der Nationalversammlung gestellten Begehren bekannt habe. Die Königin zuckte einen Augenblick unwillkürlich zusammen, zeigte aber sogleich wieder

ihre ruhige, fast heitere Miene. Dann ließ der König Mounier rufen, der schon seit einer Stunde wieder in der Antichambre auf diese Antwort harrte. Ludwig händigte sie ihm mit einem lächelnden, gütevollen Blick ein, obwohl er kurz zuvor vernommen, daß Mounier in der Mitte des Regiments von Flandern gesehen worden sei, als er dasselbe eben mit aufwiegelnder Beredsamkeit zum Abfall von der Sache des Königs zu ermahnen gesucht. Dies Regiment hatte sich auch bereits geweigert, zu den Waffen zu greifen, und in den Schloßhof einzurücken. Denn vor einer Stunde war der König zweifelhaft und bange über die Lage der Dinge geworden und hatte nach diesem Regiment geschickt. Er hatte auch seine getreuen Gardes-du-Corps, die er vorher zurückgesandt, wieder nach dem Schlosse rufen lassen. Ein großer Theil derselben hatte sich auch sogleich wieder gestellt, obwohl viele mit tiefen und gefährlichen Wunden, denn in allen Straßen, durch welche sie geritten, war abermals und von allen Seiten auf sie geschossen worden.

Nach zehn Uhr traf plötzlich ein Adjutant des Marquis von Lafayette aus Paris auf dem Schlosse von Versailles ein, der dem König meldete, daß Lafayette an der Spitze der gesammten Nationalgarde von Paris im Anzuge begriffen sei und binnen Kurzem in Versailles eintreffen werde. Die unendliche Verwirrung des Ministerraths schien bei dieser Nachricht nur zu steigen. Denn zu gleicher Zeit wurde bekannt, daß Lafayette zu diesem Ausmarsch durch den Ausschuß der Pariser Commune selbst bevollmächtigt worden sei. Man hielt sich überzeugt, daß er neue Forderungen von Paris aus überbringen würde. Der König äußerte, daß man in Ruhe und ohne Mißtrauen die Ankunft des Generals erwarten müsse. Zur Königin sagte er, daß ihm doch auch noch etwas übrig

geblieben sei, um sich der Armee des Marquis von Lafayette entgegenzustellen, nämlich sein eigener Degen!

Indeß fühlte sich der König, je mehr die Nacht hereinbrach, mehr und mehr von einem eigenthümlichen Wunsch bewegt, dem er jetzt Ausdruck leihen mußte. Er hielt es nämlich für gerathen, sich in dieser gefahrvollen Stunde mit der Unverletzlichkeit der Repräsentanten der Nation zu umgeben, und ließ deshalb dem Präsidenten der Nationalversammlung seinen Wunsch aussprechen, ihn in dieser Nacht bei sich auf dem Schlosse zu sehn, und zwar mit einer so großen Anzahl von Abgeordneten, als er nur immer mit sich herbeiführen könnte. Da durch die Volksmassen, welche inzwischen in den Saal des Menus geströmt waren, die Sitzung längst aufgehoben worden, so ließ Mounier von Straße zu Straße durch einen Tambour die Repräsentanten der Nation herbeirufen, so viel er nur deren habhaft werden konnte. Endlich erschien der Präsident selbst mit den hervorragendsten Mitgliedern der Versammlung auf dem Schlosse. Unter diesen sah man auch Mirabeau, den Grafen de la Marck, Volney, Robespierre, Guillotin, und viele andere. Einige von ihnen hatten Waffen angelegt, was den peinlichen Ernst und Drang des Augenblicks ungemein erhöhte. Mirabeau führte einen Säbel an einem Bandelier, den er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal dem schwarzen Kleide des dritten Standes, das er jederzeit trug, hinzugefügt hatte.

Endlich gegen Mitternacht war Lafayette mit zwanzigtausend Mann Nationalgarden in Versailles angelangt. Seine Trommel erschreckte zuerst den Weibertrupp der Poissarden, die sich auf dem Place d'armes jetzt zu einer vollständig kriegerischen Stellung formirt hatten, und eine Patrouille ausschickten, um die Absichten dieses neuen Ereignisses erforschen zu lassen. Lafayette

aber ließ seine Armee im Angesicht des Schlosses Halt machen und stellte sich auf dem Platz und den Zugängen des Schlosses und in allen angränzenden Straßen in einer feierlichen Ordnung auf. Dann stieg er vom Pferde und begab sich, begleitet von den Commissarien, welche ihm die Commune von Paris mitgegeben, zum König in das Schloß. In einer kurzen Anrede erklärte Lafayette dem König, daß er mit allen Nationalgarden von Paris gekommen sei, um die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und den Frieden des Königs mit der Nation dauernd zu vollenden. Die Forderungen der Pariser Commune ließ er durch die Commissarien selbst vortragen. Dieselben bestanden in vier Punkten. Der König möge den Dienst in seinem Schlosse nur durch die Nationalgarde versehen lassen; er möge der Commune Einsicht in alle Acten über die Verpflegung von Paris gewähren; er möge die Menschenrechte einfach genehmigen; er möge Paris zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte wählen. *)

Der König erwiederte, den ersten Punct werde er gern genehmigen. Der zweite und dritte seien ja schon erledigt. Was den vierten Punct anbetreffe, daß man die Verlegung seiner Residenz nach Paris wünsche, so liege dies gewiß nicht außerhalb seiner Neigung, aber er werde es vorziehen, darüber noch nach seinem Gefallen sich bestimmter zu entschließen.

Nach dieser Unterredung eilte Lafayette zur ersten Ausführung seiner Sendung. Er beorderte die Abtheilungen der Nationalgarde, welche jetzt in das Schloß rücken sollten, um alle Posten in demselben zu besetzen. Die übrigen Bataillone wurden in den Kirchen und anderen Gebäuden der Stadt unterge-

*) Sybel Geschichte der Revolutionszeit. I. 69.

bracht, oder sie lagerten auf den Straßen, bei fröhlich flackerndem Wachtfeuer. Diese Feuer wurden zugleich eine Anlockung für die übrigen Volksmassen, welche, unruhig umherschwärmend und immer aufgeregter werdend, die Nacht auf den Straßen zubringen zu wollen schienen. Allmählig begann die ganze Weiber-Colonne, mit all ihrem Anhang aus den Pariser Faubourgs, sich in der Nähe dieser Wachtfeuer anzusiedeln, wodurch viel Spaß und Tollheit, aber auch neue Aufregung und Lust zu vermessenen Unternehmungen entstanden. Man verabredete sich, die Caserne der Leibwache zu stürmen und diese verhaßte Truppe gänzlich aufzureiben.

Obwohl diese drohenden Anzeichen ihm gemeldet waren, so verließ doch der General Lafayette schon bald nach Mitternacht das Schloß, um, da er sich erschöpft und ruhebedürftig fühlte, im Hôtel Noailles sein Nachtquartier zu nehmen. Auch die Mitglieder der Nationalversammlung, die bis dahin in einem Saal des Schlosses vereinigt gewesen, entfernten sich jetzt. Es schien wieder eine Stunde des Friedens im Schlosse von Versailles eingekehrt zu sein. Der König und die Königin begaben sich in ihre Gemächer, um den Schlummer zu suchen. Eine wunderbare Stille und Lautlosigkeit begann plötzlich im ganzen Schlosse zu herrschen.

Draußen aber brach in der Stille der Nacht ein neues und gewaltiges Toben an, das zuerst vor der Caserne der Gardes-du-Corps sein Ziel suchte. Die Caserne erlag sofort den wüthenden Volkshaufen, welche in übermächtiger Anzahl eindrangen, und Alles vor sich niederzuwerfen und zu zerstören suchten. Die nur in geringer Anzahl anwesenden Garden suchten sich durch die Flucht zu retten, und nahmen schleunigst ihren Weg zum Schlosse des Königs hin. Mehrere

von ihnen wurden getödtet, oder auf entsetzliche Weise verstümmelt.

Jetzt aber, als der Morgen heraufzudämmern begann, wandte sich wie in einer stillschweigenden Uebereinstimmung der Massen ihre rasende Unternehmungsluft dem Schlosse zu. Man fand einen Eingang zum Schlosse von seiner Wache verlassen, und durch diesen ergoß sich zuerst die brausende Menge, die bald alle Höfe und Corridors überschwemmte und erst leise und vorsichtig, dann mit ungezügelter Wuth losstürmend, zu den Königlichen Gemächern vorzudringen strebte. In diesem Augenblick erscholl plötzlich ein wunderbarer Laut aus diesen sich in den Corridors fortwälzenden Haufen. Die Stimme rief mit einem seltsam schneidenden und zischenden Klang: „der Kopf der Königin!“ und von einem fürchterlichen Drohgeheul, das diesem Ausruf folgte, erschallte jetzt das ganze Königsschloß in allen seinen Räumen. Man drang weiter vor, tödtete einige Leibwachen, die auf den Gängen ihre Posten hatten, und fand zuerst einen hartnäckigen Widerstand an der Schildwache, die vor der Thür des Schlafzimmers der Königin stand, und sich so lange vertheidigte, bis sie unter den auf sie geführten Streichen der Piken und Flintenkolben zusammenstürzte.

Von den furchtbaren Stößen, welche gegen die Thür geführt wurden, war Marie Antoinette erwacht und in ihrem Bett hoch emporgefahren. In demselben Augenblick stürzte ihre Kammerfrau herbei, und benachrichtigte die Königin von den ausgebrochenen Schreckniſſen, vor denen kaum noch ein Entrinnen möglich schien. Marie Antoinette sprang aus ihrem Bett und eilte, ohne sich noch Zeit zum Ankleiden zu gönnen, nackt, nur mit dem Nachthemd bekleidet, zu einer Seitenthür ihres Gemaches hinaus, die in einen inneren Corridor führte, einen langen und engen

Gang, durch welchen das Gemach der Königin mit dem Oeil de boeuf und von dort mit den Zimmern des Königs in Verbindung stand. Vom Entsetzen getrieben, eilte die Königin über diesen Gang dahin, fand jedoch zu ihrem neuen Schrecken die Endthür des Corridors verschlossen, an der sie erst einige Minuten lang klopfen mußte. Dann aber konnte sie sich mit einem lauten Freudenschrei in die Arme des Königs retten, der ihr entgegenkam und sie an seine Brust drückte.*)

Unterdessen hatte der tobende Haufen, welcher das Schlafzimmer der Königin in düstern Absichten belagerte, die Thür eingeschlagen, und war mit einem nach seiner Beute verlangenden Gebrüll jetzt in das Innere des Gemachs eingedrungen. Man stürzte sogleich bis zum Bett der Königin vor, und ein Mann mit einem großen rothen Bart, der eine bekannte Figur in der Verbrecherwelt von Paris war, zog mit einem grinsenden Lachen die Vorhänge des Betts herunter. Mit einem allgemeinen Aufschrei wurde bemerkt, daß das Bett leer war und die Königin sich nicht mehr darin befand. Die Pikenmänner warfen sich jetzt über das Bett hin, rissen die Kissen herunter, und durchbohrten dieselben mit ihren Waffen.

In diesem Augenblick trat Mirabeau ein und betrachtete mit Empfindungen, die ihn auf das Wunderbarste überwältigten, diesen Ort, der die Scene eines so widerwärtigen Frevels geworden war. Er war, mit mehreren anderen Mitgliedern der Nationalversammlung, auf die bald durch ganz Versailles gedrungene Schreckenskunde von den Vorgängen im Schlosse, wieder hierher zurückgeeilt, und der überall verbreitete Ruf, daß das Leben der Königin bedroht werde, hatte

*) Weber. I. 446.

Digitized by Google

ihn unmittelbar zu diesen Gemächern hergetrieben, wo er soeben in der größten Aufregung, und mit dem glühenden Wunsch, die Königin retten zu können, angelangt war.

Mit einer flammenden Gebärde trat er jetzt vor das Bett der Königin hin, und zog den an seiner Seite hängenden Degen, indem er damit die Unfugtreibenden zurückzujagen suchte. Er breitete sich dabei über das Bett hin, in welchem Marie Antoinette noch vor wenigen Minuten gelegen und geschlummert hatte, und die eine seiner Hände ruhte eine Zeitlang auf dem Pfühl, der noch warm von dem Körper der Königin zu sein schien. Diese Wärme erfüllte ihn jetzt wie mit einem elektrischen Strom, und er vergaß der ihn umdrohenden Gefahr, indem er sich von einem Schauder des Entzückens in allen seinen Gliedern durchdrungen fühlte.

Man hatte in dem Haufen den Grafen Mirabeau erkannt, und schien es nicht so ernst nehmen zu wollen, daß Mirabeau sich zu einer Abwehr gegen ihr Beginnen aufgestellt hatte. Man beachtete ihn kaum, da man schon im Begriff gewesen war, dies nutzlose Treiben von selbst wieder zu verlassen und zu anderen Nachforschungen im Schlosse eilig fortzustürmen.

Als Mirabeau sich aus der träumerischen Verzückung, in welche er am Bett der Königin gerathen war, wieder emporrichtete, sah er sich fast allein in dem Gemach. Nur im Hintergrunde desselben bewegten sich noch einige Gestalten auf und nieder, die ihm aber fern blieben. Seine Augen wandten sich immer wieder zu dem Bett der Königin zurück, das in dem Gewühl der Zerstörung, in dem es vor ihm lag, zugleich Anschauungen in ihm wachrief, von denen er sich nicht losreißen zu können schien.

Jetzt fühlte er plötzlich, daß ihm eine starke Hand

auf die Schulter klopfte, und als er sich fast erschrocken umwandte, sah er in das ernste, kalte, ihn spöttisch anblickende Gesicht des Abgeordneten Pétion.

Ein fesselnder Anblick für die Männer der linken Seite, sagte Pétion grinsend, indem er auf das zerwühlte und zerfetzte Bett der Königin hindeutete. Unser College Mirabeau scheint noch nach einigen Parfüms aus der Atmosphäre der schönen Marie Antoinette zu suchen. Hallo, ist das nicht auch ein Verrath an der Volkssache, bei dem wir den Grafen Mirabeau hier ertappen?

Mirabeau, der unwillig einige abweisende Worte erwiederte, bemerkte jetzt zuerst, daß sich in diesem Augenblick ein ganzer Kreis von Abgeordneten um ihn gebildet hatte, unter denen er namentlich Robespierre, Barnave und den Doctor Guillotin erkannte. Die beiden ersteren sahen Mirabeau mit mißtrauischen und zürnenden Blicken an. Aber Doctor Guillotin, der stets ein ungemein sanftes und einnehmendes Lächeln auf seinem Gesicht hatte, reichte Mirabeau freundlich die Hand, obwohl mit den einigermaßen spöttisch hinzugefügten Worten, daß er es entschuldigen möge, wenn man ihn aus schöneren Träumen in die Wirklichkeit zurückversetzt habe.

Mirabeau schwieg, indem er mit ruhig übereinandergeschlagenen Armen diese Herren betrachtete, mit deren revolutionairem Feuereifer er schon in der letzten Zeit bei den Debatten der Nationalversammlung sehr häufig in Widerspruch getreten war, und deren Haß er sich mehrfach erworben zu haben glaubte.

Es war immerhin ein herzbrechender Anblick, den Grafen Mirabeau zu sehen, wie er das Bett der Königin gegen die wackern Männer des Volkes schützte! rief Robespierre mit einem wilden und verächtlichen Ausdruck. Steht er nicht da, wie der Hoheprieſter

der Reaction an dieſer Bundeslade der Königlichen Gnaden? Und viel Gnaden ſind ſicherlich ſchon in dieſem Bett ausgetheilt worden, Graf Mirabeau! Warum iſt man aber auch verſpäteter Royaliſt?

Dies Bett iſt allerdings ſo ſchön und ſüß, daß es ſich ſogar angenehm darin ſterben würde! ſagte der weichere Barnave, indem er zu dem Bett der Königin hinüberblinzelte.

Für eine angenehme Todesart laßt nur hier unſern Doctor Guillotin ſorgen! rief Robespierre mit einem rohen Lachen. Er hat eine wunderbare Köpfmaſchine erfunden, von der ich neulich die Zeichnung bei ihm eingeſehen habe. Damit werden die Köpfe ſo mild und ſo ſanft abgehen, daß man es für eine Wohlthat der Menſchheit halten wird, wenn die Maſchine nur erſt zu arbeiten anfängt. Und dies wird hoffentlich bald geſchehen.

In der That, iſt die Köpfmaſchine fertig, Doctor Guillotin? fragte Barnave begierig.

Ich kann mich deſſen noch immer nicht rühmen, entgegnete Guillotin mit ſeinem freundlichen Kinderlächeln. Unſer Freund Robespierre eilt damit gar zu ſehr. Ich werde den mir übertragenen Bericht über das peinliche Geſetzbuch wohl erſt gegen Ende dieſes Jahres abſtatten können, und damit will ich zugleich meine Maſchine vorlegen, an der ich noch jeden Tag verbeſſere, und die, wenn ſie mir ganz gelingt, in der That ein Triumph der Humanität ſein wird.

Nun, ſo wird man wohl inzwiſchen noch andere Mittel finden, um die Verräther des Volks zu treffen, und aus dem Wege zu ſchaffen! rief Robespierre mit einem finſtern Trotz. Seine Augen begegneten ſich dabei auf eine unheimliche Weiſe mit den Blicken Mirabeau's, der, erſtaunt über die ſelſamen Ahnungen,

die ihn in diesem Augenblick beschleichen wollten, ihn fragend anstarrte.

Aber Robespierre hatte sich in diesem Augenblick rasch umgekehrt und war aus dem Zimmer verschwunden. Eben so rasch waren ihm Pétion, Barnave und Guillotin gefolgt, und Mirabeau sah sich wieder allein in dem Gemach der Königin, in welchem die Ampel, durch die dasselbe bisher erhellt worden, zu erlöschen begann. Mirabeau fühlte sich von einem Schauder ergriffen, den er sich nicht zu erklären vermochte, und eilte in die erleuchteten Corridors des Schlosses hinaus, durch welche ein unaufhörliches Menschengewoge, vermischt mit einzelnen räthselhaften Gestalten, die Jedermann bekannt schienen und doch von Niemand gekannt wurden, sich hin- und herschob. Mehrere dieser Gestalten trugen Masken, oder hatten sich die bizarrsten Verkleidungen erwählt, um unkenntlich zu erscheinen. Durch einen der Gänge glaubte Mirabeau den Herzog von Orléans schlüpfen zu sehen, dessen bleiches, heut von einem wilden Fanatismus beseeltes Gesicht ihm auch in einem Winkel des Haupt-Corridors wieder begegnete, wo der Herzog, geheimnißvoll flüsternd, mit seinen Vertrauten, dem Herzog von Aiguillon und seinem Secretair La Clos, dem Verfasser der Liaisons dangereuses, zusammenstand und die ferneren Parolen für die Weiterführung dieses Aufstandes auszutheilen schien. Auch Marat und die colossale, finstere häßliche Gestalt Danton's, mit den Medusen-Augen, dessen Namen zuerst unter den Vorkämpfern im Bastille-Sturm genannt worden, glaubte Mirabeau in diesem beispiellosen Gewühl vorbeitreiben sehen.

Plötzlich aber verbreitete sich wie mit einer Posaunenstimme, welche durch alle Räume des Schlosses schmetterte, die Nachricht, daß der General von Lafayette angekommen sei. Aus seinem Schlaf erweckt, dem er

sich in auffallender Sorglosigkeit überlassen, hatte er sich auf sein Pferd geworfen und war in Sturmeseile zum Schlosse hergeritten. Ihm folgten starke Abtheilungen der Nationalgarde, die sich auf seinen Befehl sofort im Schlosse vertheilten und alle Verbindungsgänge in demselben besetzten. Die in demselben angesammelt gewesenen Volkshaufen wurden wie mit einem einzigen Stoß hinausgedrängt, wogten aber noch auf den Höfen des Schlosses in einer unentwirrbar tobenden Masse weiter. In demselben Augenblick stieg eine helle strahlende Herbstsonne am Horizont empor, und schien über den zerstiebenden Gebilden dieser furchtbaren Nacht den Anbruch einer Versöhnung zu verkündigen.

Lafayette stand vor dem König und suchte Worte der Zuversicht und der Beruhigung einzusprechen. Aber zugleich deutete er darauf hin, daß die Abreise des Königs nach Paris unerläßlich sein werde. Ludwig XVI. schien ermüdet und sorgenvoll. Von allen Seiten drängte man sich jetzt mit der Bitte um ihn her, daß er in die Verlegung der Königlichen Residenz nach Paris willigen möchte. Die Königin stand abseits, und vermied es, den Augen des Königs zu begegnen. Endlich sagte der König mit einem gefaßten und entschiedenen Ton, daß er gegen Mittag nach Paris abreisen wolle. Diese Nachricht verbreitete sich rasch und ungestüm von Mund zu Munde. Unten auf den Höfen begannen die Massen bereits hoch zu jubeln.

Der König trat jetzt an der Seite Lafayette's auf den Balcon hinaus, um der Menge diese Kunde zu bestätigen, die bis jetzt mit ungeheueren Freudenschreien, mit unzähligen Lebehochs für den König und mit dem Feuer der Musketen, das man überall löste, aufgenommen wurde. Als aber eine Pause in diesen Jubel-

bezeugungen eintrat, hörte man die heftigsten Flüche und Verwünschungen gegen die Königin laut werden.

Jetzt führte Lafayette auch die Königin auf den Balcon hinaus. Sie erschien ohne Zögern und mit einem festen Auftreten ihrer herrlichen Gestalt, indem sie an der einen Hand den Dauphin, an der andern die Madame Royale führte. Da schrie von unten herauf eine gewaltige Stimme: Keine Kinder! Marie Antoinette stieß mit einer kaum bemerklichen Bewegung der Hand ihre Kinder wieder in den Saal zurück, und blieb neben Lafayette allein auf dem Balcon stehen, indem sie mit einer unendlichen Ruhe und edeln Würde ihre Arme über der Brust faltete, und ohne sich zu demüthigen, doch ihren Tod zu erwarten schien. Jetzt ergriff Lafayette die Hand der Königin und küßte dieselbe. Da durchdröhnte der einstimmige Jubelschrei des Volkes die Luft, und der lange nicht gehörte Ruf: Es lebe die Königin! erschallte von allen Seiten.

Einige Stunden später fuhr der Wagen des Königs mit den beiden Majestäten über die Landstraße der Hauptstadt zu.

Vierzehn Tage darauf folgte die Nationalversammlung nach Paris, um dort ihre Sitzungen zu halten.

Mirabeau hatte diesen Vorschlag gemacht, und dabei erklärt, daß die Nationalversammlung von der Person des Monarchen unzertrennlich sei!

IV.

Die Reise zur Königin.

Es war am 3. Juli 1790, als Mirabeau in Gesellschaft des Grafen de la Marck in den Wagen stieg,

um sich nach Saint-Cloud zu begeben, wohin sein jüngerer Leit glühende und rathsole Wünsche ihm gezogen hatten.

Der Hof verweilte seit Ausbruch des Sommers auf dem Schlosse in Saint-Cloud, wo er in einer stillen und unthätigen Zurückgezogenheit die Ereignisse abwarten zu wollen schien. Seine Lage war nicht schlimmer, aber auch nicht besser geworden, und jeder Tag begann für den König und die Königin mit einer neuen Beschreibung und nur mit einer neuen, zweifelhaften und bedenklichen Trost. Mirabeau glaubte, daß der König etwas Entscheidenes unternehmen müsse, um dies lange Krankenlager auf den die Monarchie dahinsiechte, zu unterbrechen. Seit einiger Zeit hatte er täglich den Grafen de la Mark beschworen, ihm eine Zusammenkunft mit der Königin Marie Antoinette zu verschaffen. Von einer persönlichen Unterredung mit der Königin wollte Mirabeau die unterordentlichsten Erfolge hoffen. Er muß sich die Kraft bei, ihr durch gute Worte, die er mit ihr wechselte, andere und neue Ueberzeugungen über das, was zu thun nothwendig sei, einflößen zu können.

Der Graf de la Mark hatte diesem Anbringen bisher widerstanden, da er die Abneigung und Scheu, welche die Königin vormährend gegen Mirabeau hegte, aus einzelnen Gesprächen mit ihr kannte, und es deshalb nicht mehr wagte, von Mirabeau zu sprechen. Dagegen hatte es jetzt der österreichische Gesandte in Paris, der Graf von Mercy, der im Vertrauen der Königin seit einiger Zeit den ersten Platz einnahm, übernommen, die Bedenken der Königin zu beleben, nachdem er zuvor mehrere Unterredungen mit Mirabeau gehabt, und mit ihm den Plan zur Rettung der Monarchie besprochen hatte. Mirabeau gerieth in einen Rausch des Entzückens, als ihm Graf Mercy gestern

anzeigte, daß die Königin eingewilligt habe, den Grafen Mirabeau am heutigen Tage in Saint-Cloud zu empfangen.

Mirabeau war so erregt von dieser Aussicht, auf die er lange gedacht und geträumt, daß er eine Zeitlang schweigsam und stumm im Wagen saß und mit La Marck, der ihn auf diesem Wege zu begleiten gewünscht, nur eine sehr nothdürftige Unterhaltung führte.

Der gesprächige La Marck konnte aber dies Schweigen nicht länger aushalten, und mochte es zugleich für seine Schuldigkeit ansehn, noch einige wohlgemeinte Winke und Rathschläge auszutheilen, um Mirabeau vor jeder Uebereilung, der Königin gegenüber, zu warnen. Indeß, fügte er auch wieder mit seiner ihn nie im Stiche lassenden Verbindlichkeit hinzu, der Graf Mirabeau ist darin der ächte Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, daß ihn in der schwierigsten Situation am allerwenigsten der Takt verläßt und er stets genau weiß, wie weit er gehen, wo er anfangen und wo er aufhören soll.

Es ist sehr großmüthig von Ihnen, lieber Freund, entgegnete Mirabeau, daß Sie noch auf meine aristokratische Natur rechnen wollen, nachdem unsere Nationalversammlung vor einigen Wochen den ganzen Adel abgeschafft, und ich heut nur noch als Monsieur Riquetti zur Königin nach Saint-Cloud gehe, während mein Freund, der gute Monsieur Marck, die Güte haben will, mich bis Auteuil zu begleiten!

La Marck lachte über diesen guten Humor, in dem sich Mirabeau befand. Er schien aber noch mancherlei andere Bedenken auf dem Herzen zu haben.

Ich weiß, daß Sie große und segensreiche Entwürfe für Frankreich hegen, lieber Mirabeau, sagte er nach einer Pause. Aber hüten Sie sich davor, die Königin durch Vorschläge in Verlegenheit zu setzen,

die den Finanzpunkt zu ſtark in Anſpruch nehmen könnten. Der Hof hat kein Geld, um irgend etwas Großes und Umfaſſendes unternehmen zu können. Da es ſich als eine Unmöglichkeit erwieſen hat, die neue Necker'ſche Anleihe zu Gelde zu machen, trotz der Zuſtimmung, mit welcher die Repräſentanten der Nation dieſelbe verſehen haben, und kein Banquier auch nur einen Sous darauf hat einzahlen wollen, ſo ſind die Geldmittel des Hofes in dieſem Augenblick auf's Aeußerſte beſchränkt.

Was ich vorſchlagen will, wird nur wenig Geld koſten, aber ſehr viel Geld einbringen, ſagte Mirabeau lächelnd. Ich will den König allein auf meine Koſten retten, wenn er mir verſprechen wollte, die ungeheure Vermehrung aller Staatseinkünfte, die nachher nothwendig entſtehen muß, mit mir zu theilen, oder wenigſtens meine Schulden zu bezahlen.

Er wird mehr als das thun, erwiederte La Marck bedeutſam. Ihr wißt, daß ich in dieſem Betracht mich zu Eurem Geſchäftsführer gemacht habe, und nicht ruhen werde, bis ich Eure Intereſſen auf das Vollſtändigſte wahrgenommen.

Ihr habt Recht, entgegnete Mirabeau nachläſſig, Einer muß doch wenigſtens Geld haben. Wenn die Monarchie nicht bei Kaſſe iſt, ſo muß es doch der Retter der Monarchie wenigſtens ſein! Uebrigens gebt Euch nicht ſo viel Mühe mit dieſer Angelegenheit, mein guter Graf de la Marck! Eure wahrhaft freundſchaftliche Fürſorge für die Verbeſſerung meiner Finanzen verdient zwar den allerhöchſten Dank, aber Ihr kennt mich auch zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich mir im Grunde aus dem Gelde ungeheuer wenig mache. Ich habe mir ſchon ſo viel Geld in meinem Leben durch die Finger geblaſen, daß ich ziemlich gleichgültig geworden bin, wo dieſes infame Material immer wie-

der herkommt, denn ich habe jedesmal gesehen, daß man es plötzlich auf irgend eine Weise wieder in den Taschen hat. Und das ist das beste Geld, von dem man gar nicht weiß, wo es hergekommen ist. Immer ganz genau zu wissen, wo man sein Geld herhat, ist höchst fatal. Ich habe es Euch wohl nie erzählt, daß Lafayette gegen Ende des vorigen Jahres einmal zu mir kam, und mir, obwohl ich ihn lange nicht gesehn, plötzlich und wie aus der Pistole geschossen eine Summe von funfzigtausend Francs anbot. Meine Geldbedrängnisse waren damals gerade von der abscheulichsten Art, und es mochte wohl darüber Etwas ruchbar geworden sein. Aber das Geld sollte auf die Civilliste des Königs angewiesen werden, über welche Lafayette, als der Nationalgarden-Souverain von Frankreich, damals fast nach Belieben zu verfügen schien. Diese Sache war mir unangenehm, und ich nahm sie so auf, daß nie wieder die Rede davon sein konnte.*)

Es ist aber doch sehr wichtig, Graf Mirabeau, daß wir Sie wieder in ganz geordneten Verhältnissen haben, bemerkte La Marck mit vielem Ernst. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht darüber nachdächte und Schritte vorbereitete. Ihr habt versprochen, mir eine vollständige Aufstellung aller Eurer Schulden zu geben, und ich bitte Euch wiederholt darum.

Auf Euer vieles Zureden habe ich mit dieser verdrießlichen Beschäftigung allerdings begonnen, entgegnete Mirabeau lachend. Aber weit bin ich mit so empfindsamen Rückerinnerungen nicht gekommen. Ich habe nur soviel herausgerechnet, daß die Totalsumme meiner Schulden sich etwa auf 208,000 Francs belaufen möchte. Aber die Details haben mich zum

*) La Marck I. 130.

heil auf eine ganz fürchterliche Weise belästigt. Denkt uch, daß sich unter meinen unbezahlten Rechnungen gar noch der Posten für das Hochzeitskleid meiner rau gefunden hat.*) Ich bin überzeugt, wenn dies milie von Marignane wüßte, würde ihre stolze und mpfindliche Seele auf der Stelle jeden Gedanken an ine Wiedervereinigung mit mir aufgeben. Ich hätte ast Lust, ihr dies in einem anonymen Briefe melden zu assen. Ich habe sie übrigens seit einiger Zeit nicht ehr in der Nationalversammlung gesehn.

Weil Ihr selbst ein so seltener Vogel in den Sitzungen geworden seid, lächelte La Marck.

Ich nehme nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten das Wort, und das genügt in dieser von Tag zu Tag abgestandener werdenden Gesellschaft, ersetzte Mirabeau mit einer stolzen Handbewegung.

Aber laßt uns bei der Sache bleiben, die wir zuvor berührt haben, nahm La Marck von Neuem das Wort. Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, mit dem König im größten Vertrauen zu reden. Er erkannte an, daß Graf Mirabeau der Mann sein würde, um als ein Organ der Kraft und des Talents für die Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse der Monarchie zu dienen. Er schien mir geneigt, jedes Opfer zu bringen, um solchen Mann an seinen Thron zu fesseln.

Macht mit mir, was Ihr wollt, lieber Graf, erwiederte Mirabeau. Wenn Ihr es durchaus verlangt, will ich mich auch bestechen lassen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Monarchie nicht anders vertheidige, als ich es schon auf der Tribüne der Nationalversammlung und durch alle meine sonstigen Schritte höchst unbestochener Weise gethan habe. Und was ich bisher gethan, war das einzig Rechte, um die

*) La Marck I. 159.

Monarchie zu erhalten und wiederherzustellen, glaubt es mir! Meine Bestechung aber sei eine lustige Aventüre, nichts weiter. Kann aus dem allgemeinen Finanzschwindel auch einmal etwas für mich herausgeschlagen werden, so mag es gut sein. Sei mir jedes Fünffrankenstück gegrüßt, das ich dem Ruin aller Kassen abgejagt habe, aber es falle ganz thatsächlich und ohne viele Redensarten in die Tasche Mirabeau's, als wenn dieselbe der reine Schooß der Danaë wäre.

So soll es in der That sein, sagte La Marck, seinem Freunde angelegentlich die Hand schüttelnd. —

Die Reisenden hatten in diesem Augenblick Auteuil erreicht, wo sie sich einstweilen trennen wollten. Denn nach der zuvor getroffenen Verabredung hatte es La Marck übernommen, in dem Wagen voraus nach Saint-Cloud zu fahren und dort die bevorstehende Ankunft zu melden. Mirabeau's Einführung bei der Königin sollte unter so geheimen Veranstaltungen geschehen, daß selbst den vertrautesten Hofleuten in der Umgebung Marie Antoinette's keine Ahnung entstehen könnte. Um durchaus kein Aufsehn irgend einer Art zu erregen, sollte darum auch Mirabeau allein und in der größten Stille an der ihm bezeichneten Pforte des Parks von Saint-Cloud eintreffen.

In Auteuil wohnte seit einiger Zeit die liebenswürdige Marquise von Arragon, die Nichte Mirabeau's, welche er seit dem Tode seines Vaters nur wenig gesehen, und in deren Haus er erst einen Augenblick verweilen wollte, um sich von dort auf einem Pferde, das für ihn bereit gehalten wurde, zu der ihm bestimmten Stunde nach Saint-Cloud zu begeben.

Kurze Zeit darauf saß auch der Reiter zu Pferde, nachdem er zuvor noch einen prüfenden Blick auf die Sauberkeit seiner Toilette geworfen, in der er sich der Königin nahen wollte. Mirabeau hatte auch heut

das Kostüm des dritten Standes, jedoch mit einigen eleganten Veränderungen, welche die Cravate und Weste betrafen, angelegt. Aber er zeigte sich unterwegs ernstlich bemüht, den Staub, welcher seinem Frack von der Landstraße her zuflog, auf demselben nicht aufkommen zu lassen.

Es war ein schöner, sonnenheiterer Julitag. Die Wangen Mirabeau's, die in der letzten Zeit, in Folge mancher Erschütterungen, die mit dem Gesundheitszustand Mirabeau's vorgegangen zu sein schienen, oft mit einer kränklichen, gelben Bläße bedeckt waren, schimmerten heut wieder in einer lebensfrischeren Röthe. Seine ganze Gestalt dehnte sich in einer neuen jugendlichen Elasticität im Sattel. Die Gestalt der Königin schien ihm in der Ferne zu winken, und mit immer heißerem Ungestüm flog er über die Landstraße dahin.

V.

Der Retter der Monarchie.

An der ihm bezeichneten Pforte, welche in den Park des Schlosses von Saint-Cloud führte, hielt Mirabeau mit seinem Pferde still. Ein vertrauter Kammerdiener der Königin hatte ihn dort bereits erwartet, und nahm ihm, nachdem Mirabeau abgestiegen war, das Pferd ab, um es in einem der nahegelegenen Stallgebäude unterzubringen. Dann näherte er sich ihm wieder mit einer Gebärde, die Vorsicht und Schweigen anzuempfehlen schien, und öffnete die Gartenpforte, indem er ihm eine der dunkelsten und dichtverschlungensten Alleen des Gartens bezeichnete, welche sie jetzt einzuschlagen hätten. Dieser Gang wurde still und mit Vermeidung jedes Geräusches zu-

rückgelegt und darauf der Weg zu den für die Königin besonders vorbehaltenen Gärten genommen. Dort, auf einer Anhöhe, lag ein von Akazien und Plantanen malerisch umhegter Pavillon, auf welchen der Führer mit einem stummen und ehrerbietigen Wink hindeutete, indem er dann in denselben eintrat, und mit den leise geflüsterten Worten zurückkehrte, daß Ihre Majestät die Königin den Grafen Mirabeau erwarte.

Mit beflügelten, muthig vertrauenden Schritten begab sich jetzt Mirabeau in den Pavillon.*)

Marie Antoinette erhob sich bei seinem Eintritt von einem Sessel in der Ecke des Salons, und schritt ihm zögernd und mit sichtlicher Unschlüssigkeit entgegen. Sie war ganz allein. Eine tiefe Stille und Abgeschiedenheit herrschte in dem Gemach, in dem schon einige dämmernde Schatten des herannahenden Abends sich auszubreiten begannen.

Die Königin hatte den tiefen Gruß Mirabeau's mit der hinreißenden Würde und Anmuth erwiedert, die ihr auch jetzt, wo sie in einem heftigen Kampf und Widerspruch ihrer Gefühle begriffen schien, in bezaubernder Weise eigen geblieben waren. Mirabeau aber empfand mitten in dem Entzücken, mit dem er die Königin betrachtete, die getheilte Stimmung, von der Marie Antoinette bei seinem Anblick beherrscht wurde. Er fühlte genau, was in ihr vorging, er sah den Schrecken, der in einer augenblicklichen Blässe ihrer Wangen sich kundzugeben schien, und die herrliche, sanft zu ihm herübergeneigte Gestalt plötzlich schwanken und

---

*) Die Angabe La Marck's (I. 189.) daß Mirabeau von der Königin in einem ihrer Gemächer im Schlosse empfangen worden, scheint ein Gedächtnißfehler bei ihm gewesen zu sein. Uebereinstimmend wird sonst der Pavillon im Schloßgarten genannt. Vgl. auch Madame Campan II. 125.

leiſe in ſich erheben ließ und ihrem Auge einen ängſtlich irrenden, ungewiſſen Ausdruck gab.

Mirabeau erinnerte ſich, daß die Königin nie aufgehört hatte, jene Schreckniſſe, welche ſie in der Nacht des 5. Oktober in Verſailles erlitten, mit ſeiner Perſon in Verbindung zu ſetzen. Und ſeitdem waren kaum neun Monate verfloſſen, daß man ihr das fürchterliche Mitglied der Nationalverſammlung als ein entſetzliches Ungeheuer geſchildert, und ihr geſagt hatte, es ſei Mirabeau geweſen, der an der Spitze einer Bande von Räubern in ihr Schlafgemach eingedrungen ſei, um die Königin zu ermorden! Die Nationalverſammlung ſelbſt hatte ihn freigeſprochen von jedem Verdacht, der deshalb auf ihm ruhen konnte, aber er ſah, daß die Königin dieſen Verdacht gegen ihn tief in ihrem Herzen behalten hatte.*)

Bei dieſem Gedanken trat jetzt ein Lächeln auf ſein Geſicht, in dem er den Ausdruck ſeines frohen und ſtolzen Bewußtſeins, und das Bekenntniß, wie ſehr die Königin auf ihn und ſeine Hingebung vertrauen dürfe, nicht zurückhalten konnte. Die Königin begegnete dieſem zu ihr herüberfliegenden Lächeln mit einer unwillkürlichen Betroffenheit. Sie trat ihm in ihrer leichten ſchwebenden Haltung, die in dieſem Augenblick von einem unbeſchreiblichen Zauber umfloſſen wurde, einen Schritt näher, und der Entſchluß, den ſie gefaßt, ihm ein freundliches und gewinnendes Wort zu ſagen, ſchien ihr jetzt um Vieles erleichtert worden zu ſein.

Sie hob noch einmal langſam und prüfend ihr Auge zu ihm empor, und ſich beruhigte mit einer ſichtlichen Beruhigung auf ihm weiter. Dann ſagte ſie mit einer Stimme, bei der man zweifelnde, daß

*) La Mark I. III.

ſie einen gewaltſamen Anlauf der Freundlichkeit genommen, die aber bald den freien und natürlichen Ausdruck der Königin wiederfand: Bei einem Feinde gewöhnlicher Art, bei einem Manne, der den Untergang der Monarchie geſchworen hätte, und den Werth derſelben für eine große Nation nicht zu würdigen vermöchte, würde der Schritt, den ich in dieſem Augenblick thue, gewiß ſehr übel angebracht ſein; aber wenn man mit einem Mirabeau ſpricht, ſchwinden alle zagenden Bedenken und man giebt ſich ſogleich der Hoffnung hin, ſich über alles Gute, was heut noch übrig geblieben, mit ihm verſtändigen zu können!*)

Die Königin hielt jetzt lächelnd inne. Sie ſchien zufrieden mit dieſer geſchickten Wendung, mit der ſie die Einleitung gefunden. Die Worte „ein Mirabeau“ hatte ſie mit dem ſchönſten und rührendſten Ausdruck ihrer Stimme betont, der ſo überwältigend auf Mirabeau wirkte, daß es ihn faſt auf ſeine Kniee vor ihr niedergezogen hätte.

Madame, ich muß mich zuerſt anklagen, daß ich eine der Haupturſachen Ihrer Leiden geweſen bin! begann er dann mit einer weichen, faſt zärtlichen Stimme, in der ſich zugleich eine innere Bewegung und Zerknirſchung, die plötzlich auf eine wunderbare Weiſe ſeiner Herr werden wollte, ausdrückte.

In der That, Herr Graf, Sie waren nicht immer unſer Freund! ſagte die Königin leiſe und mit einem gewichtigen Ernſt. Und iſt es denn wahr, daß wir Sie jetzt zu den wenigen Treuen zählen dürfen, die dem Thron Frankreichs zur Seite ſtehen wollen? Seien Sie uns willkommen, Herr Graf, und rechnen

---

*) Die eigenen Worte der Königin bei dieſer Unterredung. Campan II. 125.

Sie auf uns, wie wir auf Sie rechnen werden. Und es ist noch nicht zu spät, die Monarchie zu retten?

Nein, Madame, rief Mirabeau sich hoch emporrichtend, mit einem enthusiastischen Ausdruck. Für die Monarchie ist jetzt erst ihre eigentliche Lebensquelle gefunden worden, und diese fließt in der Freiheit!

In der Freiheit? wiederholte die Königin erschrocken. Sie suchte aber den Eindruck, der sie so sichtlich hatte zusammenfahren lassen, sogleich wieder in ihrer Haltung zu verwischen, und blickte mit milder Ruhe, seine Antwort erwartend, zu ihm hinüber.

Die Monarchie, Madame, kann nur durch die Freiheit erhalten werden, und die Freiheit kann nur durch die Monarchie Leben gewinnen! rief Mirabeau. Einst wollte ich nur die Freiheit des Volkes und hatte den Thron vergessen. Ich weiß nicht, ob es meine Schuld gewesen. Aber ja, ich wurde schuldig, sehr schuldig! Ich habe Leiden verursachen helfen, die Thränen erpreßt haben in Augen, deren allbeglückender Glanz niemals von Thränen umschleiert werden sollte! Doch meine Erkenntniß und meine Kräfte sind stark geworden bei dem Anblick dieser Leiden. Jetzt fühle ich die Riesenkräfte eines Atlas in mir, der die Monarchie auf seinen Schultern zu tragen vermag, wenn man den Athem der Freiheit in seiner Brust läßt.

Sie sprechen von unsern Leiden, sagte die Königin sanft, und auch Sie haben bereits für uns gelitten! Mit großem Wohlgefallen haben der König und ich Ihre Anstrengungen bemerkt, mit denen Sie in der Nationalversammlung für das Recht des Königs über Krieg oder Frieden gestritten haben. Ihre schönen großen Worte haben endlich allen Widerstand Ihrer und unserer Gegner umgeworfen. Ja, wir haben bereits gemeinschaftliche Gegner, Graf Mirabeau, und

das muß uns Vertrauen zu Ihnen einflößen. Aber die Jacobiner sind schlimme Leute. Sie haben Euch Straßenscenen bereitet, man trachtet Euch sogar nach dem Leben, wie ich vernehme, und doch gehört Ihr auch wieder zu ihnen, und seid ein Mitglied der Herren, welche sich in der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré versammeln. Werden Sie die Güte haben, mir dies zu erklären?

Die Jacobiner werden mich wohl nicht mehr lange als ihr Mitglied betrachten wollen, Madame, entgegnete Mirabeau ruhig. Aber so lange sie mich nicht gewaltsam aus ihrer Mitte ausstoßen, werde ich bei ihnen bleiben. Ich besuche den Club freilich nur selten, aber man muß die Stürme des Meeres studirt haben, wenn man eine glückliche und sichere Fahrt machen will. Um die Monarchie wieder emporzureißen aus diesen Orkanen, muß man den Jacobinern ihre Vortheile abzugewinnen suchen, denn die Jacobiner sind es, welche an der Monarchie hin- und herzerren mit aller Gewalt der Elemente. Wer aber mit dem Sturm kämpfen will, ist sicher verloren. Mit dem Sturm kämpft man nicht, sondern man lernt ihm nur die Richtung ab, in der man durch ihn hindurchschiffen kann. Nachher findet man, daß die Bahn nur um so schöner, die Fahrt nur um so leichter geworden. Denn die Orkane sind es, welche die Luft gereinigt und den blauen Himmel wieder heraufgeführt haben. Das ist mein Verhältniß zu den Jacobinern, Madame!

Die Königin konnte sich bei dieser Auseinandersetzung eines leisen Schauders nicht erwehren. Sie preßte die über der Brust gekreuzten Arme enger an einander und schwieg, indem sie zu erwarten schien, daß Mirabeau noch etwas hinzufügen werde.

Man sagt allerdings, daß mir die Jacobiner jetzt

nach dem Leben trachten, begann Mirabeau wieder nach einer etwas ängstlichen Pause. Sie lassen Flugblätter gegen mich auf den Straßen ausrufen, worin ich als Verräther des Volkes gebrandmarkt werde. Während ich auf der Rednerbühne für das Recht des Königs sprach, allein und ausschließlich über Krieg oder Frieden mit den auswärtigen Nationen zu entscheiden, suchte das Volk bereits in den elyseischen Feldern einen Baum für mich aus, an dem sie meine irdischen Gebeine flattern lassen wollten. Aber ich habe mich nicht irre machen lassen, und ich habe gesiegt. Ich habe ein Recht erobert, ohne welches jede Constitution nur ein Schattenbild und ein wesenloser Scheinkörper sein wird. Denn an der Spitze der freien Monarchie muß ein freier Monarch stehen, und ein Monarch, der eine lebendige Person, nicht eine mathematische Formel ist. Denn mit dem Recht, Krieg oder Frieden zu beschließen, verliert der König auch seine Individualität und entzieht dieselbe dem ganzen Staatskörper. Das ist die constitutionelle Monarchie, in welcher König und Volk, Einer durch des Andern Freiheit, frei werden! Ja, Madame, lassen Sie uns aus freiem Herzen die constitutionelle Monarchie aufrichten, und der Thron ist gerettet!

Er warf einen scharfen durchdringenden Blick auf die Königin, und suchte in ihrem Innersten zu lesen. Es entging ihm nicht, daß Marie Antoinette in einer ungeheuren Bewegung sich befand, und daß die überlegene Haltung der Königlichen Persönlichkeit Gefahr lief, von den sie überwältigenden Gefühlen fortgerissen zu werden. Ein immer höher wogender Athem trieb ihren Busen auf und nieder. Nachsinnend senkte sie ihr schönes Haupt, und sagte dann, plötzlich emporfahrend: Sie haben Recht, Herr Graf, eine Constitution wird es sein müssen, wenn uns geholfen wer-

den soll. Und Sie dürfen überzeugt sein, daß der König und ich, sobald man unserer Würde darin nicht spotten will, eine solche Constitution aus aufrichtigem Herzen annehmen werden, und nicht daran denken wollen, irgend Etwas, das zum Heil des Volkes seither geschehen, wieder rückgängig zu machen. Aber wie werden wir leicht und bald zu diesem Ziel gelangen, Herr Graf? Werden noch der Stürme und Gefahren viele das Haupt des besten Königs bis dahin bedrohen?

Mirabeau glaubte eine Thräne in ihren Augen schimmern zu sehen. Alle Leidenschaften stürmten zu seinem Herzen. Er legte sich einen Augenblick die Hand auf die Stirn, um sich zu besinnen. Dann, nachdem er fühlte, daß er seine ganze Haltung wiedergewonnen, sagte er mit einem ernstlichen dringlichen Ton: Ich glaube, daß der König allen persönlichen Gefahren, die sich ihm hier in Paris nähern könnten, sobald als möglich entzogen werden muß! Ich bin nicht der Meinung, daß Se. Majestät sich aus Frankreich entfernen dürfe, daß er sich von der Revolution trennen, sich von seinem Volke scheiden, und die Waffen, etwa gar des Auslandes, gegen Frankreich herbeiziehen solle. Dies wäre ein furchtbares und entsetzliches Mittel, um jeden Glauben an die väterlichen und hochherzigen Absichten des Königs zu zerstören. Aber ich bin wohl der Meinung, daß sich der König auf einige Zeit nach der Normandie zurückziehen möge, eine treue und ihm sehr ergebene Provinz, welche an die Bretagne und an das Anjou stößt, wo Bevölkerungen wohnen, deren Herz noch für den Thron schlägt. Dort möge der König durch beruhigende Proclamationen die Nation zu sich rufen, von dort möge er ihr in's Gedächtniß bringen, daß er stets, und seit den ersten Zeiten seiner Regierung, sich als ein Feind

alles Despotismus, aller Mißbräuche und Verschleuderungen erwiesen, daß er nie aufhören werde, durch alle nur denkbaren Mittel das Loos seiner Völker zu verbessern, und daß er in der Vermehrung und Gestaltung ihrer politischen Rechte der Nation vorangehen werde, wie es noch nie ein König seiner Dynastie gethan! Dann wird die neue Monarchie erstehen, deren wir bedürfen, statt der alten, die Niemand mehr vertheidigen kann, und auch ich nicht!

Die Königin hatte ihm ruhig und mit einem gewissen Ausdruck der Ergebenheit zugehört, der etwas Rührendes hatte. Bald aber trat wieder die ganze Festigkeit und Hoheit ihres Wesens in ihr hervor. Sie richtete sich in die Höhe und sagte mit einem stolzen, lächelnden Blick: Ich danke Ihnen, Herr Graf! Noch lebt auch einige Zuversicht in meinem Herzen, ich darf es wohl gestehen. Ich denke noch immer, es wird Alles gut werden, und die Zukunft wird uns einbringen, was wir in der Gegenwart leiden. Ich habe mich auch nie entschließen können, an die gänzlich bösen Absichten meiner Feinde zu glauben. Aber wenn ich Sie bitten darf, lassen Sie nicht ab, uns Ihre Ideen mitzutheilen, wie Sie heut begonnen. Schreiben Sie Alles auf, schreiben Sie jeden Tag nieder, was Sie für uns bemerkenswerth und nützlich halten, und fügen Sie uns Ihren Rath hinzu, der gewiß mit dem größten Dank beherzigt werden soll. Schicken Sie solche Noten und Denkschrifte unmittelbar an Seine Majestät den König ein, den Sie dadurch aufrichtig verbinden werden.

Mirabeau sah sich entlassen. Er betrachtete die Königin noch einmal mit einem sich glühend zu ihr hindrängenden Blick. Dann sagte er, sich ihr weiter als bisher nähernd, mit einer vor Bewegung zitternden, aber zugleich kühnen Stimme: Madame, wenn

die Königin Maria Thereſia, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart ſchenkte, ſo verabſchiedete ſie ihn niemals, ohne ihm ihre Hand zum Kuß zu verſtatten.*)

Die Königin reichte ihm jetzt, heiter blickend, mit unendlicher Grazie die Hand dar.

Dieſer Kuß rettet die Monarchie! rief Mirabeau, hingeriſſen von Begeiſterung und Entzücken, mit einer ſtolzen, feierlichen Stimme, indem er ſeine Lippen einen flüchtigen Augenblick lang auf der weißen Hand der Königin ruhen ließ.

Dann ſtürzte er fort, in den Garten hinaus, auf deſſen duftiger, von Vögeln durchſungener Flur der ſchönſte Frühlingsabend heranzudunkeln begann.

Als Mirabeau die Anhöhe des Pavillons hinunterſchritt, glaubte er einen Mann zu bemerken, der ſich eiligſt vor ihm her in das Gebüſch zurückzog. Mirabeau eilte ihm nach, um ſich zu überzeugen, ob ſein Geſpräch mit der Königin durch einen Verräther belauſcht worden ſei, und erkannte jetzt an dem Fliehenden deutlich die Uniform eines Nationalgardiſten, vermochte aber den Mann, der bald hinter den Bäumen verſchwunden war, nicht mehr einzuholen.

Mit einer unheimlichen Empfindung, die ihn in ſeinen noch eben genoſſenen Entzückungen ſtörte, ſchritt Mirabeau jetzt dem Ausgange zu, wo der Kammerdiener, der ihn zuvor geleitet, bereits mit ſeinem Pferde harrte.

Mirabeau ritt langſam, dem Pferde die Zügel laſſend, die Landſtraße hinunter. Plötzlich hörte er einen Wagen eiligſt hinter ſich herrollen, und vernahm gleichzeitig die Stimme des Grafen de la Marck, der

*) Weber II. 38.

ihn eingeholt hatte, und ihm angelegentliche Grüße und Erkundigungen zurief.

Die Königin ist von der Unterredung mit Ihnen krank geworden, sagte La Marck. Das Gespräch hat sie so bewegt und angegriffen, daß sie sich sogleich in's Bett legen mußte, wie ich von Madame Campan so eben hörte.*) Hat denn Euer Gespräch so erschütternde Wendungen gehabt?

Der Anblick meiner Person scheint für die Königin etwas Beunruhigendes gehabt zu haben, sagte Mirabeau, indem er, neben dem Wagen herreitend, dem Freunde den ganzen Inhalt seiner Unterredung mit der Königin erzählte.

VI.

Mirabeau bei den Jacobinern.

In der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré hatte sich heut gegen die sechste Abendstunde eine ungewöhnlich zahlreiche Versammlung eingefunden, die in dem engen Raum kaum Aufnahme zu finden vermochte. Die Kirche war seit Kurzem in einen förmlichen Sitzungssaal umgewandelt worden, der ein längliches Viereck darbot, in dem sich auf allen Seiten die Sitze für die Mitglieder des Jacobiner-Clubs, wie sich die Gesellschaft der Freunde der Constitution seit ihrer Uebersiedelung in diesen Saal nannte, amphitheatralisch erhoben. An jedem Ende des Saales befanden sich zwei sehr geräumige, über einander ge-

*) La Marck I. 190.

legene Tribünen, deren ebenfalls amphitheatralisch aufsteigende Sitzreihen für das gegen Karten zugelassene Publikum bestimmt waren. An den Brustwehren dieser Tribünen las man in mächtig großen rothen Buchstaben die Worte: „Vivre libre ou mourir!“ Das alte Klostergemäuer mit seinen düstern Winkeln und Bogen machte durch die mit wenig Kunst und Geschmack vollzogene Einrichtung zu einem modernen parlamentarischen Sitzungssaal einen eigenthümlichen, sehr bizarren und wüsten Eindruck. Doch war auch für einige pittoreske Ausstattung gesorgt. Hinter dem Präsidentenstuhl, der an dem einen Ende des Saales auf einer Erhöhung sich erhob, erblickte man einen Altar, welcher wahrscheinlich noch derselbe war, der hier früher für den Kirchengebrauch der Jacobiner-Mönche gestanden. Aber an dem mittleren und unteren Raum desselben las man jetzt auf einer großen reich verzierten Tafel eine Aufzeichnung der Menschenrechte, die mit einer außerordentlichen Pracht und umgeben von allerhand Arabesken und Symbolen ausgeführt waren. Auf dem Altar selbst standen die Büsten von Jean Jacques Rousseau und Helvétius. Ueber den Köpfen dieser Philosophen flatterten die Freiheitsfahnen, in deren Mitte sich ein Bündel Piken befand, das mit einer Bürgerkrone geschmückt war. Eine dieser Piken, die aus dem Bündel weiter hervorragte als die übrigen, trug auf ihrer Spitze die rothe Mütze. An den Wänden hingen einige Bilder umher, in denen der schaffende Pinsel eines für die Revolution begeisterten Künstlers bereits die Erstürmung der Bastille und den Zug der Pariser Fischweiber nach Versailles zu verherrlichen gestrebt hatte. Dem Altar gegenüber erhob sich an der anderen Langseite des Saals in der Mitte der Wand die Rednerbühne.

Die heutige Sitzung, zu welcher ein so außerordent-

licher Andrang stattfand, hatte nicht nur eine neue Präsidentenwahl des Clubs, sondern auch eine eigenthümliche Verhandlung, zu welcher Mirabeau das Präsidium dringend aufgefordert, zu ihrem Gegenstand. Mirabeau hatte den geheimen und gewaltsamen Anfeindungen, welche ihm seit einiger Zeit durch die Männer des Jacobiner-Clubs widerfuhren, offen entgegentreten wollen, und sich darum erboten, einer Versammlung beizuwohnen, in der er alle gegen ihn vorzubringenden Anklagen anhören und auf der Stelle seine Vertheidigung und Rechtfertigung dagegen unternehmen wollte. Er hatte es als eine Feigheit bezeichnet, wenn man eine im Finstern schleichende Inquisition gegen ihn ausüben wolle. Er forderte eine ritterliche und richterliche Verhandlung, wie es den Männern des Volkes und der Freiheit nicht anders gezieme.

Mirabeau hielt einen offenen und mannhaften Austrag dieser Art um so mehr für seine persönliche Ehrensache, als die Republikaner bereits angefangen hatten, auch den Namen der Königin in ihre Angriffe gegen Mirabeau hereinzuziehen, und auf seine Zusammenkunft mit Marie Antoinette in Saint-Cloud mit den schlimmsten und gröblichsten Verdächtigungen für die Person der letzteren hinzudeuten. Schon am andern Tage, nachdem Mirabeau in Saint-Cloud gewesen, war in dem Orateur du peuple, welchen der wilde Fréron herausgab, ein ebenso frecher als wunderbarer Artikel erschienen, der die stattgefundene Unterredung Mirabeau's mit der Königin als einen Volksverrath bezeichnete, und sogar einige Einzelnheiten daraus andeutete, die zwar in einem gehässigen Sinne verzerrt, aber nichtsdestoweniger richtig waren. Mirabeau hatte daraus nur die Bestätigung entnehmen können, daß sein Gespräch mit der Königin behorcht gewesen, aber er fühlte darin nur um so mehr die

Aufforderung, seine Feinde zu einer offenen Schlacht zu nöthigen, von der er sich allein Vortheile für seine Stellung versprechen wollte.

Mirabeau erschien, seiner Gewohnheit nach, sehr spät in der Versammlung, welche durch den Präsidenten bereits eröffnet worden war. Duport, eines der leidenschaftlichsten und heftigsten Mitglieder des Jacobiner-Clubs, hatte eben die Redner-Tribüne bestiegen und, wie es schien, eine Darstellung der Situation begonnen, in welche Frankreich und die Männer der Freiheit seit dem Beschluß der Nationalversammlung über das Kriegs- und Friedensrecht des Königs eingetreten. Der Uebergang zu der neuen, für volksfeindlich geltenden Stellung Mirabeau's war dabei schon wie von selbst eröffnet, denn der parlamentarischen Allgewalt, welche Mirabeau in der Nationalversammlung ausübte, wurde es zugeschrieben, daß er dieselbe, ungeachtet der heldenhaftesten Anstrengungen von Barnave, Robespierre, Pétion, zu einem solchen der Freiheit und dem Volke in's Gesicht schlagenden Beschluß hingerissen habe.

In diesem Augenblick, als Mirabeau's Namen zwar noch nicht ausgesprochen war, aber schon auf der Zunge des Redners schwebte, schon den Gedanken aller Anwesenden sich aufdrang, trat Mirabeau in den Saal. Seine Erscheinung, welche in diesem Club seit einiger Zeit zu einer großen Seltenheit geworden, verfehlte nicht eine ungeheuere Bewegung hervorzurufen. Von allen Seiten brachen Zeichen des Mißfallens, unwillige Ausrufungen, ja selbst laute Drohungen gegen ihn hervor. Die überlegene Ruhe seiner Haltung schien sich aber keinen Augenblick dadurch getrübt zu fühlen. Stolz emporgehoben, wie immer, aber mit einem klaren und fast gemüthlichen Ausdruck in seinem Gesicht, schritt er zu einem leer gebliebenen Platz hin,

auf dem er sich, sogleich dem Redner aufmerksam zugewandt, niederließ. Alles schwieg wieder, und Duport, der bei diesem Eintritt Mirabeau's fast die Fassung verloren, fand von Neuem den Faden, den er mit gesteigerter Heftigkeit aufgriff.

Duport nannte jetzt den Namen Mirabeau, indem er von einem Manne sprach, der eine parlamentarische Dictatur in der Nationalversammlung an sich gerissen habe, und dadurch einen Despotismus ausübe, welcher der Freiheit die größte Gefahr bringe. Mit Wehmuth aber erfülle er den Eidschwur, welchen alle Mitglieder des Clubs geleistet, nämlich Diejenigen anzuzeigen, in denen man nur Feinde der Freiheit erblicken könne. Wenn sich aber Mirabeau als ehrenwerther Mann bewähren könne, so werde er der Erste sein, der sich beeilen wolle, ihm um den Hals zu fallen.

Kaum hatte Duport unter einer Todtenstille der Versammlung geendet, als Mirabeau langsam und ruhig der Tribüne zuschritt, und um die Erlaubniß bat, einige Worte auf diese Anklage erwiedern zu dürfen. Dann sagte er, er bedauere nur die Bitterkeit, mit der man ihn hier und anderswo persönlich verfolge, während man ihn in der Nationalversammlung, wo aller Kampf dieser Art hingehöre, niemals angegriffen habe. Die allgemeinen Redensarten könnten eben so wenig, als die geheimen Gewaltthaten gegen seinen Namen und seine Person, etwas beweisen. Er verlange bestimmte Anklagepunkte, und halte sich dann überzeugt, daß er sich zur Zufriedenheit seiner Mitbürger darüber werde äußern können.

Diese einfache Art, die zugleich eine verächtliche Kälte in sich trug, machte bereits einen sichtlichen Eindruck auf die Versammlung, schien aber auch die Erbitterung seiner eigentlichen Gegner, die heut den entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen dachten,

nur um so stärker angefacht zu haben. Mit einer stürmischen Bewegung eilte jetzt Alexandre de Lameth auf die Rednerbühne, und berührte sich fast auf eine feindselige Weise mit dem noch im Hinuntersteigen begriffenen Mirabeau. Lameths Augen blitzten Flammen des Hasses, eine grenzenlose Wuth drückte sich in seinen widerwärtig verzerrten Gesichtszügen aus. Er war ein Mann von kleinem, schmächtigem Körperbau, den eine schlangenartige Beweglichkeit der Glieder charakterisirte, der aber jetzt so sehr von Leidenschaftlichkeit gegen Mirabeau hingerissen schien, daß die Mienen, mit denen er seine Rede begleitete, noch stärker und herausfordernder als seine Worte waren.

Lameth begann mit einer feurigen Lobrede auf die Verdienste des Jacobiner-Clubs und knüpfte daran das sehr beleidigend ausgedrückte Bedauern, daß dieser Club zugleich denjenigen eine Stätte gegeben habe, welche, um gegen das Volk zu wirken, die Maske des Patriotismus vor ihr reactionnaires Gesicht genommen hätten. Denn nur aus der Mitte dieser Gesellschaft heraus könne Mirabeau, mit dem gleißnerischen Schein des Volksfreundes sich bekleidend, noch den Hebel der öffentlichen Meinung in Bewegung setzen. Mirabeau bleibe noch immer Mitglied des Jacobiner-Clubs, weil er nur zu sehr fühle, daß er die öffentliche Meinung nöthig habe, sowohl um sich selbst aufrecht zu erhalten, als auch um seinen geheimen Auftraggebern, die ihn leiteten, erst recht die ersprießlichsten Dienste zu leisten. Wenn er aus dieser Gesellschaft ausscheiden sollte, würde daher Vieles klarer werden in der ganzen Situation Frankreichs. Aber, schloß Lameth seine Rede, er wird Euch bald wieder von dieser Tribüne herab sagen, daß die Freiheit keinen bessern Freund hat als ihn, daß er niemals gegen die Interessen des Volkes gestimmt hat, daß er nicht für das absolute Veto des

Königs sprach noch dem König das Recht des Friedens und des Krieges rettete. Er wird Euch auch heut wieder sagen, daß er nur aus der Begeisterung für das Volk, für Euch, sein ganzes Wirken geschöpft hat, nicht aber aus den Zuflüsterungen, Belohnungen und Liebkosungen seiner Freunde und Freundinnen, die in ihren stolzen Schlössern über den Häuptern des Volkes thronen!

Diese Rede brachte auf verschiedenen Stellen des Saals, wie auf den Zuhörer-Tribünen eine ungeheure Wirkung hervor. Klatschen und Beifallsrufe erschollen in einem brausenden Gemisch, und dazwischen wurden bedenkliche Töne laut, die aber für Mirabeau nichts Furchterregendes zu haben schienen. Ohne die geringsten Zeichen der Bewegung zu verrathen, wandte Mirabeau seinen Kopf mit der ihm eigenen Freiheit und Unerschrockenheit der Haltung nach allen Seiten umher, und schien ruhig und erwartungsvoll die Gesichter der Gesellschaft prüfen zu wollen. Aus dem Anblick einiger Blousenmänner und Ouvriers, die in seiner Nähe saßen, schien er bereits eine besondere Befriedigung zu schöpfen. Der Zauber, den seine Persönlichkeit auf Leute dieser Art stets ausgeübt, verleugnete sich auch jetzt nicht. In dem Augenblick, wo seine erbittertsten Gegner schon das Gericht über Mirabeau hereingebrochen wähnten, drehten sich die vor ihm sitzenden Arbeiter um, nahmen ehrfurchtsvoll ihre kurzen Pfeifen, die sie geraucht hatten, aus dem Munde, und neigten sich zu ihm herüber, indem sie ihm zum Zeichen des Vertrauens, das sie in ihn setzten, vielmals die Hände schüttelten. Einer derselben, eine groteske Straßenfigur von Paris, mit verbundenem, in blutige Lappen gewickelten Kopf, und schwarzen, verschmitzt lächelnden Augen, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte polternd: Jetzt reden,

Mirabeau, jetzt reden, und die ganze Sache ist wieder gut.

Reden, Mirabeau! rief es jetzt auch von anderen Seiten her mit Stimmen, die ermuthigend für ihn klangen.

Mirabeau erhob sich und sagte von seinem Platze mit einer milden, fast bittenden Stimme: Bürger! Ich darf noch nicht reden, denn das Triumvirat in unserer Gesellschaft hat sich noch nicht vollständig gegen mich ausgesprochen. Das Triumvirat der großen Volksfreunde besteht ja, wie Ihr wißt, aus den Herren Duport, Alexandre Lameth und Barnave. Wir haben aber erst die Herren Duport und Lameth gegen mich vernommen. Laßt doch auch meinen edeln Feind Barnave sich noch aussprechen. Er wird gewiß auch manches Schlimme von mir wissen, und dann sage ich es Euch auf Einmal, was ich von diesen Feinden denke, und ob sie wirklich edele und rechtschaffene Feinde gegen mich sind!

Bravo, Mirabeau! rief es jetzt von mehreren Seiten. Barnave soll noch reden, aber dann soll Keiner mehr anklagen! riefen andere Stimmen mit einem schon fast unwilligen Ausdruck.

Barnave stand von seinem Platze auf und sagte in seiner feierlichen, halb sentimentalen Weise: Ich verzichte auf das Wort, aber ich schließe mich mit allem Nachdruck und auf das Bestimmteste der wohlbegründeten Anklage an, welche meine Freunde Duport und Lameth vor mir ausgesprochen haben!

Und ich klage Mirabeau der elenden Verfassungsmacherei an, die der eigentliche Hochverrath am Volke ist, rief eine wilde, zornig kreischende Stimme, die Robespierre angehörte. Dadurch, daß er die Verfassungsmacherei in der National-Versammlung auf's Tapet gebracht hat, dadurch, daß er immer nur Con-

stitution und nichts als Constitution schreit und in einem toben Verfassungsschema, wie in einer Mausefalle, alle Rechte und Genüsse des Volkes einfangen will, hat er den Reaction Vorschub geleistet und sich mit den Verräthern der Freiheit verbündet.

Mirabeau betrat jetzt die Rednerbühne. Ein tiefes, den leisesten Laut anhaltendes Schweigen, die gespannteste Erwartung empfing ihn.

Bürger! sagte er dann, sein Haupt mit einem bedaulichen und gefälligen Ausdruck schüttelnd, als wenn ihm jetzt erst wohl und leicht würde, indem er der Versammlung gegenüberstand. Erlaubt es mir zuerst, meinen Collegen Robespierre, der gewiß ein Freund des Volkes ist, zu widerlegen. So nützliche Männer, als gewiß einst der Gesetzkasche und Freiheit große Dienste leisten werden, widerlegt man nicht gern. In die National-Versammlung die Versammlung der Gesetzbesserung Verfassungsmacher gewerden, so bin ich nicht Schuld daran, denn ich habe ja nur eine einzige Stimme in dieser Versammlung. O, ich wollte, unser großes Volk hätte sich in einer Versammlung die Verfassung erdacht, deren Gesetz es annehmen sie würdig hält, denn das Volk ist weise, es ist Prophet von Gott gegeben in seinem eigenen Busen. Aber jetzt, da das Werk einmal in unsere Hände gelegt ist, müssen wir auch daran arbeiten, wie unsere Freunde, die höchst ehrenwerthen Maurer und Zimmerleute, die ein Haus bauen. Und da Ihr mir erlaubt, einen Excrement, wie Robespierre, nicht zu widerlegen, so frage ich Euch jetzt, ob ich die Herren Dupont und Alexander Lameth ernstlich widerlegen soll? Ihr sollt mir eine aufrichtige und freundschaftliche Antwort darauf geben, und um Euch diese Antwort zu erleichtern, gestattet mir, Euch nur zwei Worte von einem

Blatt, welches ich zufällig in meiner Tasche trage, vorzulesen.

Mirabeau zog sein Portefeuille hervor, öffnete es, und las mit leiser, fast schüchterner Stimme von einem daraus entnommenen Blatt Folgendes vor: „Verhandelt vor dem Zuchtpolizeigericht über die von dem Bürger Riquetti erhobene Anklage gegen ein unter dem Titel: „Großer vollständig aufgedeckter Verrath des Grafen Mirabeau" erschienenes Pamphlet. Das Zuchtpolizeigericht erkennt, unter Vorsitz des Commissairs Defresne, wie folgt: 1. Als Verfasser dieses Pamphlets ist ein gewisser Lacroix, Sohn eines Procurators des Königs, in Châlons-sur-Marne, ermittelt worden, der auch seine Urheberschaft eingestanden hat. 2. Es ist vollständig ermittelt, daß dieser junge und noch gänzlich unmündige Mann, der sehr exaltirt ist, zu dieser Schrift angestiftet und aufgereizt worden ist durch Alexandre Lameth, Duport und Barnave, welche ihm für sein Libell Schutz und Garantie versprochen haben. 3. Das Libell, welches in sechstausend Exemplaren abgezogen ist, wurde gratis auf den Straßen von Paris ausgetheilt. 4. Es bleibt dem Bürger Riquetti überlassen, seine Anklage auf die genannten Sieurs, Alexandre Lameth, Duport und Barnave, auszudehnen." *)

Mirabeau übergab das Blatt mit dem Gerichtssiegel dem ihm zunächst sitzenden Clubmitglied, um es auf den Bänken umhergehen zu lassen. Eine ungeheuere Aufregung hatte sich der Versammlung bemächtigt.

Ich bin aber von jeder Anklage abgestanden! setzte Mirabeau rasch und laut hinzu. Ich bin mit den Herren Lameth, Duport und Barnave durch die Mit-

*) Montigny VII. 256.

gliedschaft dieses Clubs verbunden, und das ist ein heiliges Volksband, welches ich niemals zerreißen werde. Ein Mitglied des Jacobiner-Clubs werde ich niemals anklagen, denn wir sind hier Alle im Namen des Volkes als Brüder vereinigt, und es heißt das Volk beleidigen, wenn man seine Brüder anklagt. Ich vergebe den Herren Lameth, Duport und Barnave, und ich bitte Euch, meine Freunde, es mit mir zu thun!

Ein gewaltig losdonnerndes Beifallsrufen und Klatschen folgte diesen Worten. Man stand von allen Seiten her auf und umdrängte Mirabeau mit enthusiastischen Grüßen und Ausrufungen. Mirabeau aber winkte sie lächelnd und mit einer hinreißenden Handbewegung auf ihre Plätze zurück. Lameth und Duport saßen mit bleichen Gesichtern und flammenden Wuthblicken da. Auf Barnave's weichem Gesicht hatte sich ein Zug gutmüthigen Bedauerns eingestellt. Lameth wollte auf die Tribüne stürzen, um zu reden, aber man brüllte ihm in einem vollstimmigen Chor zu, zurückzubleiben. Graf Mirabeau allein habe das Recht zu sprechen! Denn ungeachtet aller Abschaffung der Adelstitel nannte doch das Volk den Mirabeau vorzugsweise gern seinen Grafen.

Ich habe gewiß viele Fehler, begann Mirabeau von Neuem, aber eine Tugend besitze ich doch, und das ist die der Treue gegen meine Freunde. Und ein Freund bin ich dieser wahrhaft patriotischen Gesellschaft, welche hier in der Kirche der Jacobiner tagt! Ja, ich liebe die Jacobiner, wie ein Freund den andern liebt. Ich kann Euch noch mehr sagen, ich will, daß die Jacobiner in das Ministerium treten und an das Staatsruder gelangen sollen. Ich habe dazu einen Plan entworfen, den ich vorläufig mit Monsieur, dem Grafen von Provence, besprochen habe.

Ihr nehmt doch wohl keinen Anstoß daran, daß ich einige Aeußerungen über die Lage der Dinge mit dem Grafen von Provence gewechselt habe? Einige Selbstständigkeit der Ansichten und des Verfahrens müssen sich ja Freunde unter einander vorbehalten, auch wenn sie sonst ganz Eines Sinnes und Herzens sind. Der Graf von Provence ist ein erleuchteter Kopf und der König hört gern seine Stimme. Wir müssen ein neues Ministerium haben, denn das jetzige verräth und verdirbt uns den Athem in unserer eigenen Brust! Aber ich habe beantragt, einen Theil des neuen Ministeriums aus Mitgliedern des Jacobiner-Clubs, aus Euch, meine theuren und wahrhaft patriotischen Freunde, zu bilden. Denn dadurch kann Frankreich allein eine sichere Garantie seiner Zukunft gewinnen. Es lebe das Ministerium der Jacobiner!

Dem Donnerruf Mirabeau's, welcher den Saal erschütterte, entsprachen sogleich unzählige sympathische Stimmen, die jubelnd und tobend, drohend und begeistert, einstimmten.

Das hieße ja, auch die Jacobiner an den Hof zu verkaufen! rief Robespierre mit einer schneidend durchdringenden Stimme dazwischen. Lieber ein allgemeines Morden und Brennen heute noch, als diese unzeitige, nach allen Seiten hin gleißnerische Versöhnung mit unsern Feinden!

Eine nicht geringe Anzahl des Clubs schien sich jetzt für diese Auffassung der Dinge erklären zu wollen, und gab klatschend und trommelnd ihre Zustimmung zu den Worten Robespierre's zu erkennen. Die Mehrzahl der Versammlung aber drang wiederum mit jauchzenden Zurufen für Mirabeau durch, der hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne stehen geblieben war und den Moment erwartete, in dem er wieder sich vernehmen lassen könne.

Auch die Freiheit muß ihre Gestalt, ihre Ordnung, ihre Verwaltung haben! begann Mirabeau von Neuem. Es ist wahrlich keine Freude dabei, in einem Ministerium zu sitzen, und ich für mein Theil danke Gott, daß der Beschluß der National-Versammlung, der den Abgeordneten verbietet, Ministerstellen anzunehmen, mich über diese Verlegenheit glücklich hinausgebracht hat. Die berühmten dreißig Stimmen auf der äußersten Linken, die diesen Beschluß durchgesetzt, haben gerade mir damit einen besonderen Possen zu spielen geglaubt. Aber nein, meine Herren, Sie haben sich in mir getäuscht! Ich werde fortfahren, zu wirken, aber meine Wirksamkeit ist nicht an den Besitz eines Portefeuilles geknüpft, sondern an den Beifall und das Glück des Volkes, dem ich überall nachstreben werde, wo ich Kopf an Kopf, Herz an Herz mit dem Volke stehe! Ich wünsche auch, daß Diejenigen in dieser Versammlung, welche zugleich Abgeordnete sind, nicht Minister werden mögen, aber es giebt wackere Arbeiter und Handwerker hier unter uns, von denen ich gern Einen oder den Andern im Ministerium und an der Spitze der Verwaltung sehen möchte, denn mit dem ächten Volksverstande muß Alles gemacht werden, was für das Volk gelingen soll. Das Volk über Alles! —

Mirabeau trat jetzt rasch, aber unter endlosen Beifalls- und Freudenbezeugungen, von der Bühne ab. Man umringte und beglückwünschte ihn von allen Seiten, und ergriff seine Hände, seine Kleider, hing sich an seinen Armen, seinen Schultern fest, um ihm zu erkennen zu geben, wie sehr man ihn ehre und hochhalte, wie man ihn anerkenne und ihm huldige! Mirabeau konnte sich nur mit großer Mühe den Händen seiner Verehrer entziehen. Er fühlte das Bedürfniß, auf einen Augenblick den heißen Saal zu

verlaſſen, und in dem Hofraum Luft zu ſchöpfen. Eine augenblickliche Unpäßlichkeit vorſchützend, die ihn befallen habe, eilte er fort, und ließ die Verſammlung hinter ſich zurück, die ſich in demſelben Augenblick, auf den Hammerſchlag ihres Präſidenten, von Neuem ordnete, um noch zu einem andern Geſchäft, welches dieſer Sitzung beſtimmt geweſen, überzugehen. Es wurde zu der Wahl eines neuen Präſidenten für den Jacobiner-Club geſchritten. —

Mirabeau, der in dem an den Saal gränzenden Corridor auf- und niederſchritt, und dort Jemand zu erwarten ſchien, vernahm lächelnd das Geräuſch der Abzugehenden, welche ſich zu der Wahlurne hinbegaben, um ihre Stimmzettel in dieſelbe zu legen. Der alte düſtere Kloſtergang, in dem ſich Mirabeau hin- und herbewegte, öffnete ſich an ſeinem äußerſten Ende in einen kleinen Hof, in dem aus halb verwittertem und vielfach durchlöchertem Stein ein Crucifix ſtand. Der Hof führte zu einem Ausgang des Kloſters, der nach einer kleinen Nebenſtraße ſich öffnete, und hier harrte Mirabeau mit immer ſich ſteigernden Zeichen der Ungeduld.

In dem kleinen Kloſterhof war ſchon das Abenddunkel hereingebrochen und Mirabeau lehnte, mißmuthig werdend, mit dem Rücken gegen das Crucifix, als ſich ihm jetzt mit raſchen Schritten eine männliche Geſtalt näherte, in der er, froh aufathmend, ſeinen Freund, den Grafen de la Marck, erkannte.

Ich komme mit der beſten Botſchaft, flüſterte La Marck leiſe, indem er Mirabeau umarmte. Der König hat jetzt in Alles eingewilligt, wie ich es ihm vorgeſchlagen habe. Er wird ein großes Heil darin ſehen, Eure Dienſte in der beſtimmteſten Weiſe entgegennehmen zu können. Noten, Denkſchriften, Berichte

aller Art sollt Ihr ihm anfertigen über Alles, was der Tag Wichtiges und Bemerkenswerthes bringt, und Ihr dürft gewiß sein, daß Euere Urtheile und Winke bei den Entschließungen Seiner Majestät vorzugsweise in die Waagschaale fallen sollen. Auch rechnet der König auf Eure fortdauernd gute Haltung in der National-Versammlung, in welcher Ihr den Interessen der Monarchie schon so große Dienste geleistet habt. Der König bittet Euch, die Summe von 6000 Francs monatlich empfangen zu wollen, und hat also ganz und gar die Summe genehmigt, welche ich nach unserer Verabredung ihm vorgeschlagen habe. Euere Schulden werden in der Gesammtsumme von 208,000 Francs, wie wir dieselbe neulich aufgestellt haben, aus der Chatoulle des Königs bezahlt werden. Der Erzbischof von Toulouse, Herr von Fontanges, dessen vertraute Ergebenheit für den König und namentlich für die Person der Königin Ihr kennt, ist dazu ernannt, sowohl den finanziellen als den politischen Theil dieser Angelegenheit zu besorgen. Ihm werdet Ihr daher auch Euere Berichte, die an den König gehen sollen, durch eine sichere Person zu übersenden haben. Der Herr Erzbischof wird außerdem 300 Francs monatlich an Euren Copisten, Herrn de Camps, zahlen, denn da derselbe, weil er Euere Noten an den Hof abzuschreiben hat, im Geheimniß bleiben muß, so ist es nöthig, daß man sich seines Stillschweigens versichere. Außerdem hat mir Seine Majestät vier von seiner eigenen Hand ausgestellte Wechsel übergeben, deren jeder sich auf 250,000 Francs beläuft, und die ich in meinem Portefeuille aufzubewahren habe. „Wenn, sagte der König, Herr von Mirabeau, wie er es versprochen hat, mir gut und aufrichtig dient, so werdet Ihr ihm am Ende der Session diese

Wechsel übergeben, gegen welche ihm im Gesammtbetrage eine Million ausgezahlt werden soll!"*)

Da sind die Wechsel, seht her! fügte der Graf de la Marck mit einem noch leiseren Ton hinzu, indem er sein Portefeuille öffnete und die Papiere vor Mirabeau's Augen hielt.

Nun, meinetwegen! sagte Mirabeau, indem er die Unterschrift Ludwigs XVI. lächelnd betrachtete. Der Hof hat stets so viel Geld für seine Verräther gezahlt, er kann nun auch einmal seine Mittel an einen wahren Freund der Monarchie ausschütten!

Dann ging er plötzlich in einen heitern, fast ausgelassenen Ton über, und sagte, mit der Hand gegen das steinerne Crucifix schlagend, so daß dasselbe zu tönen begann: Nun wohlan, so mögen denn alle Sphären des Lebens von Neuem mit brausendem Orgelton klingen! Wir bauen die neue Monarchie, und leben als lustige und glückliche Leute darin! Der goldene Becher des Daseins fülle sich wieder bis an den Rand mit der schäumenden und rauschenden Quelle der Lust! Etwas schaffen kann man erst, wenn man nicht mehr zu rechnen braucht. Der König, mein lieber La Marck, hat sich als einen anständigen, wenn auch sehr klugen und vorsichtigen Mann, mit mir erwiesen. Ich glaube ihm aber keine besseren Dienste leisten zu können, als daß ich ihm Alles so sage und schreibe, wie es mir gerade um's Herz sein wird. Denn lügen kann ich auch für viele Millionen nicht, und meine Lügen würden den König tödten. Ich hoffe aber den König am Leben zu erhalten, wie es jetzt wohl jeder ehrliche Mann in Frankreich hofft. Die Zeit ist schlimm, La Marck, und wenn wir nicht richtig arbeiten, werden doch noch König und Königin

*) La Marck I. 163.

das Pflaster mit ihren Leichnamen schlagen müssen.*) Aber laßt uns doch mit heiterer Zuversicht jetzt vorwärts gehen. Schmücken wir uns mit allen funkelnden Blüthen des Lebens, um das Hochzeitsfest der Monarchie mit der Freiheit würdig zu begehn!

Leben Sie wohl, mein Freund! sagte La Marck, ihm die Hand drückend. Ich halte es nicht für gut, hier länger zu verweilen. Sie besuchen mich doch morgen zum Diner? Dann wollen wir noch Alles auf das Reiflichste besprechen.

Damit eilte La Marck fort. Mirabeau sah ihm noch eine Zeitlang in einem träumerischen Hinstarren nach. Dann begab er sich, in einem frohen, elastischen Aufschwung seines ganzen Wesens, wie er ihn seit lange nicht in sich gefühlt, fort, um in die Sitzung zurückzukehren. Als er hörte, daß das Secretariat noch mit der langweiligen Zählung der Wahlstimmen beschäftigt sei, blieb er noch eine Zeitlang in dem Vorsaal stehen. In einem daran angränzenden Zimmer war ein Büffet für die Bedürfnisse der Abgeordneten aufgeschlagen. Mirabeau bemerkte dort seinen Schreiber Camps, den er heut mit in die Versammlung genommen hatte, und rief ihn herbei, indem er ihm den Auftrag gab, ihm ein Glas Limonade zu besorgen.

Als Camps mit der Limonade wieder zurückkehrte, fiel es Mirabeau auf, daß derselbe zu einer Nebenthür wieder hereintrat, die, wie ihm bekannt war, zu einem neben dem Büffet liegenden kleinen Cabinet gehörte. Auch erblickte er, während die Thür aufging, in jenem Cabinet das unheimliche, in diesem Augenblick einen besonders widerwärtigen und er-

*) Ein oft wiederholter und stehend gewordener Ausruf Mirabeau's in der letzten Zeit seines Lebens. La Marck. I.

schreckenden Ausdruck zeigende Gesicht des Alexandre Lameth, mit dem Camps einige Worte gewechselt zu haben schien.

In demselben Moment aber ließ sich aus dem Sitzungssaal her ein lautes, donnerndes Jubelgeschrei vernehmen, in das auch freilich einige zischende Stimmen einklangen. Der Präsident des Clubs hatte das Resultat der neuen Präsidentenwahl verkündet. Es war der Name Mirabeau's, der aus der Urne gefallen. Von allen Seiten erschallte jetzt der Ruf nach Mirabeau, und man stürzte in Massen heraus, um ihn hereinzuführen.

Mirabeau leerte erst rasch das Glas Limonade, welches ihm Camps dargereicht hatte, und begab sich dann in die Kirche, um die ihm zugedachte Ehre anzunehmen und die Glückwünsche seiner Freunde zu empfangen. Mirabeau Präsident des Jacobiner Clubs! umrauschte es ihn hier von allen Seiten.

Wer hätte gedacht, daß sie mich heut noch zum König der Jacobiner ausrufen würden! sagte Mirabeau still lächelnd in sich hinein, indem er auf die Rednerbühne zuschritt, um mit einigen Worten seinen Dank auszusprechen.

VII.

Mirabeau und Henriette.

Mirabeau hatte seit einiger Zeit ein glänzendes Hôtel in der Chaussée d'Antin, dem schönsten Stadttheil von Paris, bezogen, das er für eine ziemlich bedeutende Summe zu seinem Eigenthum angekauft. Mit

der früheren Nomaden-Wirthschaft der Chambres garnies, in denen Mirabeau den größten Theil seines früheren Lebens zugebracht, hatte er seitdem vollständig gebrochen. Denn die kostbaren und prunkvollen Einrichtungen, mit denen er sich jetzt umgeben, deuteten zugleich auf eine dauerhaftere und gediegenere Niederlassung hin. Mirabeau entfaltete plötzlich Talent und Geschmack für den Luxus, wie man es früher an ihm nicht geahnt hatte. Und nicht nur die Reihe glanzvoller Gemächer, in denen Pracht und Kunst miteinander wetteiferten, sondern auch die ausgesuchten und schwelgerischen Genüsse seiner Tafel, die sich gastfrei jeden Tag und jede Stunde für eine ihn zahlreich umdrängende Gesellschaft in seinen Salons darbot, sprachen für die neue Stellung, welche Mirabeau in Paris einzunehmen strebte. Aber, seiner alten Gewohnheit gemäß, hatte er auch für die Genüsse des Geistes nicht zu sorgen unterlassen. Er hatte die große Bibliothek des Grafen Buffon an sich gekauft, und diese Schätze, mit denen er in einer ruhigeren Zeit sich zu beschäftigen brannte, in vielen kostbaren Schränken bei sich aufstellen lassen.

Aber Etwas hatte Mirabeau in dieser neuen glänzenden Gestaltung seiner Verhältnisse verloren, das er kaum je geglaubt hatte, missen zu können. Dies war das Zusammenleben mit seiner Freundin Yet-Lie und dem kleinen liebenswürdigen Coco, die beide bis dahin die unentbehrliche „Horde" Mirabeau's gebildet hatten.

Sie waren in eine ferne stille Straße im Stadtviertel des Luxembourg gezogen, wo Mirabeau ein angenehmes Quartier für diese seinem Herzen gewiß noch immer theuren Freunde eingerichtet hatte. Auf den Frieden, wie auf die reine schöne Luft dieses Stadttheils und die wohlthuenden Spaziergänge im Jardin du Luxembourg schien es dabei besonders abgesehen.

Denn Frau von Nehra befand sich seit einiger Zeit leidend und krank, und ihr Husten, der nicht mehr weichen zu wollen schien, hatte sich bis zu einem entsetzlichen Grade ausgebildet. Die zierliche, leicht zu erschütternde Gestalt schien unter den gewaltigen Tönen, die aus ihrer kranken Brust drangen, fast zu zerbrechen. Der feine, liebliche Körper war von Tag zu Tag durchsichtiger geworden, und oft schien sie in ihrem schwebenden, leise dahinflatternden Gang nicht mehr den Erdboden zu berühren. Nur die schönen Augen Henriettens strahlten einen erhöhten und süßen Glanz aus, sie mochten sich nun mit anbetender Bewunderung oder mit heimlich brennender Liebe zu ihrem großen Freund hinneigen.

Der längere Umgang mit Mirabeau hatte gewaltsame und überschwängliche Aufregungen mit sich geführt, von denen die zarte Natur Henriettens schon tief gebeugt worden war. Ihr ganzes Leiden drückte sich in diesem schreckensvollen Husten aus, welcher vom frühesten Morgen bis in die späteste Nachtstunde hinein das Haus durchhallte und mit wunderbarer Heftigkeit auf allen Punkten desselben sich hörbar machte. Die arme Henriette hatte sich schon in die entferntesten und abgelegensten Theile der Wohnung geflüchtet, um nicht ihren übrigen Hausgenossen die Ruhe zu stören, aber sie mußte doch sehen, daß sie mit ihrer so laut schallenden Krankheit den Frieden und das Behagen Aller in ihrer Nähe gefährdete.

Es war dies um so schmerzhafter für sie, da Mirabeau besonders empfindlich gegen jede Störung seines Schlafes war und dann oft sehr rücksichtslos gegen seine leidende Freundin sein konnte.

Eines Morgens, nach einer wiederum sehr übel verbrachten Nacht, trat Henriette vor den sich eben zum Frühstück ankleidenden Mirabeau hin, und drückte

mit ihrer gewohnten koketlischen Grazie, die auch der Kranken eigen geblieben war, die Spitze ihres Fingers auf seine Hand, als wenn sie ihn recht nachdrücklich auf sich aufmerksam machen wollte. Ein zartgerötheter, wunderbarer Schmelz strahlte heute von ihren Wangen. Sie hob sich frisch und kräftig aus, und ihre Augen, in denen hellen Feuer sonst leicht der Glanz des Fiebers irrte, hatten einen ruhigen, festen Ausdruck, der sich zugleich mit unendlicher Liebe auf Mirabeau richtete.

Mirabeau, der selbst seit einiger Zeit auffallend zu Krankheit begann und plötzlich an einer früher bei ihm nie wahrgenommenen Schwäche seiner Nerven litt, schrak bei ihrem Anblick, der ihm eine besondere Ueberraschung zu verkünden schien, sichtlich zusammen, und machte eine zurückweichende Gebärde gegen sie, die über Frau von Nehra in einem so beängstigenden und anmuthig bittenden Knie beantwortete, daß Mirabeau sich sogleich weiter beruhigen mußte, und ihr nun ganz mit freudiger Erwartung entgegensah.

Höre, Mirabeau, begann sie mit munterer Stimme, in der jedoch ein leiser wehmüthiger Nachhall zitterte, ich habe jetzt Die eine Bitte eigener Art vorzutragen, nämlich ich wünschte wohl, daß Du mich verstoßen möchtest. Sage mich aus dem Hause, ich bitte Dich inständigst darum, denn ich bin hier nur noch zu Deiner Last vorhanden, und Du hast Tag und Nacht keine Ruhe mehr vor mir.

Was sind das für thörichte Dinge, Nehra, erwiederte Mirabeau, den seine heftige Reizbarkeit von Neuem befiel, mit einem sehr verdrießlichen und erzürnten Ausdruck. Ich bin nicht der Mann, der sich von seinen Freunden wegen ihrer Leiden losbindet. Und was sollte aus mir selbst werden, wenn Du mich verließest? Wie kommst Du auf einen so unerhört absurden und albernen Gedanken?

Höre mich an, Mirabeau, begann Henriette von neuem mit freudig aufglänzenden Augen. Du weißt, daß ich mich vor meinem Husten gar nicht mehr zu lassen weiß. Deine prächtigen, feierlichen Gemächer, in denen wir jetzt niedergelassen sind, verunglimpfe ich fast durch dieses ungebührliche Lärmen und Pfeifen meiner kranken Brust. Und Du, Mirabeau, bedarfst der Ruhe wenigstens in den Stunden, wo Du zu Hause bist. Die ungeheure Staatsbewegung draußen, deren Herr und Gebieter Du bist, Mirabeau, zerreibt so schon alle Deine Kräfte. Wenn Du nicht geschont wirst, mein großer Held, so verlieren wir noch vor der Zeit Dein unersetzliches Leben, das Niemand mehr in Frankreich entbehren kann, der sein Heil in der Sache der Freiheit findet. Und ich Unselige sollte Ursache sein, daß Mirabeau nicht einmal mehr den erquickenden Schlummer, das friedliche Behagen in seinem Hause finden kann? Darum sollst Du mich aus Deiner Nähe verstoßen. Ich bitte Dich in der That, daß Du mich ziehen lässest. Du wirst mich darum doch nicht los, Mirabeau. Meine Gedanken werden immer hier vor der Thür liegen, und unaufhörlich zu Dir betteln, daß Du mein gedenken mögest. Und kann ich denn nicht auch bald wieder gesunden? Die Stille und Abgeschiedenheit wird mir wohlthun, der wüthende Feind in meiner Brust wird doch einmal wieder schweigen, und dann melde ich mich, mein Freund, und trete eines Tages wieder vor Dich hin, und frage mit dem alten Herzen und der ewigen Liebe, ob Du mich von Neuem zu Deinen Füßen dulden willst?

Sie hielt inne und schmiegte sich mit so freundlich bittenden Augen an ihn, daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu küssen und ihr die lieblichen Schläfen zu streichen. Dann betrachtete er sie lange und prüfend, und schien über Etwas nachzusinnen. Auf seiner

gewaltigen Stirn ſtanden düſtere Schatten, die ſich im wunderbaren Ausdruck auf- und niederjagten.

Und wohin gedächteſt Du zu ziehen, wenn Du Mirabeau verlaſſen willſt? fragte er ſie nach dieſer langen, zweifelhaften Pauſe.

Ich gedächte am liebſten auch dann auf Deinem Grund und Boden zu bleiben, entgegnete Henriette, die noch immer zärtlich an ſeinem Halſe hing. Mir war die ſchöne ſonnige Wohnung gegenüber vom Garten des Luxembourg eingefallen, die Du vor einiger Zeit gemiethet haſt, aber nicht beziehen wollteſt, weil Du hier dieſe prächtigeren Räume auf der Chauſſée d'Antin fandeſt. Da Du jene Wohnung noch immer bezahlen mußt, mein Freund, und ich von Alters her die Oekonomie unter uns bin, die immer zu ſparen ſucht, ſo ſchlage ich Dir vor, mich dort beim Luxembourg ſo lange einzuquartieren, bis ſich Deine arme Freundin ausgehuſtet haben wird. Der heimliche Frieden dieſer Wohnung lockt mich gar ſeltſam an, und da ich doch einmal den Poſten verlaſſen muß, denn ich kann Dir ja nichts, gar nichts mehr ſein, ſo laß mich dort die Zeit, die ich fern von Dir bleiben muß, unterkommen. Ich brauche nichts weiter, und wenn ich Dich nicht mehr ſehen darf, habe ich nichts, was ich noch bedarf. Eine alte Aufwärterin nehme ich hier aus dem Hauſe mit.

Mirabeau durchmaß einige Male ſchweigend und mit heftigen Schritten das Zimmer. Er ſah bleich und trübe aus. Eine ſeltſame und bedeutende Veränderung ſchien ſeit Kurzem mit ſeiner ganzen Perſon vorgegangen zu ſein.

Jetzt ſtand er wieder vor Henrietten ſtill, und ihre Hand ergreifend, ſagte er, mit einer großen Wehmuth in ſeinen Geſichtszügen: Aus Deinen Worten, liebſte Yet-Lie, obwohl ſie innig wie ſonſt ſind, ſchlägt eine

gewisse Bitterkeit auf mich zurück, die ich nicht zu nennen vermag, die ich aber doch in meiner ganzen Seele tief empfinde. Aber ich bin auch der Meinung, mein Kind, daß Du meine Liebe zu Dir im Grunde nicht geringer weißt, wenn Du Dich auch in der letzten Zeit von mir vernachlässigt fühlen mußtest. Ich reite auf der Woge der Zeit, und wohin dieses tollgewordene Roß noch mit mir durchgehen wird, wer kann es ermessen. So viel ist gewiß, daß ich in der nächsten Zeit nicht mehr für mich einstehen kann, wo ich wohnen werde, ob ich nach Hause kommen werde oder nicht, ob ich im Stande sein werde, die Rechten zu lieben und zu hassen. Wir haben eine Revolution gemacht, und machen sie fortwährend. Die Revolution ist die neue Schicksalstragödie der Völker. Wer in ihr noch Herr seiner selbst bleibt, kann nur ein Verräther sein. Wir Andern, die wir es ehrlich meinen mit der Freiheit, werden von einer Nothwendigkeit umspannt, der wir blindlings jeden Augenblick gehorchen müssen. Ein solcher Mensch taugt ebenso wenig wie der Vesuv dazu, daß man sich an ihm ansiedelt, und sein friedliches Lebensglück ihm anvertraut. Du bist krank, arme Yet-Lie, und Mirabeau konnte Dich nicht einmal pflegen. Zuweilen wurde er Dir sogar böse, wenn Du ihn aus dem Schlaf gehustet. Und dann ist eine Unruhe um mich herum, daß sich kein der Schonung bedürftiger Mensch bei mir zu lassen weiß. Die Parteien halten in meinen Zimmern ihren Waideplatz, und grasen an mir herum, so daß vielleicht bald nichts mehr von mir übrig geblieben sein wird. Man beschickt mich, man hält bei mir Vorberathungen ab, man dejeunirt und dinirt bei mir, oder man schleppt mich in die Wirthshäuser, und ich muß vom Abend bis zum frühen Morgen zechen, um die neue Frage zwischen Republik und Monarchie ausfechten zu

helfen. Da konnte ich denn schon seit längerer Zeit Dich und Coco nicht ohne große Betrübniß ansehn. Was sollte aus Euch armen unschuldigen Würmern unter diesem Götter- und Königsschwindel werden, der jetzt alle Lüfte erfüllt, und der erst wieder zur Ruhe gebracht sein muß, ehe wir, wie sonst, in stiller Zugehörigkeit bei einander werden sitzen und Liebe und Possen und dummes Zeug miteinander werden aufführen können. Da möcht' es denn wohl am besten sein, dacht' ich oft, wenn Mirabeau's Horde sich einstweilen von ihrem Haupt und Führer trennt und in der Stille ihre Reize für ihn pflegt und aufspart, bis er einst wieder die wahre Krone seines Lebens darin finden kann!

Henriette drängte sich hocherröthend an ihn und zog seine Hand an ihre Lippen, ließ aber, indem sie dieselbe küssen wollte, eine große, schwere Thräne darauf fallen.

Ach, rief sie wehmüthig lächelnd, so treffen denn auch diesmal noch unsere Gedanken zusammen, mein lieber, lieber Freund.

Ja, entgegnete er, sie betroffen anblickend, unsere Gedanken griffen noch stets ineinander, und so werden sich auch unsere Personen nie verlieren. Ich werde für Dich und Coco die Wohnung am Luxembourg so bequem und angenehm als möglich herstellen lassen, und für Eure Einrichtung und Bedienung die beste Sorge tragen. Es soll Euch an Nichts fehlen. Ihr sollt es besser haben, als Mirabeau, in dieser schweren, rauhen Zeit. Den Coco mußt Du mir schon mit übernehmen, meine gute Yet-Lie, denn ich weiß den Knaben nirgend besser aufgehoben als bei Dir, er liebt Dich, und Du hast ihm stets eine mütterliche Zärtlichkeit und Sorge gewidmet. Bei mir, in meinem jetzigen Treiben, würde das Kind verloren gehen, und

wer weiß, was mit mir selbst geschieht, und wozu die immer verwickelter werdenden Kämpfe des Tages mich plötzlich einmal herausfordern werden. Ihr aber werdet die Idylle von Mirabeau's Glück bewahren. Darum willige ich mit frohem Herzen in diese Trennung; sie wird mir schwer werden, aber sie wird uns Allen Heil und Segen bringen. Aber bei alledem hoffe ich doch, daß wir uns täglich sehen werden. Ich werde jeden Tag kommen, Gräfin Yet-Lie, und mich bei Dir melden lassen.

Henriette sah wieder ganz heiter und strahlend aus. Sie war geneigt, in den leichten und scherzhaften Ton einzugehen, in den Mirabeau zuletzt mit seiner feinen Kunst diese Angelegenheit hinübergespielt hatte. Aber ihr Lächeln ließ doch den bitteren Hintergrund ihrer Seele sehen. Jetzt kam aber auch noch der kleine Coco aus dem Nebenzimmer herein, und brach in einen lauten Jubel aus, als ihm eröffnet wurde, daß er von jetzt an mit Frau von Nehra beim Luxembourg wohnen und alle Tage in dem schönen Garten, den er besonders liebte, spazieren gehen solle. Seine Freude darüber wurde immer ungestümer, und Mirabeau mußte endlich mit einiger Empfindlichkeit daran erinnern, daß er dann auch nicht mehr bei seinem Vater in dem prächtigen Hause der Chaussée d'Antin wohnen werde.

Dies aber vermochte die große Zufriedenheit, welche der Knabe über diesen Wechsel empfand, nicht zu stören. Es wurde jedoch jetzt Besuch von einigen Abgeordneten der Nationalversammlung gemeldet, und dadurch, wie immer, das vertraute Gespräch Mirabeau's mit den Seinigen unterbrochen. Es schienen wichtige Dinge sowohl in der Nationalversammlung als im Jacobiner-Club vorzugehen, und die Debatte, in welche Mirabeau bald mit seinem sogleich empor-

flammenden Heldenfeuer eintrat, ließ ihn wieder alle andern Dinge um sich her vergessen.

Henriette bemerkte aber gleich am folgenden Morgen, daß Mirabeau die Angelegenheit ihrer Uebersiedelung in das andere Stadtviertel keineswegs aus seinen Gedanken verloren hatte. Ohne daß sie selbst wieder daran erinnert hatte, war Mirabeau beeifert gewesen, die nöthigen Anordnungen zur Einrichtung der neuen Wohnung für Henriette und Coco zu geben, womit sein neuer Secretair, Herr Camps, von ihm beauftragt wurde. Mirabeau bethätigte dabei eine in's Einzelne gehende Sorgfalt, die hinlänglich bewies, wie sehr ihm daran gelegen war, alles nur irgend Erdenkbare für die Wohlfahrt Henriettens und Coco's zu thun. Auch mit Cabanis sprach Mirabeau angelegentlich, um ihm die Oberaufsicht über die Gesundheitspflege seiner beiden Getreuen, die er jetzt von sich lassen wollte, anzuvertrauen. Cabanis war seit einiger Zeit wieder öfter zu Mirabeau gekommen, besonders seitdem das eigenthümliche Befinden des Freundes, das oft die bedrohlichsten Zustände zeigte, ihm eine Besorgniß erregt hatte, über die er sich noch nicht klar zu werden vermochte. Obwohl der republikanische Cabanis, gleich Chamfort, im politischen Prinzip ganz von Mirabeau abgekommen war, so zog ihn doch die alte Freundschaft, erstarkt durch die Sorge um seine plötzlich so geheimnißvoll erschütterte Gesundheit, jetzt mehr als je wieder in Mirabeau's Nähe.

Nun war die Stunde des Abschieds für Henriette und Mirabeau gekommen. Mirabeau wollte nicht zugestehen, daß es ein Abschied sei, und führte unter Scherzworten und Liebkosungen aller Art Henriette und Coco zu dem Wagen hinunter, den er hatte anspannen lassen, um sie unter seiner Begleitung nach ihrem Quartier hinzufahren.

Aber Henriette konnte den Gedanken nicht los werden, daß dies ein Abschied sei. Noch auf der Treppe blieb sie wiederholt stehen, und fiel Mirabeau mit einem lauten Ueberschwang ihrer Gefühle um den Hals. Dann betrachtete sie ihn immer von Neuem wieder mit der zärtlichsten und besorgtesten Aufmerksamkeit.

Mein Freund, wenn Dir nur nichts geschieht, flüsterte sie, sich fort und fort an ihn drängend. Die entsetzlichsten Ahnungen befallen mich, indem ich von Deiner Seite treten soll, und die Pflicht aufgebe, jeden Morgen an jeder Deiner Mienen zu sehen, ob Du noch wohlbehütet bist, und ob Dir Deine Feinde auch nichts zu Leid gethan haben möchten. Ach, Mirabeau, mit schwerem Herzen gehe ich von Dir. Und mir ist, als sollte ich nicht meinetwegen klagen, sondern Deinetwegen, daß ich in die Verbannung gehe. Mein lieber, lieber Freund, was werden sie Dir thun, womit werden sie Dich schlagen, wie werden sie Dich treffen?

Mirabeau wollte mit einem leichten Scherz antworten, indem er ihr die Stirn und das schöne Haar küßte, aber in demselben Augenblick befiel ihn ein unwillkürlicher Schauder, er erbleichte und taumelte einige Schritte vorwärts, so daß er die noch übrigen Stufen der Treppe fast hinuntergestürzt wäre.

Ich fürchte, was sie mir thun wollen, haben sie mir schon gethan, Du gute Henriette, sagte er dann, sich mit einer seltsamen Zuckung nach der Stirn und dem Herzen fassend. Henriette war in bittere Thränen, die in ein leises Klagen übergingen, ausgebrochen. So führte er sie und Coco in den Wagen, der mit ihnen nach dem Luxembourg fortrollte.

Henriette vernahm hier wenig mehr von ihrem Freunde Mirabeau, der zwar in den ersten Tagen einige Male kam, um sie und Coco zu besuchen, der

aber bald fast ganz ausblieb, und Henriette, die ihrerseits immer leidender wurde, würde nach Nachrichten von Mirabeau verschmachtet sein, wenn nicht der sie wohl jeden Tag besuchende Cabanis, dem sich auch der treue Chamfort von Zeit zu Zeit zugesellte, sie stets mit der zuverlässigsten und genauesten Kunde über ihren Freund versehen hätte. —

VIII.

Das Gift.

Aber die Nachrichten über Mirabeau lauteten auch von Tag zu Tag beunruhigender und seltsamer. Die titanische Kraft seines Körpers schien plötzlich einen geheimnißvollen Stoß erlitten zu haben, den man aber nur an seinen unheilvollen Wirkungen, die er täglich sichtlicher ausübte, erkannte. Sein Leiden hatte mit heftigen Fieberanfällen und Augen-Entzündungen begonnen, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten und ihm die heftigsten Schmerzen und Beängstigungen verursachten. Besonders aber beunruhigte ihn die zeitweise Anschwellung seiner Füße, mit denen sich in der Brust und in den Armen die schmerzhaftesten, ihn oft ganz und gar niederwerfenden Affectionen verbanden. Dazu hatten sich eigenthümliche Schmerzen in der obern Mundhöhle des Magens eingefunden, die oft so stark wurden, daß sie ihn in eine laut ausbrechende Verzweiflung setzten. Seine Muskeln und Nerven, welche sonst einem Herkules anzugehören schienen, hatten sich in eine so große Schwäche und Empfindlichkeit umgestimmt, daß er selbst oft mit trau-

rigem Lächeln die Frage aufwarf: wer ihn so plötzlich in eine nervenschwache und hysterische Frau umgewandelt haben könne? Wunderbar aber waren die Veränderungen, welche sich mit seinem Haar zeigten. Der gewaltige Wuchs dieser Haare, die sich sonst wie von selbst in natürlichen, malerisch sich ringelnden Locken um sein mächtiges Haupt schwangen, hatte sich zwar nicht vermindert, aber die Locken hingen schlaff und leblos an seiner Schläfe herunter, und wenn man das Haar mit der Hand berührte, war es von einer so weichen und feinen, fast durchsichtigen Beschaffenheit, daß es, von der Wurzel bis zur Spitze, kaum noch einen Körper hatte und sich wie ein in den Herbstlüften sich zerreibendes Blatt verflüchtigen zu wollen schien.*)

Seltsam war es, daß er sich nicht entschließen konnte, den ihm so oft gemeldeten Besuch Henriettens und seines Coco in dieser Zeit zu empfangen. Er fühlte sich so schwach, daß schon der Gedanke, diese in der letzten Zeit ihm so fern getretenen Gestalten wieder vor sich erscheinen zu sehen, sein Herz heftig schlagen machte und ihm einen leise perlenden Angstschweiß auf seine Stirn trieb. Die gute Henriette, obwohl selbst immer kränker geworden, war aber nichtsdestoweniger jeden Morgen um dieselbe Stunde mit dem kleinen Coco in dem prächtigen Hause der Chaussée d'Antin erschienen, und hatte sich jedesmal, ohne ihren unwandelbar geliebten Herrn und Freund gesehen zu haben, mit traurig gesenktem Kopfe, der kleine Coco mit einigen kaum unterdrückten Ausrufungen des Unwillens, wieder entfernt. —

---

*) Cabanis Journal de la maladie et de la mort de H. G. Riquetti Mirabeau p. 238. (Hinter dem Werk: Du degré de certitude de la médecine Par. an XI.)

Mit diesen räthselhaft umgeschlagenen Zuständen seiner Gesundheit, mit diesen ihn täglich folternden Qualen und Schmerzen, die ihn zugleich wie ein düsteres Geheimniß bedrückten und auf deren eigentliche Bedeutung er sich vergeblich in sich selbst besann, hatten sich bald auch alle seine Lebensgewohnheiten verändert. Seinen vielen körperlichen Bewegungen, denen er sonst mit Vorliebe nachgehangen, hatte er ganz entsagt. Die Fechtübungen, welche sonst sein Lieblingsvergnügen in seinen Mußestunden gebildet, mußten ganz bei Seite gelassen werden. Auch sein rasches Pferd bestieg er nicht mehr. Den kurzen Weg von seinem Hause bis zur Nationalversammlung legte er aber nicht mehr anders als in einem Wagen zurück, welchen dann jedesmal das Geleite der ihn umjauchzenden Volksmassen, bei denen Mirabeau's Namen einen schöneren Klang als je hatte, bis zum Sitzungssaal führte. Das Volk feierte jetzt in ihm zugleich den Präsidenten der Nationalversammlung, wozu ihn die letzte Wahl, unter Uebereinstimmung fast aller Parteien, und nur mit dem bekannten Widerspruch der dreißig republikanischen Stimmen, erhoben hatte. —

Mirabeau war heute Morgen mit einer besseren Empfindung als je aufgestanden, und hatte sich rasch an seinen Schreibtisch gesetzt, um den guten Moment zu benutzen, und eine neue Denkschrift, die er zur Kenntniß des Königs und der Königin bestimmt, zu vollenden. Seine Feder wurde aber durch einen heftigen Schlag, den er sich mitten durch die Brust gehen fühlte, in ihrem Lauf unterbrochen. Bald begann sich auch wieder die Entzündung seiner Augen auf die beunruhigendste Weise bei ihm anzukündigen. Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer legte er die Binde über seine Augen, mit der er sich dann vor den stechenden Einwirkungen des Tageslichts zu schützen pflegte. Nach

einer Pause des Ausruhens hoffte er immer noch arbeiten zu können. Seine Hand spielte mit dem vor ihm stehenden Schreibzeug, das seit einigen Tagen seine Liebhaberei bildete, und das er sich wegen seiner künstlerischen Ausschmückung mit einer antiken Figur, und zugleich wegen seiner Besetzung mit kostbaren Edelsteinen, gekauft hatte. Aber er schob endlich auch diese Spielerei mit einem fast ergrimmenden Unwillen weit von sich zurück. Seine Schmerzen und Beängstigungen begannen sich bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Dann schleuderte er die Binde wieder von seinen Augen zurück und ging mit hastigen, wie von einem Verfolger getriebenen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Der Graf de la Marck wurde ihm durch seinen Kammerdiener gemeldet. Mit leisen Schritten trat La Marck in das Zimmer und näherte sich Mirabeau mit den herzlichsten Erkundigungen. Mirabeau sank seufzend in einen Lehnstuhl zurück, und winkte dem Freund, sich neben ihm niederzulassen. Die gutmüthige Taktik La Marcks, den Kranken nur immer zu trösten und seinen Zustand als die Folge ganz gewöhnlich zusammenwirkender Einflüsse zu bezeichnen, begann auch jetzt wieder ihr Spiel.

Ich bin noch immer der Meinung, sagte er heute wieder, daß Ihre übermäßigen Anstrengungen auf dem Präsidentenstuhl der Nationalversammlung Ihren Gesundheitszustand in der letzten Zeit so erschüttert haben. Es ist wahr, mein theurer Mirabeau, Sie sind der musterhafteste Präsident, den man gewiß je in einer solchen Versammlung gesehen. Niemals, weder in Frankreich, noch in England, ist dieser Platz auf eine so ausgezeichnete Weise ausgefüllt worden, und Sie haben dadurch Ihrem unsterblichen Ruhm noch einen ganz neuen Glanz hinzugefügt. Mit Ihrer Würde, Ihrer

Grazie und Ihrer Gerechtigkeit genügen Sie jeder Partei, von Ihnen fließt Licht und Ordnung in jede Frage aus, und ein einziges Wort von Ihnen stillt jeden Tumult. Und dabei nehmen Sie noch selbst auf die bewundernswürdigste Weise an der Debatte Theil. Gestern, ungeachtet Ihrer entsetzlichen Angegriffenheit, haben Sie fünf Mal in der Frage über die Minen gesprochen. Mein lieber Freund, das geht nicht. Sie muthen sich zu viel zu, und ich komme, um Ihnen den Vorschlag zu machen, daß Sie auf einige Wochen Urlaub bei der Versammlung nehmen möchten. Es ist für uns die Hauptsache, daß Sie uns erhalten bleiben! Denn wir haben keinen zweiten Mann, auf dessen Schulter wir das Heil Frankreichs und der Monarchie legen könnten!

Das ist es nicht, lieber La Marck, erwiederte Mirabeau, mit einer ausbrechenden bitteren Wehmuth. Alle Arbeit ist für mich ein Spiel, das meine Kräfte stets nur erhöht hat, statt sie niederzuwerfen. Aber was mir fehlt, das wühlt sich unergründlich in meiner Brust und allen meinen Eingeweiden fort. Wenn ich an ein langsam und planmäßig wirkendes Gift glauben könnte, so würde ich nicht länger zweifeln, daß man mich vergiftet hätte. Denn ich fühle mich hinsiechen, ich fühle, wie ich verzehrt werde, als wenn ich über einem kleinen Heerdfeuer liege, das aber immer riesenhafter unter mir sich anfacht.*)

Um Gotteswillen, mein Freund, wie kommen Sie nur auf so entsetzliche Gedanken! rief La Marck, seine beiden Hände ergreifend, und sich dieselben an die Brust drückend. Ich halte mich wie von meinem Leben überzeugt, daß es in ganz Frankreich Niemand giebt, der den Muth oder das Interesse haben könnte,

*) Mirabeau's eigene Worte. Dumont Souvenirs. p. 226.

dem beſten Manne Frankreichs nach dem Leben zu ſtellen!

Ich weiß es nicht! erwiederte Mirabeau. Aber ſo viel weiß ich, daß mir ein böſer Feind heimlich alle meine Sehnen und Muskeln entzweigeſägt hat!

Es iſt ein ſo ſchöner Märztag heute, begann La Marck wieder mit ſeiner weichen gemüthlichen Stimme. Man hat ſelten einen ſo heiter und warm heranbrechenden Frühling geſehen. Meine Equipage ſteht unten ſchon bereit. Laſſen Sie uns zuſammen nach dem Marais fahren, dem allerliebſten Landgut, das Sie ſich bei Argenteuil gekauft haben, und wo ich ſeitdem ſo gern mit Ihnen weile. Einige Stunden in der friſchen Luft, unter Ihren neuen, ſo geiſtreichen Anlagen, werden Sie erquicken. Sie dürfen verſichert ſein, daß auch der Aufenthalt in dem neuen, höchſt ungeſunden Sitzungsſaale der Nationalverſammlung Ihnen ſchadet. Seitdem wir hier in Paris in dem Saal der Manége tagen, in dieſem feuchten, engen Raum, ſind wir faſt Alle krank. Selbſt höchſt robuſte Mitglieder leiden an Augen-Entzündung und Fieber, gerade wie Ihr.

Ihr ſeid liebenswürdig, Graf de la Marck! erwiederte Mirabeau mit einem traurigen Lächeln. Aber unternehmen kann ich heute nichts mehr. Und vor meinem kleinen Marais habe ich einen wahren Schauder bekommen. Ich hatte vor einigen Tagen dort einen Anfall von Kolik, in dem ich ſchon meinen letzten Seufzer aushauchen zu müſſen glaubte. Wenn ich heut noch einige Kraft wiedergewinne, will ich dieſe Noten dort vollenden, die ich für den König aufzuzeichnen begonnen. Es wird wohl das Letzte ſein, was er von mir empfängt. Ich geſtehe Euch, daß ich mit der Haltung des Königs von Tag zu Tag unzufriedener werde. Und ich will froh ſein, wenn auf die eine oder

die andere Weise diese Verpflichtung für mich aufhört, ihm Rath ertheilen zu müssen. Bis jetzt ist nichts von Allem geschehen, was ich, mit wie unabweislichen Gründen auch, ihm als nothwendig und unerläßlich bezeichnet habe. Daß Necker fort ist, haben wir nicht dem Entschluß des Königs, sondern dem unablässigen Drängen der Nationalversammlung zu danken. Möge er nun als seliger Finanzmann in seinem Coppet schlummern! Aber was soll aus dem König, was soll aus der Monarchie werden, wenn Ludwig XVI. noch länger fortfährt, sich in diesem zaghaften und unschlüssigen, eines Mannes ganz unwürdigen Benehmen aufzulösen? Aus Unmuth habe ich schon einige Tage mit meinen Berichten innegehalten; wenn ich mich nur irgend wieder wohl fühle, will ich mein letztes Wort zu ihm sprechen! Wahrlich, es ist jetzt Zeit, daß der König dieser Versammlung, die schon über einem Ohr die rothe Mütze hängen hat, mit tapferm Arm gegenübertrete. Kann diese Versammlung ihre eiteln und übermäßigen Gelüste nicht zügeln, so muß sie aufgelöst werden, und man muß den Geist der Wähler bearbeiten, daß sie eine neue Versammlung gründen, die einen gesunden Herzschlag für die Monarchie und einen tüchtigen Verstand für die Einrichtungen des Staates hat. Kann dies nicht bald geschehen, so ist Alles verloren. Ich sage dann wieder, wie ich schon oft gesagt habe: es werden sonst der König und die Königin das Straßenpflaster mit ihren Leichnamen schlagen! Was liegt freilich am Leben? Werde ich nicht selbst Einer der Ersten sein, die unter der Sichel des Geschickes dahinsinken?*)

Mirabeau fühlte sich nach diesen Worten so angegriffen, daß er La Marck bitten mußte, ihn wieder zu

*) La Marck I. 218. 224.

verlassen. Dann sank er, mit einer leuchtenden Todesblässe in seinem Gesicht, in den Sessel zurück. Er war so erschöpft, daß sich augenblicklich ein leiser Schlummer auf seine entzündeten Augenlider herabsenken zu wollen schien.

Jetzt wurde aber die Thür des Salons hastig wieder geöffnet, und die Marquise von Saillant, die zärtlich geliebte Schwester Mirabeau's, welche vor einigen Tagen auf die Nachricht von seiner Erkrankung nach Paris geeilt war, trat mit ihren beiden jungen Töchtern zu ihm herein.

Mirabeau schrak bei dieser Annäherung zusammen, aber als er sah, wer zu ihm wolle, erheiterte und belebte sich sein Gesicht, und er wandte sich den Frauen mit einer hingebenden Bewegung zu.

Frau von Saillant aber, die sich ihm rasch genähert hatte, sagte, indem sie ihn mit dem Ausdruck der größten Besorgniß umfing: Mein Freund, wir müssen durchaus noch ein strengeres Auge auf Deine Umgebungen und auf manches Andere in Deinem Hause haben. Schon wieder ist eine Sendung von Weinen und Liquören für Dich von unbekannter Hand hier abgegeben worden. Statt aber Dergleichen, wie ich befohlen habe, sogleich aus dem Fenster zu schütten, hat sich Dein Haushofmeister nichtsdestoweniger darauf eingelassen, den Wein zu behalten. Neulich schickte man Dir aus der Nachbarschaft eine Tasse Kaffee, angeblich von einer armen Frau des Volkes, die dem großen Mirabeau ihre Theilnahme ausdrücken wolle. Als Einer der Hausgenossen diesen Kaffee nur kostete, wurde er gleich darauf von einem fürchterlichen Erbrechen befallen. Wir haben es mit einer ganzen Legion von schlimmen Feinden zu thun, und wir müssen wachen, mein lieber, herrlicher Freund, daß

kein Schlag gegen Dein kostbares, unersetzliches Leben geschehe!

Ich weiß, Du bist besorgt um mich, entgegnete Mirabeau lächelnd. Aber sei ruhig, ich bitte Dich. Ich bin entweder schon getroffen, oder ich bin unverwundbar. Ich höre auch, daß Du Deinen Sohn bewaffnet neben meinem Cabinet schlafen lässest, um mich vor jedem mörderischen Anfall zu schützen. O, meine geliebte Freundin, gieb Dich doch einer größern Sorglosigkeit meinetwegen hin. Es ist wahr, ich habe viele schlimme und gefährliche Feinde. Die äußerste Partei, die bis jetzt noch nichts ist, aber nach meinem Tode Alles zu werden hofft, hat wohl ein Interesse daran, mein Leben zu kürzen. Bin ich doch schon Mordanfällen auf der Straße ausgesetzt gewesen. Aber alle Kugeln treffen ja nicht. Es kann einst noch Alles gut mit mir werden.*)

Und nun geht wieder, Kinder! setzte er leise hinzu. Aber auf die frischen, duftigen Wangen meiner Nichten muß ich heute noch einen recht kühnen Abschiedskuß drücken.

Die beiden jungen Mädchen sprangen rasch und freudig auf ihn zu. Und indem er die Jüngste und Schönste küßte, rief er, in sich selbst zusammenschauernd: „So umarmt der Tod den Frühling!“

In diesem Augenblick wurden ihm Dumont und Clavière gemeldet. Frau von Saillant wollte diesen Besuch nur unter der Bedingung zugestehen, daß die Herren sich jedes längeren Gespräches mit Mirabeau enthielten, und ihn nur zu sehen, aber nicht zu sprechen kämen.

Nachdem sie sich im Vorzimmer mit ihnen darüber verständigt, traten Dumont und Clavière mit dem

*) Montigny VIII. 425.

Ausdruck der tiefsten und ernstesten Theilnahme ein. Dumont wollte Abschied nehmen, weil er sich auf einige Zeit nach Genf zurückzubegeben gedachte. Mirabeau küßte ihm die Stirn, und sagte gutmüthig lächelnd: Für Dein Vaterland habe ich noch nichts thun können, Dumont. Die Zeit ist mir zu kurz zugemessen worden. Und nun muß ich selbst fort, um mir ein neues Vaterland zu suchen, dessen Verfassungsformen ich noch gar nicht berechnen kann.

In Dumonts Augen standen Thränen. Und Du, mein starker, aus Eisen und Stahl gebauter Clavière, fuhr Mirabeau fort, indem er sich zu dem anderen Freund wandte. Bist Du noch immer der Meinung, daß die Assignaten, welche wir auf die eingezogenen Kirchengüter ausgestellt haben, vortrefflich dazu dienen, Jedermann an die Sache der Revolution zu ketten?

Mein theurer Freund, erwiederte Clavière, mit einer ihm sonst niemals eigen gewesenen Weichheit und Unsicherheit der Stimme, ich will jetzt nur von Dir etwas wissen, denn ohne Dich liegt mir die Sache der Revolution nicht mehr am Herzen. Ich bin Dir nicht selten, heimlich und offen, entgegen gewesen, aber Deine große, göttliche Kraft, die dem Hofe und den Jacobinern zugleich zu gebieten verstand, ist eine Nothwendigkeit für die ganze Zeit geworden! Du bist der Stern, bei dessen Erlöschen wir bald straucheln werden. Erhalte uns Dein Leben, Mirabeau!

Mirabeau winkte ihm mit der Hand, indem er es nicht aushalten konnte, den sonst so schroffen und verstandesscharfen Freund so weich geworden zu sehen. Dumont und Clavière entfernten sich schweigend aus dem Zimmer, nachdem Mirabeau sie noch einmal mit seinen Blicken gegrüßt.

Gleich darauf wurden aber schon neue Besuche gemeldet. Als Mirabeau den Namen seines alten Freun-

des Cabanis nennen hörte, wurde er von einer Freude erfüllt, die sein ganzes Befinden neu zu beleben schien. Er stand wie gestärkt auf, um dem Freunde, der zugleich sein Arzt war, entgegen zu gehen. Denn keinem Andern, als dem sinnigen, liebenswürdigen Cabanis, dem Mirabeau stets eine wahrhaft zärtliche Liebe bewahrt, hatte er die Behandlung seiner schweren und räthselhaften Leiden anvertrauen wollen. Er hatte sich zwar in den politischen Bewegungen niemals mit Cabanis berührt, der bisher nur in stiller Zurückhaltung von den Stürmen der Zeit gelebt zu haben schien, aber Mirabeau liebte ihn so innig, daß er ihm jetzt fast mit einem Jubelruf der Freude seine Arme entgegenstreckte.

Cabanis aber kam nicht allein, sondern mit ihm sah Mirabeau noch zwei andere alte Freunde eintreten, deren Anblick ihm eine ungeheure Bewegung verursachte. Der Eine war Chamfort, der Andere Condorcet. Mirabeau hatte diese beiden Freunde seit längerer Zeit nicht gesehen. Er mußte zum Theil annehmen, daß sie sich in einer fremd und feindlich gewordenen Gesinnung von ihm abgewandt hatten. Sie traten aber so herzlich vor ihn hin, als wenn er sie gestern erst nach einem vertrauten und mittheilungsvollen Gespräch in alter, schöner Weise von sich entlassen hätte. Aus Chamforts Augen grüßte ihn eine unvergeßlich süße Vergangenheit der Freundschaft. Den weltverachtenden Scherz und die kühne menschheitliebende Philosophie jener großen Stunden, die sie einst zusammen verlebt, sah er noch, wie sonst, auf den Lippen seines Freundes Chamfort schimmern. Er hätte diese Lippen küssen mögen, und blickte lange zu Chamfort hinüber, aber dieser, von dem ihn entsetzenden Anblick Mirabeau's betroffen, bemerkte es nicht, daß ihm Mirabeau einen Kuß zu geben wünschte. Dann betrachtete Mirabeau seinen alten Freund Con-

dorcet, den hohen, majestätischen Philosophen, dessen Eis und Schnee, mit dem man ihn oft geneckt, schon beim Eintreten von seinen heimlich fließenden Thränen hinwegethaut zu sein schien.

Cabanis hatte zuerst den heutigen Zustand des Kranken erforscht, indem er sich über die Wirkung der ihm gereichten Arzneien zu unterrichten begann. Dann versank der mit Allem, was er sah und vernahm, keineswegs zufriedene Arzt in ein stummes, düsteres Hinbrüten. Mirabeau suchte über diesen ihm ängstlichen Moment hinwegzukommen, indem er eine Unterhaltung anzuregen begann.

Grüßen wir uns wirklich aus verschiedenen Feldlagern, meine alten Freunde? fragte er, Einen nach dem Andern freundlich anblickend. Ich weiß es wohl, Ihr wollt die Republik. Auch mein sanfter Cabanis dort, der sich eben seinen schönen Kopf über meine Leiden zerbricht, neigt sich seit einiger Zeit der Republik zu, und wird nach meinem Tode gewiß noch tiefer und mächtiger von dieser Leidenschaft entbrennen. Aber Ihr gehört Alle nicht zu den Republikanern, die nöthig haben, mich zu hassen. Ihr könnt mich schon wieder lieben, wie Ihr mich früher geliebt habt. Ich will die Monarchie, aber nicht eine Monarchie, welche den Männern der Ehre und Freiheit, wie Ihr, zuwider sein könnte. Denn ich will die Monarchie der Ehre und der Freiheit. Noch gestern habe ich einem einflußreichen Freunde erklärt, daß, wenn der König sich hinreißen lassen sollte, heimlich die Flucht zu ergreifen, wohin gewisse Rathgeber des Hofes drängen, ich sogleich auf die Tribüne steigen würde, um den Thron für erledigt und die Republik für angebrochen zu erklären! *)

*) La Marck I. L. 52.

Bleib' uns nur erhalten, Mirabeau! sagte Chamfort mit einer leisen, weichen Stimme. Durch Dein Leben kommen wir über die Fragen zwischen Monarchie und Republik am besten und würdigsten hinaus. Du darfst nicht sterben, denn nach Deinem Tode werden Leute, von denen auch wir uns mit Abscheu abwenden, sich als Helden und große Männer gebärden, und dann sind wir verloren!

Ja, rief Mirabeau, indem er sich mit einem Schauder in sich selbst zusammenpreßte, ich will Dir etwas sagen, Chamfort. Wenn ich sterbe, nehme ich die Trauer über den Untergang der Monarchie in meinem Herzen mit mir fort; nach meinem Tode werden sich die Parteien um ihre Fetzen streiten.*)

Nach diesen Worten trat ein feierliches Schweigen in dem Zimmer ein. Eine tiefe hinreißende Bewegung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt.

Kinder, begann Mirabeau dann wieder mit einem leichteren, fast fröhlichen Ton, wird mir nicht zu Muthe, als wären wir wieder die Freunde von ehemals, wo wir in herzlicher Liebe und im begeisterten Austausch der Gedanken im Salon der Madame Helvétius in Auteuil zusammenkamen. Was macht die alte, schöne, seelenvolle Freundin? Warum sendet sie mir keine Taubenpost aus ihrer Volière, um mir den segensreichen Frieden ihrer Grüße zu bringen?

Sie wird Dich besuchen, sagte Chamfort, mit einem trauten Kopfneigen. —

In diesem Augenblick wurde eine Deputation der Nationalgarde angemeldet. Als Frau von Saillant den Eintritt derselben für unmöglich erklärte, wurde die Botschaft hineingesandt, daß Mirabeau zum Ba-

---

*) J'emporte dans mon coeur le deul de la monarchie dont les débris vont être la proie des factiaux.

taillons-Chef der Nationalgarde gewählt worden sei. Mirabeau betrachtete lächelnd die ihm überbrachte Schärpe, und legte sie zu den anderen Ehrenzeichen, deren ihm in diesen Tagen so viele zu Theil geworden, auf den Tisch.

Jetzt löste sich draußen ein Kanonenschuß.

Beginnt schon die Leichenfeier des Achilles? rief Mirabeau, hoch aufathmend und mit feierlich erschrockener Stimme.

Die Freunde nahmen raschen Abschied von ihm. Mirabeau bedurfte der Einsamkeit und der Ruhe. —

XII.

Mirabeau's Ende.

Der Frühmorgen des 1. April 1791 war sonnig und heiter, wie ein voller Lenztag, aufgegangen. Mirabeau hatte die Nacht, unter der treuen Obhut seines Freundes Cabanis, der auf einer Chaise longue dicht neben seinem Bett geschlafen, wenigstens unter diesem Trost, den Freund bei sich zu haben, zugebracht. Aber seine Schmerzen und Beängstigungen, die sich in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Art gesteigert und verschlimmert, hatten ihm jeden Schlaf unmöglich gemacht. Bald trieben ihn die Krämpfe in der Brust und den Eingeweiden mit fürchterlichen Qualen empor, bald hatten ihn die Stockungen des Athems in eine verzweiflungsvolle Angst gestürzt. Oder es scheuchte ihn wieder das laute, schaurige Geräusch, welches seine Athemwerkzeuge von Zeit zu Zeit machten, aus dem Schlummer empor, der sich eben auf einen Augenblick über sein qualvolles Lager niedergesenkt hatte. Am

vergangenen Tage hatte er zuerſt darein gewilligt, daß Cabanis noch einen andern bewährten Arzt, den Doctor Le Petit, zur Behandlung der Krankheit zugezogen. Henriette von Nehra hatte von ihrem eigenen Krankenlager dringende und unaufhörliche Briefe an Mirabeau geſchrieben, welche ihn beſtürmten, auch noch den Doctor Le Petit, der ſie ſeit einiger Zeit neben Cabanis behandelte, zu Rathe ziehen zu wollen. Der kleine Coco hatte unter Begleitung des Dieners dieſe Briefe zu überbringen gehabt, und mußte ſie wacker mit ſeinen Bitten und Thränen unterſtützen.

Mirabeau hatte endlich dieſem Wunſch nachgegeben, den Cabanis ſchon von Anfang her mit allem Aufwand ſeiner Ueberredungskunſt geltend zu machen verſucht. Beide Aerzte begegneten ſich aber in der zuſammenſtimmenden Ueberzeugung, daß Mirabeau kein Gift empfangen habe. Aber ihre eigene Behandlung der Krankheit ſchien dadurch weder an Klarheit noch an Sicherheit und Erfolg gewonnen zu haben. Le Petit hatte es geſtern, als ihn Mirabeau ernſtlich fragte, nicht länger verheimlichen können, daß er keine Hoffnung mehr für die Erhaltung Mirabeau's hege. Mirabeau hatte am geſtrigen Tage, unter Beiſein des Grafen de la Marck, ſein Teſtament gemacht. La Marck bat ihn, in dieſem Teſtament unbedingt und rückhaltslos Alles anzuordnen, was er vollzogen zu ſehen wünſche, und, wo die Summen nicht ausreichten, es zu genehmigen, daß dieſelben alsdann von ihm zugeſchoſſen würden. Mirabeau nahm dies mit einem heitern Dankesblick an. Die größten und umfaſſendſten Vermächtniſſe beſtimmte er für die Nehra und den kleinen Coco, von dem die erſtere kaum Ausſicht hatte, ihren Freund Mirabeau um einige Tage zu überleben.

Heut aber war Mirabeau mit einer wunderbar kräftigen Erhebung seines ganzen Wesens von seinem Lager aufgestiegen. Cabanis folgte ihm erstaunt und ängstlich zu dem Fenster, zu welchem Mirabeau mit raschen und gewaltigen Schritten sich hinbegab. Mirabeau öffnete das Fenster, zu welchem die ersten Strahlen der Frühsonne hereindrangen, und sog begierig die einströmende Luft in sich auf. Alle seine Bewegungen verriethen die neue Energie, die in den einst so mächtigen Körper zurückgekehrt zu sein schien. Aber seine Physiognomie hatte noch immer den unheilvollen, erschreckenden, und das Schlimmste andeutenden Ausdruck, den sie seit einigen Tagen angenommen.

Mein Freund, sagte Mirabeau jetzt, vor dem geöffneten Fenster stehend, mit fester Stimme und ruhigem Ton: ich werde heut sterben! Wenn man so weit ist, dann hat man nichts weiter mehr zu thun, als sich mit Düften zu salben, mit Blumen zu kränzen, und mit Musik zu umgeben, um sich angenehm in den Schlummer hinüberzuträumen, von dem man, Gott sei Dank, niemals wieder erwacht! *)

Cabanis wollte ihn ängstlich vom Fenster zurückziehen, weil er die Einwirkung der frühen Morgenluft für schädlich hielt.

O lieber Freund Cabanis, entgegnete Mirabeau, Du bist ein großer Arzt, aber es giebt noch einen viel größeren Arzt, als Du bist, und das ist der Urheber des Windes, der Alles fortschleudert, des Wassers, das Alles durchdringt und befruchtet, des Feuers, welches Alles belebt oder zerstört! Dieser große Arzt und Urheber, nenne ihn wie Du willst, aber ich kenne

*) Cabanis Journal de la maladie de Mirabeau p. 306.

ihn doch, er hat heut Morgen mein Loos entschieden, und ich bin darüber fröhlich!

Dann ließ er sich einen Lehnsessel an das offene Fenster rücken und betrachtete die Bäume seines kleinen Gartens unter ihm, an denen das erste Frühlingsgrün in den anschwellenden Blättern und Knospen zu keimen begann. In diesem Augenblick trat die Sonne voll und strahlend am Himmel heraus.

Sieh, Cabanis, sagte Mirabeau, auf die Sonne hindeutend, wenn das nicht Gott ist, so ist es doch gewiß sein allernächster Anverwandter und Vetter.

Mirabeau ließ darauf seinen Kammerdiener herbeirufen, um sich vollständig und in einer solchen Toilette, wie er sie schon seit längerer Zeit nicht mehr angelegt, ankleiden lassen. Nachdem dies Geschäft an ihm beendigt worden, schien sein Gesicht plötzlich den vollständigen Ausdruck des Todes anzunehmen. Aber es war ein Tod, der so voll Leben war, daß sein lächelnder und leuchtender Ausdruck schon allen Kampf und alle Zweifel überwunden zu haben schien. Mirabeau hatte Sehnsucht, Menschen zu sprechen, und bat seinen Freund, der gestern den ganzen Tag hindurch alle Besuche von ihm fern gehalten, ihm heut die Gesichter aller seiner Freunde, die ihn noch liebten, ganz und vollständig zu gönnen.

Die erste Meldung, die heut geschah, kam wie gewöhnlich von dem König, der bisher jeden Morgen geschickt hatte, um sich mit angelegentlicher Bestellung nach dem Befinden Mirabeau's erkundigen zu lassen, und dies auch heut nicht versäumte. Als sich Mirabeau wieder mit Cabanis allein befand, sagte er in einem plötzlich wieder traurig werdenden Ton: Ich bedauere diesen guten König von ganzem Herzen. Es schmerzt mich wie eine Wunde, an ihn zu denken. Er ist preisgegeben und verrathen. In seiner ganzen

Umgebung hat er nur einen einzigen Mann, und das ist seine Frau!*)

Dann ließ sich eine Deputation melden, welche der Club der Jacobiner an Mirabeau abgesandt hatte, um ihm die Theilnahme der Gesellschaft an seinem Krankenlager auszudrücken. Mirabeau sann einen Augenblick betroffen nach, und ließ dann die Herren zu sich führen, an deren Spitze er Barnave erblickte. Barnave war in solcher Bewegung, daß er sich nur mit einem laut ausbrechenden Schluchzen Mirabeau nähern konnte, welcher, gerührt von diesem Ausdruck eines edeln und gefühlvollen Gegners, mit dem er sich so oft im Feuer der Debatte und der Parteileidenschaft gegenübergestanden, seine Arme nach ihm ausbreitete.

Barnave konnte nur einige Worte sprechen, da er seiner Thränen nicht mehr Herr zu werden vermochte. Ach, sagte Mirabeau, indem er den trefflichen Mann herzlich an sich drückte, da muß man wohl das Leben bedauern, wenn man einen solchen Freund findet in dem Augenblick, wo man es verläßt!**)

Dann musterte Mirabeau die zahlreiche Reihe dieser Deputation, die sich vor ihm aufgestellt hatte.

Ihr seid gewiß Alle gern zu mir gekommen, meine Freunde, sagte er, sie herzlich begrüßend.

In diesem Augenblick fiel ihm durch einen seltsamen und beinahe unheimlichen Zug der Gedanke ein, daß Alexandre von Lameth, welchen er unter den Jacobinern immer für seinen bösartigsten und unversöhnlichsten Gegner gehalten, nicht mit erschienen war.

Ich weiß nicht, warum mich gerade verlangt hätte, heut auch meinen ehrenwerthen Gegner, Alexandre von Lameth, hier zu sehen, sagte Mirabeau, fast ängst-

---

*) „Le Roi n'a qu'un homme c'est sa femme."
**) Nach dem Bericht von Fissot II. 284.

lich umherblickend. Alexandre Lameth hat sich gewiß geweigert, mitzukommen.

Er hat eine Scheu gehabt, die wir nicht überwinden konnten, entgegnete Pétion, der zu der Deputation gehörte. Der Club wählte ihn, aber er nahm es nicht an.

Nun, sagte Mirabeau, indem plötzlich ein Unwillen in ihm durchbrach, ich wußte wohl, daß er ein starker Parteimann ist, aber mir war noch nicht bekannt, daß er zugleich ein Narr ist.

Aber die Empfindung, welche sich Mirabeau's bemächtigt hatte, schien einen düstern und unerklärlichen Schatten in seine Seele geworfen zu haben.

Die nächste Meldung aber, die ihm nach dem Abtreten der Jacobiner gemacht wurde, entriß ihn wieder diesem Gefühl, über das er sich durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte. Es war Talleyrand, der Bischof von Autun, der jetzt das Präsidium der Nationalversammlung leitete, und sowohl im Auftrage der Versammlung, als auch aus seinem persönlichen Antriebe, an Mirabeau's Krankenlager trat.

Drei Mal täglich habe ich es versucht, zu Euch zu gelangen, mein theurer lieber, alter Freund! sagte Talleyrand beim Eintreten, indem er zu Mirabeau heranschritt und die Hand desselben mit einem zierlichen Gefühlsausdruck ergriff. Aber es war unmöglich, durch die Volksmassen, die Euere Straße sperren, mit dem Wagen hindurchzukommen. Da mußte ich mich immer begnügt sein lassen mit den Nachrichten, die in Euerer Straße über Euer Befinden umherlaufen. Das Volk giebt jetzt sogar gedruckte Bulletins über Euch aus, die an allen öffentlichen Orten in Paris ausliegen.*) Mein Gott, wie erschütternd ist es,

*) Montigny VIII. 435.

Graf Mirabeau, daß Ihr so leiden müßt. Aber wenn es trösten kann, ein Ereigniß zu sein, so tritt der Fall hier für Euch ein. Es ist wahrlich ein Ereigniß für ganz Frankreich geworden, daß ein so kostbares Leben, wie das Eurige, in Gefahr schwebt. Wie ich gesehen, hat das Volk sogar in der Nähe Eures Hauses die Straßen verbarricadirt, damit Ihr durch das Geräusch der Wagen nicht gestört werdet.

Ich bedauere also, daß Ihr nun meinetwegen habt eine Strecke zu Fuß laufen müssen, sagte Mirabeau lächelnd. Aber ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. Es liegt mir viel daran, mit Euch im Einklang zu scheiden, denn ich habe Euch einst, ohne es zu wollen, verletzt. Ihr seht, wie glücklich ich bin, daß das Volk mein Haus umgiebt bis zum letzten Athemzug meines Lebens. Oh, Talleyrand, das ist ein gutes und gefühlvolles Volk, welches Ihr da gesehen habt. Dies Volk ist werth, daß man sich seinem Dienst weihe, und Alles thue, um ihm seine Freiheit aufzurichten und zu begründen. Es war mein Ruhm, mich ihm während meines ganzen Lebens gewidmet zu haben, und jetzt fühle ich, wie süß es ist, in seiner Mitte zu sterben!*)

Ihr habt noch keine Zeit zu sterben, sagte der Bischof von Autun. Das Heil Frankreichs ist ja noch auf Euch gestellt, Graf Mirabeau!

Ihr werdet länger leben als ich, Talleyrand, sagte Mirabeau mit einem ruhigen, gedankenvollen Ausdruck. Ihr werdet noch Viel in der Welt zu thun bekommen, und Euern Händen wird jeder nur irgend bildsame Stoff gehorchen. Wenn Ihr einst an Mirabeau denken wollt, so laßt es Euch angelegen sein, die engste und innigste Verbindung zwischen England und Frankreich

*) Cabanis p. 297.

herbeiführen zu helfen. In dieser Allianz liegt die einzige Gewährleistung für die Freiheit und Civilisation der heutigen Völker. Das ist mein politisches Testament, zu dessen Vollstrecker ich Euch ernennen möchte, so wie ich mir auch erlaubt habe, Euch zu Einem meiner bürgerlichen Testamentsvollzieher zu bestimmen.*)

Talleyrand küßte ihn drei Mal auf die Wange, und sagte dann, daß die innere Bewegung, von der er sich überwältigt fühle, ihm nicht gestatte, länger zu verweilen. Er versprach am andern Tage wiederzukommen, und entfernte sich dann eiligst aus dem Zimmer. —

Bald darauf trat der Graf de la Marck ein, der ein heimliches Gespräch mit Mirabeau begehrte. Cabanis entfernte sich in ein Nebenzimmer, und La Marck brachte eine Angelegenheit zur Sprache, über welche sie schon vor einigen Tagen mit einander verhandelt hatten. Mirabeau kam ihm diesmal schon mit seiner Erklärung entgegen, und sagte: Mein Freund, Ihre Sorgsamkeit ist wohl begründet. Allerdings habe ich eine Menge geheimer Papiere bei mir, wodurch sich viele Menschen auf das Gefährlichste compromittirt sehen könnten, besonders aber auch diejenigen Personen, welche ich so gern den sie umdrohenden Gefahren entrissen hätte. Am klügsten wäre es vielleicht, alle diese Papiere heut, wo ich meinen Tod finden werde, zu vernichten, aber ich gestehe, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Denn ich muß hoffen, daß die Nachwelt einst in diesen Papieren die beste Rechtfertigung meines Verhaltens in der letzten Zeit, ja die eigentliche Ehre meines Gedächtnisses finden wird. Ich übergebe Euch diese Papiere, damit Ihr sie unseren Feinden entzieht, welche schon unten auf der

*) Montigny VIII. 459.

Straße wie Raubvögel auf diese Beute lauern. Aber Ihr müßt mir versprechen, La Marck, daß Ihr diese Papiere einst bekannt machen wollt, denn Euerer Freundschaft und Treue ist es vorbehalten, durch die Veröffentlichung dieser Schriften mein Andenken und meine Ehre zu wahren! *)

La Marck reichte seinem Freunde feierlich die Hand, und empfing jetzt aus den Händen Mirabeau's einen Schlüssel mit dem Bedeuten, damit das geheime Schubfach eines Wandschrankes zu öffnen. Die darin vorgefundenen, wohlgeordneten und eingewickelten Papiere verbarg La Marck dann sorgfältig in seiner Tasche. —

Indem La Marck und Mirabeau, nahe nebeneinandersitzend, sich noch vertraut zu unterhalten fortfuhren, bemerkte Mirabeau nicht, daß sich inzwischen der Hintergrund seines Zimmers mit verschiedenen Gestalten von Männern und Frauen anzufüllen begonnen. Es hatte sich dort eine schweigende und erwartungsvolle Gruppe aufgestellt, die nicht näher zu treten wagte, und trauernd und feierlich auf den Moment harrte, wo Mirabeau ihrer ansichtig geworden wäre. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür von Neuem, und noch Andere traten ein, welche auf die Beachtung Mirabeau's ein großes Recht zu haben schienen.

Mirabeau wurde jetzt aufmerksam, richtete sich verwundert und bewegt von seinem Sessel auf, und betrachtete die Gestalten, von denen sich ihm jetzt einige zu nähern begannen, während andere noch im Hintergrunde zurückblieben.

Wer seid Ihr? sagte er mit einer Stimme, die froh und bange zugleich erklang. O mein Gott, ich kenne Euch! Ihr seid alle die Gestalten meines Le-

*) La Marck. I. 956.

bens, die ich einſt geliebt und geehrt habe. Auch Du, Henriette, meine ſüße Freundin? Du ſiehſt bleich aus, wie der Tod, Yet-Lie. Nicht wahr, Du haſt Dich von Deinem Krankenlager aufgerafft, um mir noch einmal den Gruß Deiner Augen zu ſpenden. Und das iſt Freund Coco an Deiner Hand, den Du mir noch einmal bringen wollteſt. O, das iſt die traute Horde Mirabeau's! Lebt wohl, lebt Beide wohl!

Henriette breitete mit einem Schmerzensſchrei ihre Arme nach ihm aus, aber er winkte ihr, ſich ihm nicht mehr zu nähern.

Und das iſt Chamfort! Und das iſt Condorcet! Und das iſt das beſte Herz mit der beredteſten Zunge, das iſt der Abbé Cerutti! rief Mirabeau mit leuchtenden Augen, indem er mit ſeinem Finger erſtaunt auf die genannten Perſonen deutete. Du ſollſt mir die Leichenrede halten, Cerutti. Willſt Du das?

Cerutti grüßte ihn mit einer ernſten, wehmuthsvollen Gebärde.

Ach, und das iſt meine alte, treue Freundin, Madame Helvétius! fuhr Mirabeau fort, indem er vor der ehrwürdigen, in Thränen ausbrechenden Frau, die am Arm ihres Freundes Cabanis in einer Ecke des Zimmers lehnte, ſich mit tiefen Grüßen neigte.

Und dieſer artige Page, welcher dort ſteht? fragte Mirabeau weiter.

La Marck flüſterte ihm zu, daß die Königin dieſen Pagen abgeſandt habe, um ſich nach Mirabeau zu erkundigen und dem Kranken ihre Theilnahme auszudrücken.

O die Königin! rief Mirabeau erſchüttert. Ich hätte gern mein Leben gelaſſen, um das ihrige, welches ſo koſtbar und ſchön iſt, zu erhalten!

Sein Auge verweilte jetzt auf seiner Schwester, die mit einer andern schwarzgekleideten Dame, deren Hand sie in der ihrigen hielt, hinten an der Thür stand.

Das ist meine Schwester! Mit einer Treue und Zärtlichkeit ohne Gleichen haben wir Beide uns geliebt! sagte Mirabeau, indem er der Frau von Saillant seine Küsse zuwinkte. Und wen hast Du mit Dir gebracht, meine Schwester? Wen hast Du mit Dir gebracht?

Mirabeau erkannte seine Frau, Emilie von Marignane, die ihn aus der Ferne mit einer fast ehrerbietigen Liebe grüßte. Er streckte die Hand mit einer lächelnden versöhnungsvollen Gebärde nach ihr aus. Aber dann begann er zu schwanken und hintenüber zu taumeln. Cabanis und Chamfort ergriffen ihn in ihren Armen, und führten ihn auf seinen Sessel zurück.

Und Ihr seid Alle gekommen, Ihr Alle, die ich liebte, um den Todesreigen um mich zu schlingen! rief er nach einer Pause, mit einer merkwürdig veränderten Stimme. Als ich heut Morgen aufstand, rief ich nach Musik, nach Blumen und Kränzen! Und Ihr seid gekommen, und habt mich noch einmal mit den Kronen der Liebe geschmückt, und Euer Abschiedsgruß tönt sänftigend durch meine großen Schmerzen! Habt Dank!

In diesem Augenblick aber wurde er von so furchtbaren Krämpfen ergriffen, daß er es nicht mehr aushalten zu können erklärte. Dann klagte er über heftige Schläge in seinem Kopf und bat seine Aerzte, ihm Opium zu geben, um sich durch Schlummer von seinen Qualen zu retten. Dann aber hörte sein Athem plötzlich auf zu gehen. Mirabeau war todt. —

Von seinem Hause her, vor welchem das Volk in dichtgedrängten, feierlichen Schaaren diese Nachricht empfing, verbreitete sich die Todeskunde wie ein anschwellender, brausender Strom durch ganz Paris, und hallte in allen Herzen wieder. — —

An demselben Tage, wo Mirabeau starb, diente ein zweifelhaftes Ereigniß, das sich in seinem Hause zutrug, zur Bestätigung der düstern Gerüchte, die über seinen Tod und die ihm vorangegangene Krankheit in allen Kreisen von Paris umherliefen. Mirabeau's Schreiber, der junge Camps, wurde auf dem Boden des Hauses gefunden, wo er eben den Versuch gemacht hatte, sich zu erhängen. Man hatte ihn schon in einer verdächtigen Aufregung und Verwirrung die Treppe hinaufstürzen sehen, indem er unaufhörlich schrie: Gift! Gift! Welch' eine Schandthat!*) Es gelang, ihn wieder in's Leben zurückzurufen, aber er stellte sich irrsinnig, ohne durch seine weiteren Aeußerungen zur Aufhellung des räthselhaften Dunkels etwas beizutragen. An seiner Person konnte nur sein heimlicher Umgang mit den Jacobinern, namentlich mit Alexandre Lameth, verdächtig gefunden werden.

Die immer allgemeiner sich verbreitenden Gerüchte, mit denen sich die lauten Klagen des Volkes verbanden, veranlaßten die Staatsanwaltschaft, auf die Oeffnung der Leiche Mirabeau's zu dringen. Vier Aerzte erklärten sich mit der größten Bestimmtheit für die Meinung, daß Mirabeau vergiftet worden sei. Vier andere Aerzte wollten mit derselben Bestimmtheit das Vorhandensein des Giftes im Körper läugnen. Diese letzteren waren zum Theil als Männer bekannt, welche

*) Montigny Mémoires sur Mirabeau VIII. 471.

es für ihre Pflicht hielten, die Parteien zu versöhnen, statt sie zu einem noch erbitterteren Kampf gegen einander aufzuregen. Die Familie Mirabeau's hat stets den Glauben festgehalten, daß Mirabeau seinen Tod durch Gift gefunden habe.

Die Bestattung Mirabeau's wurde eine Nationalfeier, in der sich alle Stände und Parteien, das ganze Volk, alle Behörden, die Minister und die Nationalversammlung, die Truppen des Königs und die Nationalgarden, zu einem niegesehenen, von Trauer und Begeisterung wogenden Zuge vereinigten. Die Priester waren mit einem Corps von Musikern vorausgeschritten, die auf fremden, bisher noch selten gehörten Instrumenten, die man erst seit Kurzem in Paris eingeführt hatte, namentlich dem Tamtam und der gewaltigen Trombone, herzzerreißende Klagemelodieen spielten.

Das Volk, in einen wunderbaren stillen Schmerz gehüllt, blickte unaufhörlich, und mit fließenden Thränen in den Augen, auf den Sarg Mirabeau's, der mit der Bürgerkrone und allen militairischen Attributen geschmückt, von zwölf Nationalgardisten und vier Mitgliedern der Nationalversammlnng dahingetragen wurde.

Hinter dem Körper her wurde das Herz Mirabeau's, mit einer Blumenkrone geschmückt, fortgeführt.

Der Club der Jacobiner, der, nur mit Ausnahme einzelner Personen, sich vollständig diesem Trauergeleit angeschlossen hatte, schritt unmittelbar hinter der Nationalversammlung einher.

In der Kirche Sainte-Geneviève, wo der Körper Mirabeau's beigesetzt wurde, hielt der Abbé Cerutti die Leichenrede.

Bald darauf begehrte das Departement von Paris, daß das Pantheon dem Begräbniß der großen Männer Frankreichs geweiht werde, und daß der Körper Mirabeau's darin zuerst aufgenommen werden solle.

Der Jacobiner-Club beschloß, auf dem Altar in seinem Sitzungssaale auch die Büste Mirabeau's, neben denen von Jean Jacques Rousseau und Helvétius, als die dritte aufzustellen. —

Inhalts-Verzeichniß.

Siebentes Buch.

Die National-Versammlung.

	Seite
I. Der fünfte Mai	5
II. Spaziergang nach Trianon	24
III. Der Marquis Riquetti von Mirabeau	45
IV. Die ersten Republikaner	66
V. Ein Sarg	87
VI. Der Kampf um die Bastille	97
VII. Ludwig XVI. und Marie Antoinette	122

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

I. Die Aristokraten	156
II. Madame Le Jay und das Veto	179
III. Die Oktobertage	195
IV. Die Reise zur Königin	222
V. Der Retter der Monarchie	229
VI. Mirabeau bei den Jacobinern	239
VII. Mirabeau und Henriette	256
VIII. Gift	267
IX. Mirabeau's Ende	280

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google